Studienreisen in England.

Studienreisen in England.

Bilder

aus

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Julius Rodenberg.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1872.

Vorwort.

Die nachfolgenden Aufsätze sind zu verschiedenen Zeiten nach längerm und mehrfach wiederholtem Aufenthalt in England geschrieben worden. Sie geben ebenso sehr Eindrücke wieder, als sie Studien recapituliren, zu welchen jener Aufenthalt anregte. Zum größern Theile bereits früher in Zeitschriften veröffentlicht, hat der Verfasser sie seitdem erweitert, neu bearbeitet und hier zum ersten mal gesammelt. Die Einheit des Ortes, des Gegenstandes und, wenn ich so sagen darf, der Stimmung, verleiht ihnen einen gewissen innern Zusammenhang, der ihr Erscheinen in dieser Form rechtfertigen wird, obwol sie nicht beanspruchen dürfen, als ein im systematischen Sinne geschlossenes Ganzes betrachtet zu werden. Ueberall von einem vorwiegend literar- und culturhistorischen Gesichtspunkt ausgehend, greift der Verfasser dieser Skizzen da und dort aus den einzelnen Perioden von Englands Entwickelung auf beiden Gebieten ein Moment heraus, allerdings nicht willkürlich, sondern stets von der Idee geleitet, es zum Mittelpunkt eines Bildes

zu machen, welches von dem Besondern eine Perspective bietet auf das Allgemeine: das Volk und das Land.

Wenn es dem Verfasser gelungen ist, Personen und Zustände richtig darzustellen, so darf das nicht als sein Verdienst, sondern muß als dasjenige der englischen und deutschen Forscher gelten, denen er sich angeschlossen; was er aus seiner eigenen Anschauung hinzugefügt, das ist der landschaftliche Hintergrund, die locale Färbung, die Beziehung auf den Grund und Boden, aus welchem jene Personen und Zustände hervorgegangen. Ihm war es ein unerschöpfliches Vergnügen, die Stätten aufzusuchen, welche mit den Gegenständen seines Interesses in irgendeiner örtlichen Verbindung standen, und die Veränderungen zu studiren, welche sie durchgemacht haben mochten im Laufe der Jahrhunderte. Keinen Platz und keinen Winkel, der sich auf ihre Geschichte bezog, ließ er unbetreten; tagelang, inmitten dieses blühenden Lebens, ging er den Spuren der Vergangenheit nach in alten Kathedralen und rauchgeschwärzten Häusern, in Schloß und City, am Meer und im Lande, auf Strand und Straße.

Die See, welche den Blick von Englands Küsten hinausträgt in ein scheinbar Grenzenloses, und die Stadt, welche den Eindruck strengster Besonderheit, eigenthümlichsten Seins gibt — der Kirchthurm, über welchen tausend Existenzen nicht hinauszuschauen vermögen, während tausend andere mit dem Segel ins Unermeßliche schwanken — dieser Gegensatz und diese

Wechselwirkung des von alters her Geheiligten, Feststehenden, ja Pedantischen auf der einen, des ewig Veränderlichen, Phantastischen und Abenteuerlichen auf der andern Seite, geht von den natürlichen Anfängen aus durch das Leben, die Geschichte, die Dichtung Englands, und ich würde mich freuen, wenn das vorliegende Buch einige von den mannichfaltigen Lichtern widerspiegelte, welche sich aus der angedeuteten Betrachtungsweise ergeben.

Dieses Buch lag in allen seinen einzelnen Bestandtheilen fertig vor, als der Krieg von 1870 jede weitere Beschäftigung mit demselben aufhob. Vielleicht ist es jetzt gestattet, mit dieser, wie mit so vielen andern Arbeiten des Friedens, da wieder anzuknüpfen, wo der Krieg uns unterbrach. Der krankhafte Zug, welchen der deutsche Kosmopolitismus, durch die Verhältnisse fast dazu gedrängt, an sich trug, ist ausgemerzt; was Gesundes an ihm ist, wollen wir auch fernerhin pflegen. Es ist nicht der Deutschen Art, sich selbstgefällig abzuschließen. Wir werden fortfahren, uns mit dem Ausland zu beschäftigen und anzuerkennen, was es Großes hat. Allein die Wirkung wird eine andere sein, als sie früher gewesen. Auch uns ist Anerkennung im weitesten Maße zutheil geworden; aber der Genius des deutschen Volks wird uns davor behüten, daß wir uns im Anschauen der eigenen Größe berauschen und verlieren. Mit dem Bewußtsein, daß wir, was wir gegenwärtig sind, nur aus eigener Kraft geworden; mit dem frohen Gefühl des Schaffens und Wirkens rings um uns her, werden

wir ebenso wenig die Freundschaften früherer Jahre verleugnen, als wir es mit tiefem Bedauern sehen würden, wenn Feindschaften sich verlängerten, deren erster Keim nur in dem Fehler lag, welchen Deutschland mit Gottes Hülfe vermeiden wird: in der Selbstüberhebung und dem Mangel einer neidlosen Anerkennung des Fremden!

Eisenach, im September 1872.

Julius Rodenberg.

Inhalt.

Kent und die Canterbury-Geschichten.

1.

Dem Deutschen, welcher England besucht, wird vor allem unvergeßlich bleiben der erste Blick auf „Albions früheste Schönheiten“, wenn aus einem frischathmenden, grünen Meer die weißen Klippen von Dover vor ihm aufsteigen. Mit dem Gefühl, daß er hier ein neues Land betreten, verschieden von allem, was er bisher gesehen, betritt er den Boden von Kent. Andere Gesichter, andere Häuser, andere Landschaften, ein anderer Himmel und eine andere Art zu leben treten ihm plötzlich entgegen; aber dennoch heimelt ein Klang ihn an wie aus der fernen Vorzeit. Er erinnert sich, daß seine eigene Vergangenheit ihn hier begrüßt, und er gedenkt dieser Worte, die sich in Camden's „Britannia“ finden, daß „hier das erste Sachsenreich in Britannien anno Christi 456 gegründet und von ihnen Cantwararŷc genannt“ worden sei (edit. Francof., p. 242).

Wo jetzt die rothe Fahne mit den blauen Kreuzbalken weht, da flatterte damals das Sachsenbanner mit dem weißen Pferd. Es war das Pferd, dessen Figur die Schiffe der Sachsen schmückte, wie sie noch heut die Strohdächer der Bauernhäuser in Niedersachsen schmückt, das weiße Roß, welches Hengist und Horsa im Schilde führten und

welches durch die hannoverische Succession sogar in das Wappen der drei vereinigten Königreiche gekommen ist. Erst seit der Thronbesteigung der Königin Victoria ward es wieder daraus entfernt; doch aus unvordenklicher Zeit ist es der Grafschaft Kent verblieben: und dort, im alten Sachsenreich, dem ehemaligen Reich der Männer von Cantium, erzählt es die Geschichte der Vergangenheit dem Wanderer, der dieses Land im Sonnenschein durchpilgert.

Ein herrliches Land, dieser „Garten von England", gesegnet mit allem, was das Herz erfreut — mit Obst und Korn und Hopfen, mit Wiesen und Wäldern voll stattlicher Eichen und Ulmen, mit fischreichen Flüssen, mit Dörfern am Wege. Dazwischen hier und da, von seinem Park und hundertjährigem Baumwuchs umgeben, eine der baronialen Hallen, an welchen keine andere Grafschaft so reich ist als Kent, oder eins jener altmodigen Manorhäuser im Tudorstil, von jeher der Sitz der landbegüterten Gentry. Welch ein Reiz des Anheimelnden, des Ehrwürdigen und der Vertraulichkeit schwebt doch um die rothen Backsteinmauern dieser Landsitze, wenn sie, zwischen den Städten, deren Inneres dröhnt von dem Sausen der Arbeit, zur Seite des Wegs aus dem dunkeln Schos ihrer Baumkronen auftauchen; Bilder der vornehmen Ruhe, Bilder des sichern Besitzes, Bilder der Dauer und Beständigkeit inmitten des unaufhörlichen Wechsels, dem wir andern unterworfen sind. Alt und doch nicht überlebt, abgeschlossen und doch nicht feindlich, stolz und doch nicht beleidigend stehen sie noch immer da, verschont von den Stürmen, welche die Schlösser von Frankreich gebrochen und diejenigen von Deutschland bedroht haben, Sitze der Mannhaftigkeit, des Wohlwollens, der Gastfreundschaft, die ältern Brüder der Städte, die Ueberreste des herzigen Altenglands. Grund-

besitzer lebten hier, — Squires genannt — Leute, die nicht eigentlich adelig waren, obwol sie eine lange Reihe von Ahnen haben mochten und ganz gewiß ein gutes Wappen hatten. In der Mitte stehend zwischen dem Adel und den Hüttenbewohnern bildeten diese „Squires" die berühmte alte „Gentry", die Substanz des Landes, „the might of the realm", den wahren Kern der englischen Nation, der den Reichthum und die Unabhängigkeit derselben repräsentirte und von dem eisernen Regiment Cromwell's gekräftigt wurde zu derselben Zeit, wo dieser die Häupter der Nobility zerschmetterte. Die Begriffe des „Squire", der „Gentry" und damit zusammenhängend des „Gentleman" sind so durchaus englisch, daß man sie dem continentalen Verständniß nur durch Umschreibung erklären kann. Was der „Gentleman" im moralischen Sinne ist, wissen wir allenfalls und haben es sogar in unsern Sprachgebrauch aufgenommen. Allein dies ist doch nur eine Seite des Begriffs und erschöpft ihn keinesfalls ganz. Der „Squire" — eine veraltete Bezeichnung, an deren Stelle der „Country-Gentleman" getreten ist als eine der beneidenswerthesten Persönlichkeiten im modernen englischen Leben — war ursprünglich ein Ritterbürtiger, der Sohn eines Ritters, bevor er den Ritterschlag empfangen, dann jeder Inhaber eines einfachen Lehns von mehr als 20 Pfd. Sterling Einkommen, welches zum Ritterschlage berechtigte; mehr und mehr jedoch entzog er sich dieser kostspieligen Ehre und schon seit dem 46. Regierungsjahre Eduard's III. (1373) wurde der Titel „Squire" jedem größern Grundbesitzer zugestanden, ohne Rücksicht auf Ritterbürtigkeit oder Lehnsverhältniß. Der „Squire", der „Lord of the manor" ist häufig als ein Gutsbesitzer von niederm Adel definirt worden: das ist er nicht, er ist mehr und er ist weniger;

weniger, weil er einen legalen Status, wie der Edelmann, nicht hat — mehr, weil er unter Umständen von aristokratischerm Herkommen sein mag als jener und einen localen Einfluß besitzt, der auf kein Gesetz zurückzuführen ist, sondern mit dem Grundbesitz selber, oft durch Jahrhunderte, von dem Vater auf den Sohn sich vererbt hat. „Nobilis fit"; der englische Peer und Lord wird gemacht, unter den alten Titeln steckt oft eine sehr neue Familie. Aber „nascitur generosus", zur Gentry muß man geboren sein, und sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Antwort, welche Jakob I. in den Mund gelegt wird, als er, nach seiner Thronbesteigung in England, von seiner Amme gebeten ward, daß Seine Majestät die Gnade haben möge, ihren Sohn zum Gentleman zu machen. „Meine gute Frau", soll er gesagt haben, „ich kann ihn zum Lord machen; aber es ist außer meiner Gewalt, ihn zum Gentleman zu machen." Ja, Selden, der berühmte englische Jurist, dessen 1614 publicirter „Treatise on titles of honour" noch heut in Bezug auf alle die Rangverschiedenheit der Nobility und Gentry betreffenden Fragen als Autorität gilt, ging sogar so weit zu behaupten, „daß nicht einmal Gott der Allmächtige einen Gentleman machen könne". Man wird sich das Verhältniß am besten folgendermaßen klar machen: dem eigentlichen, dem hohen Adel, wenn man sich eines unsern continentalen Begriffen ungefähr entsprechenden Wortes bedienen will, der „Nobility", steht die „Gentry" gegenüber. Die Gentry zerfällt in die titulirte und die nicht titulirte, von denen die erstere aus Baronets und Knights gebildet wird. Die Baronets und die Knights machen die beiden Klassen desjenigen Grades aus, welche, mit der „Nobility", dem hohen Adel, verglichen, als die „lesser" oder „lower no-

bility", der niedrigere Adel, bezeichnet wird. Allein weder der Baronet noch der Knight hat jemals außer seinem Titel und dem Vortritt in der Rangliste das geringste Privileg vor dem alten Squire oder untitulirten Gentleman vorausgehabt; sie bildeten vielmehr und bilden immer noch zusammen die Gentry, welche nur für das Unterhaus wahlberechtigt und wählbar, während die Nobility durch Gesetz zum Oberhaus berufen ist.

Aber der Adel in England, die Nobility, kann sich, was das Alter betrifft, weder mit dem Adel in Deutschland, noch viel weniger mit dem in Frankreich messen. Es kommt das zunächst daher, daß er seiner Natur nach ein politischer ist, der, wie vorher schon angedeutet, auf das genaueste mit der Repräsentation im Oberhause zusammenhängt: ein Lord ist auch immer ein Peer; und daß er demgemäß ein charakteristisches Merkmal seines Ursprungs besser bewahrt hat als der Adel in irgendeinem andern Lande der Christenheit. Aller Adel ist und konnte nur ursprünglich ein Verdienstadel sein; aber durch die unbegrenzte Erblichkeit einer ihrem Wesen nach persönlichen Auszeichnung ist in den meisten übrigen Ländern dieser Charakter fast ganz verloren gegangen. In England hat er sich principiell nicht nur erhalten, sondern es scheint in neuerer Zeit die Tendenz dahin zu gehen, ihn auch factisch immer mehr zur Geltung zu bringen. Wiewol Erblichkeit vorhanden, ist sie doch eine beschränktere; die Kinder der großen Geschlechter kehren nach einer bestimmten Zeit in das Volk zurück, aus welchem ihre Väter emporgestiegen; ja der älteste Sohn eines Peers, der nach Ableben seines Vaters selber Peer werden wird, gilt bei Lebzeiten desselben wenn auch conventionell (title by courtesy, durch einen Titel der Höflichkeit), doch nicht rechtlich als ein Lord,

und kann deshalb so lang ins Unterhaus gewählt werden. Umgekehrt ist es in England mehr als anderswo Gebrauch, das Verdienst als solches zu adeln, indem man ihm einen Sitz im Hause der Lords gibt. Zwanzig der größten Adelsfamilien sind durch Bürger und Kaufleute der City begründet worden, und siebenzig Peers verdanken ihre Erhebung einer erfolgreichen Laufbahn als Advocaten oder Verwaltungsbeamte. Der englische Adel ist eine Institution mit lebendigem Organismus, in welcher das Blut sich durch Assimilation sowol als Ausstoßung der verbrauchten Elemente beständig erneut; anstatt sich von dem Volke zu trennen, hat er stets seine beste Kraft aus dem Zusammenhange mit demselben gezogen, und wenn er daher weniger Ahnen hat als der Adel des Continents, so besitzt er dafür mehr Popularität und größern Reichthum. Ein „Titel ohne Mittel“ gilt nicht viel in England, und Bankrott ist daher immer als ein hinreichender Grund zur Degradation angesehen worden. Ein Dutzend Peers könnte man nennen, heillose Verschwender, welche, nachdem sie das Ihrige durchgebracht und in Armuth versunken, deswegen zu ihrem Sitze im Oberhaus entweder nicht mehr berufen, oder aus der Liste desselben geradezu gestrichen worden sind. Noch massenhafter haben in den frühern Jahrhunderten die Kriege, in den spätern die Revolutionen und Verschwörungen unter den Lords aufgeräumt. Der Krieg zwischen der rothen und weißen Rose hat ganze Hekatomben adeliger Schlachtopfer gefordert: wurde doch ganz ausdrücklich vor den Bataillen der Befehl ertheilt, nur den Gemeinen Pardon zu geben, alle vom Adel aber zu tödten. So kam es, daß in den dreizehn Schlachten, vom Tage von St.-Albans im Jahre 1455 bis zu dem von Bosworth im Jahre 1485, 2 Könige, 4 Prinzen, 10 Her-

zoge, 2 Marquis, 21 Grafen, 2 Viscounts und 27 Barone fielen — sei es auf offenem Felde, sei es nachher, infolge von Mord. Andererseits war es Anklage wegen Hochverraths — attainder — welche seit den Tagen des Eroberers die Reihen des englischen Adels blutig gelichtet hat: nicht weniger als 80 Lords starben unter den Händen des Scharfrichters oder Henkers.

Von dem großen Normannenadel Wilhelm's des Eroberers ist keine Spur mehr übrig; ebenso wenig von den Schöpfungen Königs Johann ohne Land. Von den ältesten titulirten Familien Englands können drei ihren Stammbaum bis zu den Tagen Heinrich's III., und drei bis zu denen Eduard's I. verfolgen; aber merkwürdigerweise finden sich diese Familien auf der untersten Rangstufe der englischen Peersliste, während die höhern Würden derselben auf einen immer modernern Ursprung zurückdeuten. Kaum ein Sechstel aller gegenwärtig im Oberhause vertretenen Häuser besaß seine Titel schon zur Zeit der Revolution von 1688, und seit 30 Jahren ist die Liste der Peers um mehr als 60 neue Namen vermehrt worden. Von 20 Herzogthümern stammt nur eins aus dem 15. Jahrhundert, und das älteste Marquisat ist nicht älter als das 16. Von 108 Earlthümern stammen nur zwei aus dem 15., dagegen 31 aus dem 18. und 54 aus dem 19. Jahrhundert, und von den Viscounts datirt nur einer sein Haus aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert gibt es nur noch Baronien: vier aus dem 14., sechs aus dem 13. Jahrhundert, von denen drei durch Frauen — „peeresses in her own right“, Peeressen in ihrem eigenen Rechte — vertreten werden. Eine derselben, Baroneß Boscawen, vertritt die Baronie Le Despencer; diese und die Baronie de Ros sind die beiden ältesten Adelsgeschlechter

des heutigen Englands: sie sind creirt worden im Jahre 1264. Darüber hinaus kann kein zur Peerage gehöriges Haus seinen Ursprung verfolgen, während der Name und die Familie von manch einem Angehörigen der Gentry verzeichnet steht im Doomsday-book des Eroberers, wie z. B. diejenige des heute so sehr bewunderten Malers der „Hugenottenbraut“, John Millais Esq. Freilich war der Squire der alten Zeit ein anderer Mann, als es sein Nachkomme, der Country-Gentleman der Gegenwart ist; aber doch war der Unterschied nicht größer als der des Lebens von damals und von heute überhaupt. Wer ihn in seiner rauhen, zuweilen rohen, aber immer doch im Grunde jovialen Weise kennen lernen will, der muß die Romane des vorigen Jahrhunderts lesen, z. B. „Tom Jones, der Findling“, in welchem Fielding uns ein gar ergötzliches Bild der beiden würdigen Nachbarn Squire Western und Squire Allworthy gibt, von denen der eine nichts thut, als andere Leute glücklich zu machen, während der zweite — offenbar ein treueres Bild seiner Zeit — nichts thut, als auf die Jagd zu reiten, zu fluchen und sich mit seinen Pastoren zu betrinken.

Nicht minder alterthümlich als diese Wohnsitze der begüterten Landeigenthümer in Kent sind die Städte. Da ist vor allem Dover, die erste Stadt, welche der in Kent Landende betritt, mit seinem uralten Normannenschloß, diesem „Schloß und Riegel des ganzen Reichs“ (clavis et repagulum totius regni), wie es der Chronist Matthew Paris (cit. bei Camden, S. 262) beschrieben. Da Kent der nächste Punkt zum Continent war, so sind alle Eroberer von England hier nacheinander gelandet: Julius Cäsar und die Römer bei Dover, die Sachsen an der Insel Thanet, die längst keine Insel mehr ist, endlich die

Dänen. Darum ward seit der Normannenzeit diese Küste als eine der wichtigsten bewacht, und zu ihrem Schutze wurden die „cinque Ports", die fünf Häfen erbaut — von denen übrigens einige, wie Sandwich, seit mehrern hundert Jahren mitten im trockenen Lande liegen. Der Gouverneur der „fünf Häfen" hieß Lord-Wardein; ein Posten, der, wie die Häfen versandeten, auch selbst an Bedeutung verloren hat und eine Sinecure geworden ist, welche verdienten Staatsmännern verliehen wird, wie zuletzt dem Herzog von Wellington und dem Lord Palmerston. Die Residenz der Lord-Wardeine ist Walmer-Castle, ein altes Schloß am Meere, nicht weit von dem Dörfchen gleiches Namens, in welchem ich Anfangs der sechziger Jahre längere Zeit gelebt und den damaligen Lord-Wardein Palmerston, mit seinem Jockey hinter sich, noch fröhlich habe reiten sehen. Es ist ein lieblicher Aufenthalt; der Geruch der Felder mischt sich mit dem der Brise, die vom Meere heraufweht; links liegt höchst malerisch das Hafenstädtchen Deal, und gegenüber im Meere die gefährliche Bank der Goodwin-Sands, „die Goodwins, denke ich, nennen sie die Stelle, eine sehr gefährliche Sandbank, wo die Gerippe von manchem stattlichen Schiffe begraben liegen" (Kaufmann von Venedig, III, 1) — einst, in fernen Tagen, das Besitzthum des Earl of Goodwin, des Vaters von Harold, welchen William der Eroberer bei Hastings besiegte. So hat das Meer unablässig gearbeitet und — hier fortspülend, dort anschwemmend — Theile von dem, was ehemals Festland war, in seinen Fluten begraben, um an andern Stellen Inseln, wie die von Thanet, oder Häfen, wie den von Sandwich, in Festland zu verwandeln. Sandwich, jetzt ein stilles Land- und Ackerstädtchen, liegt stundenweit von der See, die man nur sehen kann,

wenn man in der alten, von Gräbern umgebenen Kirche den zerbröckelnden Thurm besteigt. Dem Fremden, der durch diese menschenleeren Straßen geht, muß es wie ausgestorben vorkommen, als ob alles von Schlaf und Traum befangen sei; nichts mehr wird er davon bemerken, daß einst ein sehr rühriges Leben hier geherrscht. Dreihundert Jahre sind es, daß Sandwich das Ziel einer eigenthümlichen Invasion war, aber einer friedlichen und willkommenen: es waren die protestantischen Flamländer, welche hier eine Zuflucht suchten, als sie vor Alba flüchtend, lieber ihre Heimat verlassen wollten als ihren Glauben. Der Exodus von Belgiens reichsten Kaufleuten, tüchtigsten Fabrikanten und fleißigsten Handwerkern dauerte jahrelang; nach allen Richtungen hin wanderten sie aus, diejenigen aber, welche sich nach England wandten und seine Küsten begrüßten als „asylum Christi", ließen sich zuerst in Sandwich nieder, wo wir schon im Jahre 1561 eine große Gemeinde derselben finden. Sie nahmen ihre Kunstfertigkeit, ihre Kenntnisse und ihre Liebe zur Freiheit mit, wohin immer sie gingen; und wol konnte man von ihnen sagen, hier in England, wie später in der Mark Brandenburg, „daß die Städte glücklich seien, in welchen sie wohnten; denn Gott folge ihnen mit seinem Segen". Trotz päpstlicher Bullen gewährte Königin Elisabeth ihnen einen gastlichen Empfang. Bürgermeister und Rath von Sandwich wurden angewiesen, ihnen auf jede Weise freundlich entgegenzukommen und ihnen namentlich in der Ausübung ihres Gewerbes, der Tuch- und Seidenweberei, die sie nach England mitbrachten, jeglichen Vorschub zu leisten. So geschah es; man ordnete für den Verkauf ihrer Tuche zwei Wochenmärkte in Sandwich an, die bald aus allen Theilen Englands besucht wurden. Man gab

ihnen eine Kirche und einen Kirchhof, so wie sie's verlangt hatten bei der Landung: einen Ort, um ihren Gott anzubeten, einen Platz, um ihre Todten zu begraben, und Freiheit, ihr Gewerbe zu üben. Sandwich, welches kurz zuvor durch die Versandung seines Hafens von seiner ehemaligen Höhe herabgesunken war, erhob sich zu neuer Bedeutung und Größe. Wol konnte daher Schiller seinen Marquis Posa dem tyrannischen Philipp II. zurufen lassen:

— Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern, „froh und arm“.
..... Mit offnen Armen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und furchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien.

Der Colonie von Sandwich folgten bald andere. Samuel Smiles, dessen Geschichte von der Ansiedelung der Flamländer in Kent wir hier recapituliren, erzählt, daß gleichfalls in der ersten Zeit der Königin Elisabeth eine Schar von 18 wallonischen Familien unter Führung ihres Pfarrers, Hector Hammon, „minister verbi Dei“, nach Canterbury kam, wo sie nicht minder freundlich aufgenommen wurden. Sie stellten ihre bisher in England unbekannten Webstühle für Brocat, Orleans, seidene und halbseidene Zeuge hier auf. Der hochsinnige und freidenkende Matthew Parker, Erzbischof von Canterbury, wies ihnen eine ehemals der heiligen Jungfrau gewidmete Krypta der Kathedralkirche zum religiösen Gebrauch an; und in dieser Krypta, von deren einstigem Reichthum an Gold, Purpur, Juwelen und kostbaren Steinen Heinrich VIII. nur die Ringe übriggelassen hatte, an welchen die silbernen Lampen hingen, versammelten sich die Réfugiés zu Gebet und Predigt. Die Gemeinde, welche hier während des

17. Jahrhunderts florirte, hat sich dann später freilich von Jahr zu Jahr mehr verringert, indem schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts die Mehrzahl derselben, zusammen mit den Hugenotten, sich nach London gewendet hat, wo man ihre Nachkommen in den Webern von Spitalfields noch heute wiedererkennt. Allein der Rest ist in Canterbury zurückgeblieben; und obwol die Gemeinde nur aus 20 Mitgliedern besteht, von welchen zwei Aelteste und vier Diakonen, so hält sie doch immer noch in der sogenannten „Französischen Kirche“, wie jene Krypta jetzt heißt, ihren calvinistischen Gottesdienst, während über ihnen, in der Kathedrale, der ganze Pomp der Hochkirche von England sich entfaltet.

Fester saß die flämische Gemeinde in Sandwich, und dauerndere Spuren hat sie daselbst zurückgelassen. Hier machten sie nicht lange nach ihrer Landung ein Drittel der Bevölkerung aus. Obgleich das Weben von Tuchen ihre Hauptbeschäftigung, so beschränkten sie sich doch nicht darauf. Viele von den Industriezweigen, in welchen England heut unbestritten den vordersten Rang einnimmt und welche eine Quelle des Nationalwohlstandes bilden, wie die Tuch- und Wollmanufactur, führten sie zuerst hier ein, andere halfen sie vervollkommnen. Sie bauten die ersten holländischen Windmühlen hier an der Küste von Kent, sie fabricirten Porzellan, sie bestellten vor allem das Feld und die Gärten nach ihrer heimatlichen Weise. Bis zur Ankunft dieser Ansiedler, sagt Smiles, war die Kunstgärtnerei fast unbekannt in England; man glaubt es ihm, daß bis dahin Kohl, Wurzeln, Rüben und sonstige Gemüse kaum zu haben waren — versteht man es doch noch heute kaum, sie schmackhaft zuzubereiten! Die spanische Katharina, Heinrich's VIII. erste Gemahlin, von ihrer südlichen

Heimat so sehr daran gewöhnt, konnte Salat in ganz England nicht haben, und mußte denselben sich aus den Niederlanden kommen lassen! Das alles, und noch weit mehr, brachten die Flamländer mit; sie verwandelten das schöne Kent in den Garten, in welchem alles grünt und blüht bis hinab zu den Ufern der See; und obwol Sandwich längst wieder eine stille Stadt geworden ist, welche von ihrem zweiten Aufschwung keine Kunde mehr gibt, so erinnern doch die Gärten, welche sich wie ein üppiger Kranz um die Häuser ziehen und sich ebenso sehr durch ihre Sauberkeit als ihre Fruchtbarkeit auszeichnen, noch heute an die Tage der niederländischen Ansiedler. Auch diese haben schon längst aufgehört, eine eigene Gemeinde zu bilden, aber, wiewol vermischt mit den andern, haben doch zahlreiche Familien noch ihre einst holländischen Namen bewahrt; ein directer Descendent der Bouveries, eines großen Wollfabrikanten, der im Jahre 1567 vor der Inquisition von Alba nach Sandwich floh, sitzt noch heute als Earl of Radnor im Hause der Lords, und E. Knatchbull Hugessen, Esq., Abkömmling der flämischen Weberfamilie Hugessen, vertritt die Stadt, die seinen Vorfahren einst ein Asyl geboten, im Hause der Gemeinen.

Die Stadt jedoch, welche mehr als alle andern Städte in Kent Erinnerungen an die alte Zeit bewahrt und demjenigen, der auf solche Stimmen der Vergangenheit horchen mag, ein ganzes Stück altenglischen Lebens und Dichtens erzählt: das ist Canterbury, im Inland gelegen, etwa halbwegs zwischen der Küste und London.

2.

Da ist sie, die alte erzbischöfliche Stadt, die Cantuaria der Sachsen, die Metropole der Männer von Kent, das „Kantelburg" der deutschen Studiosen der Theologie. Da steht sie vor mir mit ihrer alten Kathedrale, mit ihren alten Kirchen, Asylen, Klosterresten, alten Straßen und alten Giebelhäusern. Ein Gefühl überkommt mich, wie an jenem Morgen, unter dem Schatten der Häuser, nicht als ob ich selber alt, sondern als ob die alte Zeit wieder jung geworden wäre. Eine solche Ruhe ist darüber ausgebreitet wie aus vergangenen Jahrhunderten. Die Sonne bescheint ihre grauen Schieferdächer und ihre Thürme mit einem andern Licht; als ob weniger Farbe darin wäre, blasser, matter, träumerischer, wie die Sonne auf alten Heiligenbildern. Und ringsum ist die alte Mauer, an einigen Stellen eingesunken, aber überall bekleidet mit Epheu und wilden Blumen, welche stark in der Mittagssonne duften, und stille Gärten liegen hinter den Mauern und in den stillen Straßen sind alte Wirthshäuser mit dunkeln, kühlen, gewölbten Gemächern, und in der dunkelsten Ecke steht „mine host", der Wirth, der darum seine rothe Nase nicht verloren hat, weil er seine neumodische weiße Kravatte trägt, und eigentlich nicht mehr „host",

sondern „waiter", nicht mehr „Wirth", sondern „Kellner" heißt; und der „butler", der „Küfer", der leider sein Schurzfell verloren hat, bringt mir einen zinnernen Krug und Humpen, und der „ostler", der Pferdeknecht, sitzt im Hof auf einer Wagendeichsel, putzt sein silberbeschlagenes Pferdegeschirr und summt dabei ein Stück von einem Erntegesang, mit dem schönen Refrain:

Ueber, über, über und über, trink' jedermann nun seine Kann'
Und schwenk' sie dann über und über.

Und nun geh ich wieder in die Straßen und durch die Winkelgassen, welche voll sind von dem warmen Augustsonnenschein und Schatten, von dem Gedränge der Menschen und dem bunten Marktgewühl des Vormittags, und nun seh ich zwischen all den andern alten Häusern auch jenes „sehr alte Haus, welches sich weit über die Straße vorneigt; ein Haus mit langen niedrigen Gitterfenstern, welche sich noch weiter vorneigen, und Balken mit geschnitzten Köpfen an den Enden, welche sich auch vorneigen, sodaß ich mir einbilde, das ganze Haus lehne sich vorwärts, um sehen zu können, wer auf dem engen Pflaster unter ihm vorübergehe".

Jeder Leser von Dickens' Meisterwerk „David Copperfield" weiß, daß in diesem Haus mit seinem altmodischen Messingklopfer, seiner niedrigen Bogenthür und Ecken und Winkeln und Schnitzereien und seltsamen kleinen Glasscheiben und noch seltsamern kleinen Fenstern („obwol so alt wie die Berge, doch so rein wie der Schnee, der jemals auf die Berge fiel") — daß hier, sag' ich, die blonde Agnes gewohnt hat, dieser Engel von einem Weibe, welche den armen David beglückt, als er, krank von den Freuden und Leiden der Welt, heimkehrte in diese alte Stadt seiner Jugend, um in ihrem traulichen Dunkel Frieden

und in der vergessenen Gespielin die treue, gütige, verzeihende Freundin und Helferin zu finden, die er nie vergessen konnte.

O, tausend Erinnerungen werden wach, indem ich weiter schreite, durch die Hauptstraße der Stadt, High street, (so heißt regelmäßig in jeder englischen Provinzialstadt die Hauptstraße, die alte „Heerstraße"); hier ist ein schmales Gäßchen, Mercery lane, erreicht, welches noch alterthümlicher aussieht als all die andern alterthümlichen Gassen, und hier ist ein freier Platz, und darauf steht in ihrer mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit die Kathedrale.

Die Kathedrale ist der vorherrschende Zug in dem Bilde von Canterbury, und wo man immer stehen mag in den Straßen oder in der Umgebung der Stadt, sie bleibt uns gegenwärtig wie ein ernster und feierlicher Gedanke. Ihre viereckigen Thürme sind in der weiten Ebene so lange sichtbar, als man noch einen Blick auf Canterbury hat, dem Reisenden, der auf der Eisenbahn vorüberfährt, eine letzte Reminiscenz an das mönchische England, wie ihm das Castell von Dover eine war an das feudale England.

Der Grundstein dieses Gebäudes ist unter Wilhelm dem Eroberer gelegt worden, aber die einzelnen Theile stammen aus den verschiedensten Zeiten jener Jahrhunderte, welche für den Westen Europas das classische Alter der nationalen Baukunst gewesen. Daher hat das Ganze den Charakter des Mannichfaltigen, innerlich gebunden durch den transscendentalen Geist, welcher damals das Höchste nur in steinernen Gedichten zu feiern liebte, welcher für die Fürsten und Großen dieser Welt finstere, feste Burgen, aber für den König der Könige jene lichten Dome schuf, deren Thürme sehnsuchtsvoll gen Himmel streben. Der Chor der Kathedrale ist von einer imposanten Wirkung

wenn man seine Pfeiler, seine Bogen zuerst erblickt und unter seine Wölbung tretend die zu Stein gewordenen Wölbungen eines Eichenhains über sich zu sehen meint, denen der germanische Heimatsgeist diese Art zu bauen abgelauscht hat. Es ist anglo-normannischer Stil, welcher sich nicht wesentlich von unserer Gothik unterscheidet, denn dieselben germanischen Grundelemente sind in beiden. Auf der Nordseite der Kathedrale sind die Kreuzgänge, das Kapitelhaus und die Reste des erzbischöflichen Palastes. Die Schatzkammer befindet sich in einem viereckigen Normannenthurm am östlichen Ende, und hier wurden vor der Aufhebung des katholischen Glaubens in England die zahlreichen Reliquien aufbewahrt, welche noch Erasmus beschrieben. Im Schiff, in den Flügeln und der Krypta, in der Dämmerung, welche durch gemalte Scheiben fällt, liegen begraben ein König von England, eine Königin, ein Prinz, viele Cardinäle und alle Erzbischöfe von Canterbury, welche in den vier Jahrhunderten von 1161—1502 hier lebten und gestorben sind; ihre steinernen Figuren mit der Mitra auf dem Haupt, mit dem Hirtenstab in der Hand und mit Gesichtern, als ob sie schliefen, ruhen auf den steinernen Sarkophagen. Welch eine Reihe von Särgen und von Erinnerungen! Doch nur zwei davon haben über die lange Zeit hinaus ihren romantischen oder historischen Zauber für uns bewahrt: „Des schwarzen Eduard's Helm und Becket's blut'ger Stein." (Don Juan, X, 73.)

Der schwarze Prinz! Eduard's III. Heldensohn, wer kennt ihn nicht, den Liebling der alten Volksbücher, den Frohen, Lebenslustigen, Unerschrockenen, den Sieger von Crécy, dem es dennoch bestimmt war, in früher Mannesjugend dahinzusiechen und zu sterben? Noch heute bildet das Büchlein, welches unter dem Titel: „Historie von

Eduard, dem schwarzen Prinzen, zusammen mit der Eroberung von Frankreich", seine Kriegsthaten, seine Liebesabenteuer und frühen Tod erzählt, einen Hauptbestandtheil jener „fliegenden" Literatur, der man in Londons alten Quartieren so oft noch begegnet in Gestalt eines langen Bindfadens mit zahllosen Blättern und Bildern daran. Wie jauchzen die Leser dieser Historie noch immer bei dem Gedanken, daß der Königssohn zuletzt eine Tochter des Volks, das schöne Mädchen von Kent, „ein überschäumendes, junges Ding", liebt und freit; und wie wenig kümmert es sie, daß die historische Kritik längst erwiesen, daß das schöne Mädchen von Kent, dieses „überschäumende junge Ding", eigentlich eine Wittib mit vier Kindern gewesen und alles in allem wol das Ideal jenes andern Prinzen von Wales hätte sein mögen, jenes, dessen sich unsere ältern Zeitgenossen so gut noch als des „feinsten Gentleman in Europa" erinnern, des famosen Prinz-Regenten und nachmaligen Georg IV., dessen Devise in Bezug auf das schöne Geschlecht war: „fair, fat and forty", zu deutsch, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich wörtlich übersetze: „blond, fett und vierzig".

Nun, da liegt er in der Kathedrale von Canterbury begraben, in dem Boden von Kent, den er liebte, in der Stadt, in welcher er gern weilte und an der Stelle, welche er testamentarisch zu seinem Ruheplatz bestimmt. Auf seinem Sarkophag ruht seine Figur von vergoldetem Erz, vollständig bewaffnet, mit dem Stirnreif und der deutschen Legende: „Ich dien!" welche dieser Prinz nebst den Straußenfedern in der Schlacht von Crécy gewann und dem Wappen aller folgenden Prinzen von Wales bis auf den heutigen Tag vererbte, mit den geschlossenen Händen, aus welchen aber Cromwell das Schwert genommen,

„der Frevler", sagt mein Guide-book, welches wol einen strengen Hochkirchenmann zum Verfasser haben mag. Wer aus der Krone des todten Prinzen die Edelsteine gebrochen hat, das sagt mein Autor nicht; doch vermuthe ich, daß es seine eigenen Freunde, die Hochkirchenmänner aus Heinrich's VIII. Zeit gewesen. Seine andern Schätze hat man ihm gelassen, nämlich seine alten Handschuhe, seinen verrosteten Helm, sein zerrissenes Panzerhemd und seine selbstverfaßte normanno-französische Grabschrift:

Ich hatte Gold, Silber, prächtig Gewand,
Große Schätze, Pferde, Häuser, Land,
Doch nun, ein armer Lumpenhund,
Lieg' ich verscharrt im Erdengrund;
Und säh'st du mich, der einst so stolz und hehr,
Ich glaub', du kenntest mich nicht mehr
Und wüßtest nicht, wenn du's nicht würdest lesen,
Daß ich ein Mensch, geschweige denn ein Prinz gewesen.

Hat der englische Moralist nicht recht, wenn er sagt, daß man wol Feuer (und Diamanten auch, wie das vorliegende Beispiel zeigt) aus der Vergangenheit nehmen könne, aber niemals Asche?

Solch ein Feuer der Vergangenheit schimmert blutig um die andere große Trophäe von Canterbury: den Stein von Thomas à Becket.

Hier, in seiner eigenen Kathedrale, ward er ermordet am Altar, auf der Steinplatte, welche noch heut die Flecken seines Blutes zeigt. Ein Cityknabe von sehr bescheidener Herkunft, aber von den glänzendsten Anlagen, wußte er sich sehr bald bemerklich zu machen. Nach Vollendung seiner Studien in Oxford, Paris und Bologna ward er 1154 Archidiakonus des Erzbischofs von Canterbury. Von hier aus kam er an den Hof Heinrich's II., des

ersten Plantagenet, welcher, selbst ein Mann von großer Bedeutung, ein scharfes Auge besaß für die Bedeutung anderer. Schon nach drei Jahren hatte Thomas à Becket durch die Gunst des Königs die höchste weltliche Stufe des Reichs erklommen: er ward 1157 Kanzler, — ein Titel, der in seiner Bedeutung als der eines ersten Ministers, eines Premiers auch uns heut wieder näher getreten ist und im englischen Sprachgebrauch, wenn nicht dem Sinne, doch dem Worte nach als „Lord-Chancellor" sich immer erhalten hat. Ein Weltmann war er, hielt eine gute Tafel, ein glänzendes Gefolge, zahllose Diener, herrliche Pferde und unterstützte seinen König in dessen Bestrebungen gegen die Hierarchie, bis er auch das höchste geistliche Regiment an sich gebracht, d. h. Erzbischof von Canterbury und Primas Regni, „Primas von ganz England", geworden. Da kehrte er plötzlich den Spieß um: gegen den König! Und einen harten Widersacher hatte der König an ihm, hart wie er selber. Der Staat und die Kirche haben sich vielleicht während des ganzen Mittelalters nicht schroffer und in gleich starken Individualitäten ausgeprägt gegenübergestanden. „Becket, einst als Kanzler der sehr weltlich gesinnte Vollstrecker der Befehle seines Herrn", heißt es bei Pauli (Bilder aus Altengland, S. 14), „sucht nunmehr als Prälat eifrig die Consequenz der pseudo-isidorischen Decretalen, die Summe der überspannten Machtansprüche Gregor's VII. und die jüngst publicirten kanonischen Lehren Gratian's in England durchzuführen; während in dem ihm, dem ersten Pair des Reichs, gemachten Processe Heinrich II. nachweislich zum ersten male diejenige Institution hervorzieht, welche in der englischen Geschichte als ein Geschworenengericht bezeichnet werden kann." Becket floh, aber er setzte, auf die Autorität des Papstes gestützt, den Kampf

fort und hatte, als er endlich zurückkehrte, keineswegs die Absicht, nachzugeben: sondern „sein Vorsatz war", sagt Pauli, „Schimpf uud Schande zu erdulden und im äußersten Falle an geweihter Stätte, da, wo er zu pontificiren pflegte, zu sterben und im Märtyrertode dennoch den Sieg davonzutragen". Und so vollzog sich's; im Jahre 1170 trat die Katastrophe ein, welche Fitzstephen, der Historiker des Erzbischofs, und nach ihm Hume folgendermaßen erzählen: „Und der König selbst, welcher heftig erregt war, brach in einen Vorwurf gegen seine Diener aus, deren Mangel an Eifer, sagte er, ihn so lange den Unternehmungen dieses undankbaren und herrschsüchtigen Prälaten ausgesetzt hätte. Vier Herren seines Hofhaltes, Reginald Fitz-Urse, William de Tracy, Hugh de Moreville und Richard Brito, welche diese leidenschaftlichen Ausdrücke für einen Wink nahmen, daß Becket sterben müsse, theilten sogleich ihre Gedanken einander mit, und schwörend, den Streit ihres Fürsten zu rächen, entfernten sie sich heimlich vom Hofe (welcher damals, wie dies in jenen Zeiten sehr oft vorkam, innerhalb der französischen Besitzungen, zu Bayeux in der Normandie, gehalten ward). Drohungen, welche sie hatten fallen lassen, gaben einen Argwohn ihrer Absicht; und der König sandte ihnen einen Boten nach, mit dem Befehl, daß sie nichts gegen die Person des Primas unternehmen sollten. Aber er kam zu spät, um ihr verhängnißvolles Vorhaben zu hindern. Die vier Mörder, obgleich sie verschiedene Wege nach England eingeschlagen, kamen doch fast zu derselben Zeit in Saltwood bei Canterbury an, und nachdem sie sich dort mit einigen Helfern vereinigt hatten, eilten sie in großer Hast nach dem erzbischöflichen Palast. Sie fanden den Primas, welcher sich gänzlich auf die Heiligkeit seines Charakters verließ, sehr unzuläng-

lich bewacht; und obgleich sie viele Drohungen und Vorwürfe gegen ihn ausstießen, so war er der Furcht doch so unfähig, daß er, ohne irgendwelche Vorsicht gegen ihre Gewalt anzuwenden, sogleich nach der Kirche des heiligen Benedict ging, um die Vesper zu hören. Sie folgten ihm dahin, griffen ihn vor dem Altar an, und nachdem sie sein Haupt gespalten, zogen sie sich zurück, ohne Widerstand gefunden zu haben. Dies war", so schließt sein Chronist, „das tragische Ende von Thomas à Becket."

Aber nur sein weltliches. Die Kirche hatte ein anderes Schicksal für ihn in Bereitschaft. Für sie war er als Märtyrer gefallen und darum sprach sie ihn heilig; ja, sie zwang den Monarchen, der ihn lebend nicht zu besiegen vermocht, zu dem Grabe des Todten zu pilgern.

Im Jahre 1172 wurde Becket als „Märtyrer des Glaubens" unter die Heiligen vom ersten Range versetzt, und am 7. Juli 1220 bestattete man seine Gebeine unter großen Feierlichkeiten in der von Heinrich's II. Nachfolger erbauten Kapelle, welche fortan ihm gewidmet war und bis zur Reformation blieb „die Kapelle des heiligen Thomas, des Märtyrers". Der päpstliche Legat und die Erzbischöfe von Canterbury und Rheims trugen den Sarg auf ihren Schultern. Von allen Heiligen in England war er der populärste, und der echte Brite schwur nur noch „beim heiligen Thomas von Canterbury". Aber auch außerhalb Britanniens verbreitete sich die Popularität des heiligen Thomas so rasch, daß z. B. schon 1194, nur 24 Jahre nach seiner Ermordung, in dem von Heinrich dem Löwen gestifteten Blasiusdom zu Braunschweig die Geschichte vom Tod und Martyrium des neuen Heiligen auf den Wandgemälden des Chors dargestellt wurde, welche, wahrscheinlich zur Zeit der Reformation mit Tünche bedeckt,

erst neuerdings wieder zum Vorschein gekommen sind. Ebenso bemächtigte sich die Legende des willkommenen Gegenstandes. Sie erzählt uns, daß die Mörder zwar entkamen, aber daß die Hunde sich weigerten, die Krumen zu essen, welche von ihrem Tisch gefallen, und daß sie zuletzt selbst ihre Waffen und Rüstungen zu Boden warfen, unwillig, die Last länger zu tragen. Einer von den Rittern soll seinen eigenen Sohn getödtet haben. Alle vier suchten das Heilige Land. Drei von ihnen erreichten es und wurden, nachdem sie unter dem Kreuz gebeichtet und ihre Sühne gefunden, dem heiligen Grabe gegenüber bestattet. Der vierte, Tracy, ward durch Stürme zurückgetrieben und starb eines elenden Todes. Allein die Geschichte weiß nichts von alledem; weniger moralisch als die Legende, berichtet sie vielmehr, daß alle vier Mörder innerhalb der nächsten beiden Jahre nach ihrer That sich ganz vergnügt am Hofe zeigten, mit dem König auf die Jagd ritten und auch sonst auf dem allerbesten Fuß mit ihm standen. Anstatt „den Wind gegen sich zu haben", wie die Legende will, ward Tracy vielmehr unmittelbar nach dem Morde zum — Oberrichter der Normandie gemacht und lebte später in Devonshire. Fitz-Urse siedelte nach Irland über und die Spuren der Morevilles haben sich lange in England erhalten.

Weiter knüpfte die Legende an den Umstand an, daß der Tag von Becket's Ermordung, der 29. December 1170, ein Dienstag war; nun erinnerte man sich, daß es gleichfalls ein Dienstag gewesen, an welchem er geboren, ein Dienstag, an welchem er getauft, an welchem er England als Flüchtling verlassen, an welchem er durch eine Vision vor seinem Tod gewarnt und an welchem er dennoch zurückgekehrt, um den Märtyrertod am Dienstag zu erdulden:

durch das ganze Mittelalter hindurch finden wir daher den Dienstag als einen dem heiligen Thomas ganz besonders geweihten Tag bezeichnet. — Der Tag seines Begräbnisses, der 7. Juli, ging als der Tag der „Translatio D. Thomae“ in den Kalender und ward bis zum 16. Jahrhundert in ganz England mit Freudenfeuern festlich begangen. Durch das ganze Mittelalter dauerte der Cult des Heiligen, und gipfelte in den Canterbury-Processionen. Diese fanden alljährlich im Frühling statt und sie waren Tage der Lustbarkeit für ganz England, aus dessen entferntesten Gegenden sich dann die Pilger einfanden in Canterbury, um an dem Schrein des heiligen Thomas zu opfern. Könige machten hier Schenkungen, das Volk brachte seinen Sparpfennig dar, und aus den reichen Schätzen, die so gesammelt wurden, vollendeten die folgenden Erzbischöfe das herrliche Werk, welches sonst vielleicht unvollendet geblieben sein würde, die Kathedrale, welche sich über dem jetzt freilich leeren Grabe des letzten britannischen Märtyrers erhebt.

Alles das änderte sich jedoch unter Heinrich VIII. Nach seiner Trennung von der römischen Kirche bemächtigte sich dieser nicht nur der unermeßlichen in Becket's Kapelle aufgehäuften Reichthümer, sondern er ließ den Heiligen auch vor seinen Gerichtshof citiren, und — „da dieser ausblieb“ — als einen Hochverräther verurtheilen. Von nun ab finden wir den ehemaligen St.-Thomas von Canterbury nicht anders mehr genannt als „Thomas Becket the Traytor“; sein Name ward aus dem Kalender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, seine Gebeine wurden verbrannt, die Asche in die Winde gestreut, und nur das Blut auf dem Steine blieb als die letzte Spur des Heiligen übrig.

Nun hörten auch die Wallfahrten auf, welche durch das 13., 14. und 15. Jahrhundert den Charakter eines Volksfestes bewahrt hatten; aber sie sind es, denen wir die „Canterbury-Geschichten" verdanken, dieses große Gedicht von Geoffrey Chaucer, welches, in seiner Art, nicht minder eine monumentale Bedeutung beansprucht als die Kathedrale selbst. Denn es bezeichnet den Beginn der englischen Nationalliteratur und verschaffte seinem Schöpfer den ehrwürdigen Beinamen, „der Vater der englischen Poesie" zu sein.

Geoffrey Chaucer war ein Zeitgenosse von Petrarca und Boccaccio. Die Stadt, in der er geboren, war London und das Jahr wahrscheinlich 1340. Damals regierte König Eduard III., glorreichsten Andenkens, der Vater des schwarzen Prinzen. Die Strömung des nationalen Lebens ging in hohen und stolzen Wogen. Herrscher aus normannischem Blut, aber durch fast zweihundertjährige Bande fest an den neuen Boden gefesselt, saßen auf dem Thron von England; das gedrückte sächsische Volk erhob zuerst wieder sein Haupt und bereicherte mit den kräftigen Klängen seines heimatlichen Idioms, welches noch den Wurzelgeruch des Eichenwaldes und der Heidekrauthügel an sich trug, die elegantere Mundart der normannischen Barone, deren feinere Sitte und höfisches Betragen allmählich auch in die lang vereinsamten Hallen der bäuerlichen Sachsenthane drang. Aus den bisher feindlich geschiedenen anglosächsischen und normanno-französischen Elementen wurden die eine und einzige englische Sprache und das eine und einzige englische Volk; es war eine große Zeit für England und alles hatte den Charakter frischen und fröhlichen Werdens. „Während Frankreich" so sagt Macaulay, „vom Kriege verwüstet ward, bis es zuletzt in seiner eigenen

Verheerung einen elenden Schutz gegen Angreifer fand, herbsteten die Engländer ihre Ernten, schmückten sie ihre Städte, saßen sie zu Gericht, handelten und studirten sie in Sicherheit. Viele unserer edelsten Architekturen gehören jenem Zeitalter an. Eine reiche und kräftige Sprache, welche durch eine Infusion des Französischen in das Deutsche sich bildete, war nun das gemeinsame Eigenthum der Aristokratie und des Volks. Auch sollte es nicht lange währen, bis der Genius dieses bewunderungswürdige Werkzeug zu würdigen Zwecken anzuwenden begann. Während englische Bataillone, die verwüsteten Provinzen von Frankreich hinter sich lassend, Valladolid im Triumph betraten und Schrecken ausbreiteten bis unter die Thore von Florenz, malten englische Poeten in lebhaften Tinten all die weite Mannichfaltigkeit menschlicher Sitten und Schicksale, und englische Denker strebten zu wissen oder wagten zu zweifeln, wo die Bigoten zufrieden waren, sich zu wundern und zu glauben. Dasselbe Zeitalter, welches den schwarzen Prinzen und Derby, Chandos und Hawkwood, hervorgebracht, brachte auch Geoffrey Chaucer und John Wicliffe hervor.“ (History of England, Tauchn. Ed., I, 20.)

Das war der Frühling von England und Geoffrey Chaucer sein poetischer Herold, sein erster Sänger. Mehr noch: er hat etwas in seiner Erscheinung, was mich mächtig an den „bibelentfaltenden“ Luther erinnert. Ein Freund der Studien, von einer großen Belesenheit, mit mannichfachen Kenntnissen und so frei vom Aberglauben seiner Zeit, als der Stand der Naturkenntniß zu sein erlaubte, war er zugleich ein Mann des Lebens, der Welt und des Volks, der die Sprache desselben verstand, liebte, und wenn nicht schuf, so doch in ihrer nationalen Eigenart fixirte, formte und zum Schriftgebrauch fertig machte.

Das Leben Chaucer's ist ein mannichfach bewegtes gewesen. Er hat die Gunst und die Ungunst des Schicksals reichlich erfahren, hat die Freuden dieser Welt herzhaft genossen und mit allen Verdrießlichkeiten des Daseins bis an sein Ende sich herumgeschlagen. Fremde Länder hat er gesehen und mit Menschen aller Stände verkehrt. Mit der höfischen Pracht des Königspalastes war er nicht minder vertraut, als mit den täglichen Geschäften des Städters und des Bauers. Mit einer gelehrten Bildung war er nacheinander Hofmann, Soldat, Diplomat, Beamter und Vertreter seiner Grafschaft im Parlament. Er kannte vor allem sein eigenes Volk und fühlte sich Eins mit ihm. Er liebte seine Heimat mit einer noch in seinem Alter jugendlichen Innigkeit; bis zuletzt spiegelte seine Seele den Glanz und die Frische der englischen Landschaft. Dies Glück nahm ihm nichts von seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und keine Widerwärtigkeit war stark genug, um ihn gänzlich zu Boden zu schlagen; obwol es seinem äußern Lebenslauf nicht an Stürmen und Dunkelheiten gefehlt, so steht doch seine dichterische Erscheinung am Anfang der englischen Literatur und des englischen Volkslebens wie ein erster, schöner Frühlingstag.

Alle seine Biographen welche vor dem Jahre 1866 geschrieben (so noch Hertzberg in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Uebersetzung der Canterbury-Geschichten und Pauli in seinen Bildern aus Altengland), geben als das früheste beglaubigte Datum im Leben Chaucer's den Herbst 1359 an, in welchem er unter Eduard III. den Feldzug gegen Frankreich mitmachte. Seitdem ist unsere Kenntniß in dieser Beziehung aber auf eine merkwürdige Weise bereichert worden. Es war in dem genannten Jahre, daß Mr. Bond im Britischen Museum zu London „zwei Per-

gamentblätter fand, welche vor einigen drei oder vier Jahrhunderten in den Deckeln eines alten, inzwischen von dem Britischen Museum angekauften und als «Additional MS. 1862» bekannten Manuscriptes zusammengeklebt worden waren". („Fortnightly Review", August 1866, cit. in „Chaucer's England, by M. Browne", London 1869 und Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", Nr. 17, April 1867.) Aus den weitern Mittheilungen Mr. Bond's geht hervor, daß, als das erwähnte Manuscript neu gebunden werden sollte, diese Fragmente möglicherweise hätten weggeworfen werden können, wenn nicht im Britischen Museum die Regel auf das strengste befolgt würde: jeglichen noch so gering scheinenden Streifen alter Schrift aufzubewahren. Diesem Umstand verdanken wir eine der werthvollsten Entdeckungen zur Geschichte von Chaucer's Leben. Die beiden Pergamentblätter zeigten sich nämlich als zu einem alten „Haushaltsbuch" (Household Account) gehörig, welches für die Gräfin Elisabeth, die Gemahlin von Eduard's III. Sohn, Prinz Lionel, geführt worden war. Die Gräfin, Tochter und Erbin von William de Burgh, letztem Earl von Ulster dieses Namens, war nach der Wahl des Königs von seiner Gemahlin erzogen, im neunten Jahre (1341) mit dem Prinzen verlobt und im Jahre 1352 mit ihm verheirathet worden. Unter ihren Ahnen mütterlicherseits war Joan von Acre, die Tochter Eduard's I.; und ihre Mutter war Maud, Schwester von Heinrich, erstem Herzog von Lancaster. Die geretteten Pergamentstreifen scheinen aus dem Kloster von Amesbury zu sein, in welchem eine Tante der Gräfin Elisabeth Aebtissin war; und die darauf enthaltenen Rechnungsnachweise beziehen sich auf die Jahre 30—33 Eduard's III., d. h. 1357—60. Hier nun ist es, daß

wir dem Namen Geoffrey Chaucer's zum ersten male begegnen. Es ist im April 1357 und die Gräfin befindet sich in London, um Einkäufe für ihre Garderobe zu einem Besuch im Windsorschloß zu machen, wo das St.-Georgsfest diesmal, zur Feier des jüngst von Eduard III. gestifteten Hosenbandordens, mit besonderm Pomp begangen werden sollte. Da finden wir nun in dem Rechnungsbuch eingetragen: „einen kurzen Unterrock, ein paar rothe und schwarze Hosen und ein paar Schuhe für Geoffrey Chaucer". Zum zweiten male wird dieser Name genannt am 20 Mai, wo wieder ein Kleidungsstück für Chaucer angeschafft worden, und dann noch einmal um Weihnachten, wo er mit einem Geschenk von 3½ Schillingen für „necessaries" bedacht ist.

Aus diesen an sich so geringfügigen Notizen geht hervor, daß Chaucer im Jahre 1357 wahrscheinlich als Page sich im Gefolge des Prinzen Lionel oder der Gräfin Elisabeth befand; sie können ferner dazu dienen, einen Punkt in Chaucer's Leben zu bestimmen, der bisher immer ein wenig unklar gewesen ist. In den ältern englischen Biographien wird nämlich mit einer gewissen Vorliebe von seinem Aufenthalt in dem herrlichen Park und Schloß von Woodstock gesprochen, welche noch über die Zeit von Elisabeth hinaus existirten, wiewol sie jetzt längst von der Erde verschwunden sind. Ein eigenthümlicher Schimmer der Romantik ruhte immer auf dem Parke von Woodstock und ist noch jetzt mit der Erinnerung an denselben verbunden; Heinrich I. soll ihn als den ersten Park in England angelegt haben und hier, unter den Rosen des Gartens, spann sich der lieblich-wehmüthige Roman zwischen Heinrich II. und seiner schönen Geliebten Rosamunde (der Heldin von Körner's gleichnamigem Trauerspiel) ab. Noch im Anfang des 17.

Jahrhunderts zeigte man zu Woodstock im Palaste das Gemach Rosamundens — «Rosamond's bower», — welches seitdem nicht aufgehört hat, ein Gegenstand der englischen Dichtung und Sage zu sein. Hier nun, so recht im Herzen der schönen englischen Landschaft, auf den anmuthigen Höhen von Oxfordshire, an denen der Glyme sich malerisch hinschlängelt, hat man lange geliebt, den Dichter sich in seinem Alter zu denken. Hierher soll er sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen haben in ein stilles Haus, welches ihm in der reizenden Umgebung des königlichen Forstes verliehen worden wäre; und hier soll er die „Canterbury-Geschichten" geschrieben haben:

> In einem Hause, weit ab vom Weg,
> Bei einem Brunnen im Walde.

Man malt es sich so schön aus, wie der Mai, der seinem Herzen und seiner Phantasie stets ein Fest gewesen, die Wiesen noch einmal mit „weiß und grün" geschmückt, und indem die ehrwürdigen Eichen vor seinen Erkerfenstern rauschten, Frühlingswind und Blumendüfte die Erinnerungen an ferne Tage in sein Zimmer hereintrugen, wo er, unter seinen Büchern sitzend, das große Gedicht seines Lebens dichtete. Man zeigt dort in Woodstock noch einen Weg, den er am Morgen gern gewandelt sein soll, und einige von den alten Bäumen, die liebreich über ihm sich gewölbt; ja, noch in Elisabeth's Tagen stand dort bei Woodstock Park ein steinernes Haus, welches unter dem Namen von „Chaucer's Haus" bekannt war. Allein wir fürchten, daß dieser Weg „den er am Morgen gern gewandelt" aus einem Gedichte „The Dream" (der Traum) stammt, welches bis vor wenigen Jahren unbestritten Chaucer zugeschrieben worden ist, von welchem aber B. Ten Brink (Chaucer: Studien zur Ge-

schichte seiner Entwickelung u. s. w.) nachgewiesen hat, daß es unecht sei. Dieses Gedicht ist das einzige, in welchem Chaucer angeblich die landschaftliche Scenerie von Woodstock geschildert und seinen dortigen Aufenthalt in einer Stelle verewigt hat, welche folgendermaßen lautet: „Ganz am frühen Morgen, wenn ich den Tag erspähte, wollte ich nicht länger im Bette bleiben. Ich ging aus, allein und frohgemuth, und hielt den Weg abwärts an eines Berges Seite, bis ich zu einem Lande kam von weiß und grün, so schön, wie ich nimmer in einem gewesen. Der Grund war grün, bestreut mit Maasliebchen, die Blumen und die Wälder gleich hoch, außer grün und weiß war nirgends etwas zu sehen.“ Da dieses Gedicht jedoch nicht von Chaucer ist, so wird damit auch das Zeugniß hinfällig, welches man für seinen Aufenthalt in Woodstock bisher in seinen Schriften zu finden gemeint. Nichtsdestoweniger war der Glaube daran so festgewurzelt, daß ein Poet des 18. Jahrhunderts, Mark Akenside, für eine imaginäre „Statue des Dichters zu Woodstock“ sogar eine Inschrift dichtete, welche die Zeilen enthielt:

So war der alte Chaucer —
Hier hat er gewohnt
Manch einen wonn'gen Tag. Das Mauerwerk
Vernahm ihn, wenn die fröhlichen Legenden
Er sang, von Lieb' und Ritterthum und Kurzweil'
Des heimatlichen Lebens; Stand und Alter,
Die Moden und die Narrethei der Welt
Mit sichrer Hand abbildend.

Allein so wohl ist es dem alten Chaucer niemals geworden; die beglaubigten Thatsachen stimmen mit diesen gefälligen Phantasiegebilden nicht überein, ja sie wider-

sprechen ihnen ganz direct. Zu der Zeit, wo die Sonne der Hofgunst ihm schien, hätte ihm sicherlich die Muße gefehlt, selbst wenn ihm ein Dichtersitz in Woodstock verliehen worden wäre, dort, 60 englische Meilen von der Hauptstadt entfernt, „fröhliche Legenden" zu singen; denn seine Geschäfte banden ihn an London, viele Jahre lang, unter Eduard III., als Zollinspector des londoner Hafens, und später, unter Richard II. noch einmal als Rechnungsführer der königlichen Bauten in Westminster und verschiedener Parks, bei deren namentlicher Aufführung jedoch Woodstock nicht erwähnt wird. Sagt er doch selbst in dem „House of Fame" (Haus des Ruhmes) welches dem Jahre 1384 angehört:

Von deinem nächsten Nachbarsmann
An deiner Thür hart nebenan
Hörst du kein Wort bei Tag und Nacht.
Denn wenn dein Tagwerk du vollbracht
Und jede Rechnung fertig hast,
So suchst du nicht Gespräch noch Rast,
Nein, gehst nach Haus und schließt dich ein, u. s. w.

(In Hertzberg's Uebersetzung, Canterbury-Geschichten, Einleitung, S. 30.)

Zu der andern Zeit aber, wo er, aus seinen Aemtern in Ungnaden entlassen, allenfalls die Muße gehabt, fehlte ihm die königliche Gunst, die ihm allein ein solches Asyl hätte anweisen können.

Sollen wir darum aber den Gedanken an ein frohes und dichterisch-anregendes Verweilen Chaucer's in Woodstock, der dadurch schon eine gewisse Substanz erhalten hat, daß man ihn so gern gehegt, gänzlich aufgeben? Ich

glaube nicht. Nur müßten wir uns entschließen, in seine Jugend zu verlegen, was man von seinem Alter behauptet; auf seine ersten Gedichte zu beziehen, was man von seinem letzten gesagt. So viel sonniger und heiterer war das Leben, als er es anfing, als wo es damit zu Ende ging; alles, was das Schicksal an Fehlschlägen und Mishelligkeiten für ihn hatte, das sammelte sich über ihm in seinen letzten Tagen. Da hatte er keine Ruhe, um in den Wäldern von Woodstock zu lustwandeln. Nicht hier beschloß er sein Werk als Dichter; wohl aber ist es möglich, daß er es hier begann. Auch dafür bieten uns die beiden Pergamentstreifen, die Mr. Bond im Britischen Museum entdeckte, willkommenen Anhalt. Der Hofstaat des Prinzen Lionel und der Gräfin Elisabeth scheint damals im Schloß von Hatfield residirt zu haben; aber zahlreich waren die Reisen und Ausflüge, die sie von dort aus machten. Die beiden geretteten Blätter des Haushaltbuches nennen alle Orte, an welchen die Gräfin mit ihrem Gefolge während der drei Jahre verweilt; und unter diesen Orten ist Woodstock. Höchst wahrscheinlich ist in dieser Zeit Chaucer's Gedicht „The Assemble of Foules" (die Versammlung der Vögel) entstanden, denn es bezieht sich auf die Vermählung John's von Gaunt mit Lady Blanche von Lancaster, welche in dem Gedicht die Vermählung um ein Jahr verschiebt (vgl. Chaucer's England, by M. Browne, S. 19). Nun fand die Hochzeit im Jahre 1359 wirklich statt, sodaß wir als das Datum des ein Ereigniß der fürstlichen Familie verherrlichenden Gedichtes das Jahr 1358 haben, in welchem sich Chaucer nachweislich im Gefolge der Gräfin befand.

Aus dieser frühen Epoche, der Zeit und dem Orte nach, stammt auch sein Verhältniß unverbrüchlicher Treue zu dem

Hause Lancaster, welches entscheidend und gewissermaßen verhängnißvoll für ihn werden sollte. John von Gaunt, Herzog von Lancaster, war der Bruder des Prinzen Lionel, in dessen oder dessen Gemahlin Dienste Chaucer stand, und er verweilte während der drei Jahre, über welche jene Blätter aus der Haushaltung sich erstrecken, gleichfalls in Hatfield. Hier muß daher der junge Poet die Bekanntschaft des Herzogs gemacht haben, dessen Hochzeit er besang, sowie er nachmals dem frühen Hinscheiden der Herzogin einen Ausdruck der Trauer in einem Gedichte: „Book of the Duchesse" (Buch der Herzogin) widmet. Im Jahre 1359 — dem Jahre, mit welchem seine bisherigen Biographen als dem ersten bestimmten Datum seines Lebens begannen — machte Chaucer den Feldzug gegen Frankreich mit, gerieth in Kriegsgefangenschaft, und ward erst durch den Frieden vom Jahre 1360 wieder frei. Nach London zurückgekehrt, vermählte er sich mit Philippa Roet, einem Ehrenfräulein der Königin Philippa, und Schwester der verwitweten Katharine Swynford, der Geliebten des Herzogs von Lancaster, die dieser aber nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin in dritter Ehe rechtmäßig heirathete. In den letzten Regierungsjahren Eduard's III. und zumal nach dem Tode des schwarzen Prinzen wuchs der Einfluß des Herzogs von Lancaster; und mit diesem befreundet, noch bevor er mit ihm verschwägert wurde, genoß Chaucer nun Tage und Jahre des Wohlseins, so recht nach seines Herzens Wunsch. Nicht nur daß er ein einträgliches Hofamt erhielt und eine königliche Pension bezog, sondern er ward mit diplomatischen Aufträgen mehrfach ins Ausland gesandt, „in secretis negotiis domini Regis versus partes transmarinas", und die Rechnungsrolle des königlichen Schatzamtes, in welcher die Summen für diese Sendungen verzeichnet sind, gibt

ihm den Titel „armiger Regis", was man etwa mit königlicher Kammerjunker übersetzen dürfte. Zwei dieser documentarisch beglaubigten Missionen führten ihn nach Italien, eine nach Genua, im Jahre 1372, die zweite nach Mailand, im Jahre 1377. Man hat aus einer Stelle der „Canterbury-Geschichten", in welcher Chaucer sagt: daß Francesco Petrarca (Fraunces Petrark) ihm die Erzählung von der geduldigen Griseldis in Padua selbst mitgetheilt habe, mit Recht eine persönliche Begegnung und Bekanntschaft unsers Dichters mit dem „Laureat-Poeten" von Italien folgern wollen. Von jenen beiden angegebenen Reisen könnte nur die erste es sein, in welcher die Begegnung stattgefunden, da Petrarca 1374 starb, obwol von Genua nach Padua, in dessen Nähe auf seinem Landsitz Arquà derselbe die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, ein weiter Weg war.

Vielleicht ist es erlaubt, hier mit M. Browne (Chaucer's England, I, 25) noch einmal an die Pergamentblätter des Britischen Museums anzuknüpfen und aus dem Verhältniß Chaucer's zum Prinzen Lionel zu schließen, daß er sich im Gefolge desselben befand, als dieser im Jahre 1369 nach Mailand zog, um sich mit Violante, Tochter des Herzogs Galeazzo von Mailand, in zweiter Ehe zu vermählen. Es ist daher, wie man sie verstehen mag, kein Grund, an der Thatsache selbst zu zweifeln, welche, von Chaucer in so wenig miszuverstehenden Ausdrücken berichtet und von den begleitenden Umständen nicht widerlegt, zugleich etwas Symbolisches in sich trägt —, eine Art ritterlicher Huldigung, von dem jugendlichen Genius der englischen Poesie der gereiften Schönheit und Vollkommenheit italienischer Dichtkunst auf ihrem eigenen classischen Boden dargebracht.

Nicht lange nachdem Chaucer den Himmel Italiens zum letzten mal gesehen, fingen die schlimmen Tage für ihn an. Eduard III. starb und sein Enkel, Richard II., Sohn des schwarzen Prinzen, folgte ihm auf dem Throne. In der ersten Zeit, während der Minderjährigkeit seines Neffen, behauptete sich nun noch der Einfluß des Herzogs von Lancaster, und so lange ging es auch unserm Dichter noch in der gewohnten Weise gut. Allein das Jahr 1386 bezeichnet den Wendepunkt. In diesem Jahre unternahm der Herzog, der Titularkönig von Castilien war, einen abenteuerlichen Zug nach Spanien, durch den er sich die Krone selbst zu erwerben trachtete. Doch das Unternehmen scheiterte kläglich und der Herzog blieb drei Jahre lang von England fort. Während dieser Zeit aber vollzog sich ein Umschwung in der Regierungsgewalt, eine dem Hause Lancaster feindliche Partei, unter der Führung des Herzogs von Gloster, bemächtigte sich unter dem schwachen König des Staatsruders. Das Jahr 1386 war aber auch zugleich dasjenige, in welchem wir Chaucer als einen Vertreter der Grafschaft Kent in dem Parlament sehen, welches sich am 1. October in Westminster versammelte. Es läßt sich annehmen, daß er hier die Sache seines Freundes, seines langjährigen Gönners und seines Schwagers, des Herzogs von Lancaster, nach Kräften vertrat. Aber die Folge sollte nicht ausbleiben; schon im December desselben Jahres ward er all seiner Aemter enthoben und im Jahre 1388 wird auch die Zahlung seiner Hofpension eingestellt, nachdem die seiner Gemahlin, als einer ehemaligen Hofdame, durch den Tod derselben schon im Jahre 1386 erloschen war. So kam es, daß der Mann, der bisher sein Leben lang an ein reichliches Einkommen gewöhnt war, sich fortan andauernd in Geldverlegenheiten befand.

Zwar besserte sich seine Lage noch einmal, als 1389 nach der Rückkehr Lancaster's das Regiment Gloster's gestürzt und ein Sohn des erstern, der Graf von Derby, Minister ward. Allein nur zwei Jahre bekleidet Chaucer die Stellung als Rechnungsführer der königlichen Bauten (Clerk of the King's Works), die er der günstigen Wendung der politischen Angelegenheiten verdankt. Schon im Jahre 1391 finden wir ihn wieder ohne Amt und fast ohne Mittel, und so bleibt er bis zum letzten Jahre des Jahrhunderts und seines Lebens, wo das Haus Lancaster, an das er sein Schicksal nun einmal geknüpft, glorreich in die Geschichte von England eintritt, ihm eine Reihe von Königen gebend, aber zugleich auch die blutige Fehde zwischen der rothen und der weißen Rose vermachend. Alles in allem verbrachte Chaucer die dreizehn Jahre von 1386—99, wenn nicht in Elend und Armuth, doch mit Mangel und Entbehrungen jeder Art, mit Schulden und Gläubigern kämpfend. Nun aber sollte sich seine gottbegnadete, im tiefsten Innern sonnige Natur beweisen, die kein irdisches Ungemach verdunkeln konnte; denn in diesen dreizehn Jahren, gleich der Nachtigall in der Nacht singend, schuf er sein großes Gedicht, das, von Jahrhundert zu Jahrhundert getragen, der Weltliteratur angehört, wie es die von England eröffnet. Ich weiß nicht, welchen Unterschied er macht oder welche Intensität des Grades er annimmt, wenn John Morley (in seinen „English Writers from Dunbar to Chaucer") sagt, daß nur der Engländer das Wesen dieses Dichters durchaus verstehen könne. Mir, ich muß es bekennen, kommt dies nicht so besonders schwer vor; ich habe mir diesen freien, heitern und unabhängigen Mann immer so vorgestellt, wie Morley ihn malt: „Als er reich war, scheint er sich zwanglos und naturgemäß aller guten Dinge

erfreut zu haben, welche der Reichthum ihm gewähren mochte, und als er seines Vermögens beraubt war, erhob er keine gemeine Klage über Mangel, sondern, sich ruhig mit einem stärkern Genuß des Reichthums tröstend, den er in sich trug, aß er schlechter zu Mittag und schrieb seine Canterbury-Geschichten.“

3.

Nicht ganz so zufällig, wie auf den ersten Blick erscheinen mag, ist die Verbindung von Kent und den „Canterbury-Geschichten". Abgesehen von dem localen Zusammenhange, auf den wir sogleich näher eingehen werden, besteht auch ein persönlicher, wenn man so sagen darf. Obwol man nicht mehr den Platz kennt, an welchem Chaucer's Geburtshaus gestanden haben mag, so kann doch die Grenze von Kent nicht weit entfernt gewesen sein, da die Riesenstadt an der Themse heute einen Theil davon bedeckt; und wie Chaucer von einer ritterlichen Familie abstammt, welche ursprünglich in Kent ansässig war, so muß er selbst dort noch Grundbesitz gehabt haben, da wir ihn, wie bereits oben gesagt, im Jahre 1386 als einen der Abgeordneten oder „Knights of the shire" für die Graffschaft Kent im Parlament sahen. So wurzelte er fest in dem Boden, welchen er zum Schauplatz seines Hauptwerkes ausersehen hatte.

Das Gedicht selbst beginnt folgendermaßen: In den ersten Tagen des April, wenn mit den süßen Frühlingsschauern auch die Wanderlust erwacht, um diese Jahreszeit geschah es, daß sich in einem Wirthshause zu Southwark, einem alten Stadttheile Londons auf dem linken Themse-

ufer, eine bunte und ziemlich ansehnliche, aus 29 Personen bestehende Gesellschaft zusammengefunden hatte, welche sämmtlich auf der Wallfahrt nach Canterbury begriffen waren. Wo heute die High-Street im Borough von Southwark ist, gewöhnlich High Street Borough genannt, zum Unterschiede von den andern Straßen in London gleiches Namens, da führte damals die große Hauptstraße nach dem Süden und Südwesten von England. Das rechte Ufer der Themse, jetzt bevölkert von Hunderttausenden und geschwärzt von Rauch, eines der Hauptcentren von Londons gewaltigem Verkehr, mit zahllosen Fabriken, Schornsteinen und Lagerhäusern, war damals offenes Land, mit grünen Feldern und Gärten. „Nur am Ausgange der Brücke (London bridge), dem Südwerk (Southwark), war von alters her aus verschiedenen Ursachen eine städtische Ansiedelung entsprungen. Zwei Prioreien, St.-Mary Overies für Mönche und das Nonnenstift von Bermondsey hatten frühzeitig den in Verbindung mit solchen geistlichen Anstalten unvermeidlichen Erwerb und Verkehr gehoben. Nahe bei St.-Marien, gar nicht weit von der Brücke, stand auch bis in die Zeiten der Reformation der großartige Palast des Bischofs von Winchester, eines der reichsten Prälaten des Landes, dessen weite geistliche Jurisdiction die Grafschaft Surrey umschloß. Der mächtigste Hebel des Verkehrs aber war die große Straße, die von der Brücke auslief und zu den Häfen in Kent, Hampshire und Cornwall führte. Hier bewegte sich schwer beladenes Fuhrwerk hin und her; hier versammelten sich auch zu hergebrachten Jahreszeiten die bunten Pilgerscharen, die zum heiligen Thomas Becket nach Canterbury wallfahren wollten." (Pauli, Bilder aus Altengland, S. 372.) Gleich hinter den Häusern, so viel davon in jenen Straßen gewesen sein mögen,

begann der Weg nach Canterbury, der ganz mit grünen Hecken eingefaßt war, über eine gewölbte Brücke, Namens Locksbridge, deren Reste 1847 wieder aufgeführt worden sind, ging und in einigen der engen Heckengäßchen (lanes) von Kent noch heutigen Tages verfolgt werden kann. Es läßt sich denken, daß die Straße, welche in diesen Weg auslief, sich bald beleben mußte von Kaufläden, in denen die Pilger sich für die Reise versorgten, und von Wirthshäusern, in welchen sie mit ihrem ganzen Troß von Dienern und Pferden herbergten. Noch zu Stow's Zeiten, welcher 1598 sein „Survey of London" schrieb, „waren hier viele schöne Wirthshäuser zum Empfang von Reisenden; unter welchen das älteste «The Tabard» ist, so genannt nach dem Schild, welches, wie wir es nun bezeichnen, nach einem Jacket oder ärmellosen Rock ist, vorn ganz, offen auf beiden Seiten, mit einem viereckigen Kragen und Flügeln an den Schultern... gegenwärtig nur getragen von den Herolden und ihr Wappenrock genannt, wenn sie im Dienste sind." Später, wahrscheinlich nicht lange, nachdem Stow geschrieben, ward der Name „Tabard" in „Talbot" corrumpirt; aber unter dieser Bezeichnung existirte das alte Wirthshaus, oder wenigstens ein Theil desselben, an der alten Stelle bis in unsere Zeit. Dies nun, „The Tabard", ist das Wirthshaus, in welchem die Pilger der Canterbury-Geschichten sich versammeln und unter den Gästen befindet sich auch der Poet. Der Prolog, welcher diese Gäste, das Wirthshaus und den Wirth schildert, ist die Krone des Werks. Es ist so viel Humor, so viel Frische, so viel Farbe und so viel Herzlichkeit darin, daß wir sogleich den Dichter vor seinem Werk und jede seiner Figuren vor der Geschichte lieb gewinnen. Sie sind fast ausschließlich dem begüterten Mittelstand der Nation entnommen: denn der Ritter mit seinem Sohne, dem „Squire",

oder Junker, bezeichnet nur eine Art von Zwischenstufe in der damals noch im Werden begriffenen englischen Gesellschaft, während der „Yeoman“, der ihn begleitet, sein freier, aber nicht ritterlicher Dienstmann ist, möglicherweise sein Förster oder Flurschütz. Einem ähnlichen, wenn auch etwas höhern Lebenskreise gehört der „Reeve“ an, für welchen wir noch das deutsche Wort „Greve“ haben; er ist der Güterverwalter oder Landvogt eines Edelmanns in Norfolk. Dann ist die Geistlichkeit, die weltliche sowol als der Mönchs- und Nonnenorden durch eine Priorin, eine Nonne, einen Benedictiner, einen Bettelmönch, einen Ablaßkrämer, einen Pfarrer und den Büttel eines geistlichen Gerichts vertreten; die Wissenschaft durch einen Studenten von Oxford, einen Juristen und einen Doctor der Medicin; Handel und Gewerbe durch einen Kaufmann, durch die Frau von Bath, diese köstliche Schöpfung voll launigster Jovialität, welche allein hinreichen würde, um ihres Dichters Namen der Vergessenheit zu entreißen, durch einen Krämer, einen Zimmermann, einen Weber, einen Färber, einen Teppichwirker, einen Koch, einen Matrosen und den Haushofmeister einer Juristeninnung, eines sogenannten „inn of court“. Die Repräsentanten der ländlichen Bevölkerung endlich sind ein Müller, ein „Ploughman“ (Ackersmann) und ein „Franklin“, der Eigenthümer eines Freiguts, von der Klasse derjenigen, welche zusammen mit den „Squires“ und seit Chaucer's Zeit zu diesen gezählt, allmählich das zu bilden begannen, was wir bereits weiter oben als die „landbegüterte Gentry“ geschildert haben. Alle diese Personen sind in ihrer Individualität auf das lebendigste geschildert; sie treten auf in ihren alterthümlichen Costümen, sie unterhalten sich in ihrer wunderlichen Redeweise und sie geben zusammen ein so vollständiges und ausdrucksvolles

Gemälde der mittelalterlichen Gesellschaft in England, daß wir, wenn jede sonstige Quelle uns verloren gegangen wäre, aus diesem Gedicht allein sie neu wieder construiren könnten.

Diese würdigen Leute haben sich allmählich in dem Hof und der Halle des Wirthshauses zum „Tabbard" eingefunden, um am andern Morgen ihre Reise nach Canterbury fortzusetzen; und wie gesagt, der Poet ist mitten unter ihnen. „Die Kammern und die Ställe waren weit, und wir wurden aufs beste besorgt", sagt er; aber das erste Wort seiner Zärtlichkeit ist für den Wirth. „Mine host" in der That wird als ein Ideal und Vorbild jener vortrefflichen Klasse geschildert, welche den Poeten und Schriftgelehrten immer so theuer gewesen! — „Er machte es jedem von uns bequem", so sagt und singt Chaucer von ihm, „und lud uns dann zur Tafel. Da bediente er uns mit den besten Lebensmitteln; stark war der Wein, und wir tranken gern davon. Ein ansehnlicher Mann war unser Wirth durchaus, er hätte können Marschall sein in einem Edelhause; ein großer Mann war er, mit Augen tief im Kopf; einen bessern Bürger gibt es nicht in «Chepe» (Cheapside, heute die Hauptader des Cityverkehrs, war im Mittelalter der Sitz von Londons reichsten und angesehensten Bürgern). Gradaus in seiner Rede, weise und wohlgelehrt, so mangelte ihm nichts an seiner männlichen Erscheinung. Auch war er dabei recht ein lustiger Mann, und nach dem Abendessen begann er zu spielen und zu singen und sprach von Kurzweil und andern Dingen. Als wir nun unsere Rechnungen bezahlt hatten, da sprach er so: «Seht, meine Herren, wahrlich, ihr seid mir recht herzlich willkommen; denn bei meiner Ehre, wenn ich nicht lügen soll, ich sah dies Jahr noch nicht solch lust'ge Com-

pagnie in meiner Herberge, als jetzt darin ist. Darum wollt' ich euch gern etwas zu gute thun, wüßt' ich nur wie? Und über einen Zeitvertreib denk' ich jetzt eben nach, der euch unterhalten und dabei nichts kosten soll. Ihr geht nach Canterbury; Gott sei mit euch, der gesegnete Märtyrer geb' dafür euch euern Lohn! Nun weiß ich wohl, wenn ihr die Reise macht, daß ihr euch vorbereiten werdet, unterwegs zu plaudern und zu singen, denn traun, es ist kein Vergnügen, zu reisen und dabei stumm zu sein wie ein Stock. Nun will ich euch einen Vorschlag machen, und bei der Seele meines Vaters, welcher todt ist! — wenn ihr euch morgen dabei nicht erlustigt, so schlagt mir den Kopf ab. Redet nicht viel mehr hin und her, sondern hebt die Hände auf!»" Dieses einfachste aller parlamentarischen Verfahren ergibt Stimmeneinhelligkeit für den Wirth und dieser sagt: „Gut, nun hört. Jeder von euch soll auf dieser Reise vier Geschichten erzählen, zwei hinwärts, zwei herwärts; wessen Geschichten den besten Sinn und meisten Scherz enthalten, dem soll, auf euer aller Kosten, bei der Rückkehr, hier in meiner Herberge ein Abendessen gegeben werden, und um euer Vergnügen voll zu machen, will ich, auf meine eigenen Kosten, mit euch reiten, unterwegs euer Führer und nachher euer Preisrichter sein."

Braver Mann, classisches Muster aller Wirthshaustugend! Mit Acclamation wird der Vorschlag des Uneigennützigen angenommen, welcher auf seine eigenen Kosten mitreitet, um hernach auf aller Kosten ein Souper zu arrangiren!

„Und darauf wurde wieder Wein gebracht, und wir tranken und gingen dann zur Ruh. Am andern Morgen, als der Tag begann zu grauen, kam unser Wirth und

weckte uns und nachdem er uns alle in einer Heerde versammelt hatte, er voran, ritten wir ab!"

Und da reiten sie hin — und dem Themseufer entlang, im fröhlichen Schein der jungen Sonne, zwischen den Hügeln von Blackheath und Greenwich, wo die Heide grünt und der Zephyr süßen Duft entfacht, und in den zartbelaubten Bäumen kleine Vögel singen, welche die ganze Nacht mit offenen Augen geschlafen haben: auf Zelter, Roß und Saumthier, mit Muschelzaum und Schabracke, sehen wir sie dahinziehen, die Pilger von Canterbury. Wir hören das Klingeln der kleinen Glocken an ihrem Pferdegeschirr; wir sehen den armen Mann Gottes, den Studenten der Theologie von „Oxenford" (Oxford), „sein Gaul war so mager wie eine Harke, und er selber nicht recht fett". Wir sehen den Ritter, der in Palästina gegen die Heiden gefochten, und seinen Sohn, den Squire, mit Aermeln lang und weit, und Locken so kraus, als ob sie „in der Presse gelegen hätten". Wir sehen den Yeoman im grünen Rock und Hut, den Bogen in der Hand, das Jagdhorn an der Seite; den Ablaßkrämer von Rouncival, „ohne Bart, aber mit langem flächsenen Haar, lustig, alle Taschen bis oben hinauf voll von Ablaß aus Rom"; den Benedictiner, dessen feistes Gesicht dem Wirth den Ausruf entlockt: „Es muß eine gute Weide sein, auf der du gehst"; den Bettelmönch, „dessen Kragen immer voll Spendeln und Messern steckt, um sie schönen Frauen zu schenken", und welcher das Englische lispelt, um es angenehm zu machen; dann Madame Eglantine, die Priorin, welche französisch „nach der Schule von Stratford am Bowe" spricht; die gute Frau von Bath, welche schon fünfmal verheirathet gewesen und darum aus Erfahrung redet, wenn sie sagt:

Denn halb so kühn und muthig kann kein Mann
Schwören und lügen, als ein Weib es kann.

Wir sehen ferner den Koch und den Advocaten, der ganz häuslich in einem „gemischten Kleid mit seidenem Gürtel und schmalen Schnallen“ reitet; den Doctor der Medicin in roth und himmelblau; den Schiffsmann, der schon manchmal eine Fracht Wein von Bordeaux herübergebracht hat, in seiner Barke „Die Magdalena“ genannt; wir sehen den Müller, „einen starken Kerl mit rothem Bart und Dudelsack“; den Krämer, Zimmermann, Weber, Färber und Teppichmacher, brave Bürger, jeder von ihnen würdig, ein Alderman zu sein, vermögliche Leute, mit Frauen, die man wol „Madame“ anreden durfte; weise Leute, vorbedächtige, mit einem Koch in ihrem Gefolge, der Hühner und Markbeine kochen und Torten in Cyperwein backen konnte: kurz, wir sehen sie alle, die unsterblichen Neunundzwanzig, ihn immer voran, den biedern Wirth, die Streitigkeiten schlichtend, welche, bezeichnend genug, sogleich unter dem geistlichen Theil der Gesellschaft ausbrechen. Kraft seiner ihm verliehenen Gewalt mahnt er zur Ruhe und trifft schon am zweiten Meilenstein der alten Chaussee von Canterbury, bei dem Brunnen des heiligen Thomas, durch das Ziehen von Strohhalmen die Entscheidung, wer die Reihe der Geschichten eröffnen soll. Das Los trifft den Ritter: er zieht, wie man zu sagen pflegt, den kürzesten (nämlich Strohhalm) und nun beginnen die „Canterbury-Geschichten“, nur noch unterbrochen durch die jeder einzelnen vorangehenden Prologe, in welchen jene kleinen ergötzlichen Neckereien der Pilger sowie die Bemühungen des Wirths enthalten sind, dieselben in den gehörigen Schranken zu halten. „Ach, Sir“, ruft er einmal dem Bettelmönch zu (denn, wie gesagt, die Geistlichkeit macht

ihm das meiste zu schaffen) „Ihr solltet höflich und artig sein, wie es einem Mann Eures Standes ziemt; in Gesellschaft wollen wir keine Debatten. Erzählt Eure Geschichten und laßt den Büttel in Ruhe.“ — Der Wirth ist fortwährend in Bewegung; er sieht und hört alles. Als „Richter und Reporter“ führt er den Zug an, und jeder einzelne, der zum Erzählen aufgerufen wird oder sich freiwillig meldet, kommt aus dem Haufen zu ihm herangeritten, während die übrigen, so gut es gehen will, sich umhergruppiren. Es ist ein Bild des englischen Parlamentes, dieser schon im 14. Jahrhundert so festgewurzelten nationalen Staats- und Gesellschaftsform; ein Unterhaus zu Pferde, mit dem Wirth als selbstgewähltem Sprecher: „our host hadde the wordes for us alle“ (V. 17361). Ungleich diesem allerdings mischte er sich fortwährend in die Debatte. Jede Erzählung entlockt ihm einen Ausruf, entweder des Beifalls oder des Tadels, er nimmt Partei für oder gegen die Helden, die darin auftreten, und er liebt, im ganzen, die lustigen Geschichten mehr als die traurigen. Als der Doctor der Medicin seine Erzählung von der Frevelthat des Appius Claudius und Virginia's Opfertod beendet, da läuft dem Wirthe die Galle über und er beginnt zu schwören, als ob er toll wäre — „Hängt ihn!“ ruft er, „bei Gottes Nägeln und Blut! dies war ein verruchter Dieb, ein falscher Richter.“ Dann aber, sich an den Doctor wendend, tadelt er diesen, daß er solch eine melancholische Geschichte zum besten gegeben. „Ich habe beinahe ein Herzweh davon bekommen“, sagt er, „und ich muß eine Medicin dagegen haben, oder einen Zug feuchten, körnigen Bieres, oder eine lustige Geschichte. Du Ablaßkrämer, erzähl' uns eine, denn du weißt wol manche.“ — „Es soll geschehen“, erwidert der

Ablaßkrämer, „aber zuvor, bei diesem Bierhauszeichen, will ich etwas trinken und einen Zwieback essen.“ Aber sogleich beginnen die „gentils“, die anständigen Leute der Gesellschaft, welche nichts Gutes ahnen, zu rufen: „Nein, keine Schelmerei! Erzähl' uns ein moralisch Stück, davon wir etwas lernen mögen.“ „Gern“, sagte der Ablaßkrämer, „aber beim Becher will ich über eine anständige Geschichte nachdenken, derweil ich trinke.“

Diese kleinen Einschaltungen voll Witz und Laune bilden sozusagen den Rahmen, welcher die verschiedenartigen Stoffe des Gedichts einheitlich zusammenfaßt, und sie geben dem Ganzen wiederum den Charakter des Mannichfaltigen und den Ton der unmittelbarsten Lebendigkeit. Indem wir den Erzählungen lauschen, vollendet sich zugleich das Bild der Erzählenden bis zur greifbarsten Anschaulichkeit. Unter den Hufen ihrer gemächlich schreitenden Pferde gleitet vor unsern Augen der Weg dahin; und während ihres bald ernsten, bald heitern Geplauders steigt die Sonne, sehen wir Dorf nach Dorf auftauchen und verschwinden. Bei Boughton, sechs (englische) Meilen vor Canterbury, wird uns noch einmal die Ueberraschung zutheil, ein Paar neuer Pilger zu der Zahl der uns bereits bekannten stoßen zu sehen, nämlich einen Kanonikus, der den Stein der Weisen sucht, und seinen Diener (the Chanouns Yeman), welcher indeß von der Wissenschaft seines Meisters nicht sehr erbaut ist, da er bei derselben außer aller Arbeit, die das Anblasen der Kohlen ihm verursacht, bisjetzt nicht nur nichts gewonnen, sondern obendrein alles verloren hat, sogar seine rothen Backen. Diese beiden Figuren, abgesehen davon, daß sie einen sehr wichtigen Zug der Sittenschilderung der damaligen Gesellschaft hinzufügen, geben dem Dichter Gelegenheit, mit einer für jene Tage bemer-

kenswerthen Kühnheit und Klarheit das bereits zur Landplage gewordene betrügliche Treiben der Alchymisten zum Gegenstand seiner Satire zu machen.

Die Geschichte von dem Goldmacher, welche Chaucer der zuletzt geschilderten Persönlichkeit in den Mund legt, ist vielleicht die einzige von dem Dichter seiner unmittelbaren Gegenwart entlehnte. Die Stoffe der übrigen nahm er ausnahmslos, wo er sie fand: einige aus den französischen Fabliaux, dieser unerschöpflichen Quelle der mittelalterlichen „conteurs", andere aus den wahrscheinlich von Deutschland nach England herübergekommenen „Gesta Romanorum", andere aus andern meist lateinisch verfaßten Sammlungen gleicher Art: alle diese unter sich der Zeit und dem Orte nach so sehr verschiedenen Personen und Dinge gleichmäßig in das Costüm seines Jahrhunderts und die Localfarbe seines Landes kleidend, auch darin, bis auf die Anachronismen, das Vorbild der spätern Dichter, Shakspeare nicht ausgenommen.

4.

Chaucer's Werk hat in der Anlage, wie kaum der Erwähnung bedarf, die größte äußerliche Aehnlichkeit mit dem Werke Boccaccio's, welcher in seinem „Decamerone" bekanntlich sich desselben Mittels bediente, um eine Reihe unter sich zusammenhangsloser Geschichten durch eine zusammenhängende Erzählung zu verbinden. Aber diese Idee ist nicht das Eigenthum Boccaccio's. Sie stammt aus dem Orient, wo wir sie z. B. in den Geschichten der „Tausendundeine Nacht" finden. Lange, sowol vor Chaucer als vor Boccaccio, war sie nach Europa gebracht durch die „Disciplina Clericalis" des Pater Alfonsi oder Alfonsus, eines zum Christenthum übergetretenen spanischen Juden, welcher im 12. Jahrhundert lebte, und dessen Buch, eine Sammlung von Erzählungen und moralischen Betrachtungen in lateinischer Prosa, später unter dem Titel: „Castoiement d'un père à son fils", in französische Verse übersetzt, vom 13.—15. Jahrhundert als Erbauungsschrift sehr en vogue war und von Chaucer in der That auch sehr oft citirt wird. Noch populärer wurde diese Art zu erzählen durch ein Buch weltlichen Inhalts, welches schon aus diesem Grunde ein zahlreicheres Publikum hatte, nämlich die „Geschichte von den sieben weisen Meistern". Die-

ses Buch, welches in England sehr verbreitet gewesen und von welchem die Percy-Gesellschaft vor einigen Jahren eine neue Ausgabe veranstaltet, mag dem englischen Dichter viel eher den Wink zu seinem Werke gegeben haben als Boccaccio. Freilich steht es außer Frage, nicht nur, daß er die italienische Literatur gekannt, sondern auch, daß diese einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Er bezieht sich einmal (V. 15946) ganz direct auf Dante: „the gret poet of Itaile, that highte Daunt“; er war, wie wir schon bemerkt, mit Petrarca persönlich befreundet und hat Boccaccio's lateinisches Werk: „De casibus virorum illustrium“ in den „Tragödien“ des Mönchs und sein italienisch geschriebenes Gedicht „la Teseide“ in der Erzählung des Ritters sehr stark benutzt. Aber Boccaccio's Hauptwerk, das „Decamerone“, scheint er nicht gekannt zu haben; er thut desselben nirgends Erwähnung, es zeigt sich keine Spur einer Benutzung und von der einzigen Geschichte, die sich in beiden befindet, bemerkt Chaucer ausdrücklich, daß er sie von Petrarca habe, dessen Andenken er in dem Prolog des „Studenten von Oxenford“ einige so rührende Verse widmet: „Ich will euch eine Geschichte erzählen, welche ich gehört habe zu Padua von einem würdigen Gelehrten, wie dargethan durch seine Worte und sein Werk. Er ist nun todt, vernagelt in dem Sarg, nun gebe Gott seiner Seele gute Ruh! Francisk Petrark, Poeta laureatus, hieß dieser Gelehrte, dessen süße Redekunst erleuchtet ganz Italien mit Poesie.“ Die Geschichte, welche hierauf folgt, ist die von der geduldigen Griseldis, und das Werk, auf welches er anspielt, Petrarca's lateinische Romanze „De obedientia et fide uxoria Mythologia“, deren Version sich Chaucer fast buchstäblich angeschlossen hat, obwol es der poetischen Illusion schmeichelt

und der objectiven Wahrheit keineswegs widerstrebt, anzunehmen, daß er die erste Anregung den „Worten" Petrarca's verdanke, bei jenem glücklichen Zusammentreffen in der sommerlichen Ebene der Lombardei.

Denn die mündlichen Traditionen, auf welche namentlich Professor Ebert in seinem trefflichen „Handbuch der italienischen Nationalliteratur" (S. 18) so nachdrücklich hinweist, trugen nicht am wenigsten dazu bei, diese Novellenstoffe, in ihrem Kern kaum etwas anderes als Anekdoten, zum Gemeingut der mittelalterlichen Welt zu machen. Aus der Schrift in den Mund des Volks und aus diesem erst wieder von neuem in die Schrift übergehend, bereicherten sie mit denselben antiken, mythologischen, ritterlichen, märchen- und legendenhaften Elementen den Vorrath der damaligen populären Literatur, aus welchem sowol Chaucer als Boccaccio schöpften. So entstanden, aus denselben Anregungen und in demselben Jahrhundert, aber unabhängig voneinander und an den beiden entgegengesetzten Punkten Europas, unter dem blauen Himmel Italiens und in dem Nebel von England, die beiden classischen Muster moderner Erzählungskunst in ungebundener und gebundener Rede: das „Decamerone" und die „Canterbury-Geschichten".

Eine fast auffallende Aehnlichkeit im Lebens- und Entwickelungsgang beider Poeten bedingt auch manch einen Zug innerer neben jenem bereits angedeuteten äußerer Verwandtschaft in ihren Werken. Beide waren Gelehrte, von höfischer Bildung, in Staatsgeschäften gewandt, Männer, welche die Welt auf Reisen und im mannichfachen Wechsel der Verhältnisse die Menschen kennen gelernt hatten. Es herrscht daher in ihren Schriften ein lebendiger Unterhaltungston voll Laune, Geist und Bonhomie; mit

souveräner Leichtigkeit werden von beiden die sozialen Fragen jener Zeit behandelt, die Typen der damaligen Gesellschaft geschildert, und in culturgeschichtlicher Beziehung hat daher das „Decamerone" für das Italien des Boccaccio ganz dieselbe Bedeutung, welche die „Canterbury-Geschichten" für Chaucer's England beanspruchen.

Dabei braucht es wol kaum ausdrücklich bemerkt zu werden, daß sein Buch sowenig als das des Boccaccio frei sei von sogenannten „anstößigen Stellen". Das lag zu sehr im Tone jener Jahrhunderte, für deren feinere moralische Bildung die Achtung, welche man der Frau zollte, „dieser Werthmesser des Zeitalters" (Rousseau), noch immer keinen besonders hohen Grad anzeigte. Niemals hat das Weib in der christlichen Welt eine sittlich degradirtere Stellung eingenommen als zur Zeit der Minnesänger und Liebeshöfe. Während in der Poesie Frauengunst und Minnedank das bis zum Ueberdruß wiederholte Thema war, behandelte man in der Wirklichkeit die Frauen mit einer empörenden Wegwerfung. Aber bestand denn in der That ein solcher Widerspruch zwischen dem Gesang und dem Leben? Wo wäre jemals in den Reimen der Troubadours ein Wort zu finden über den Geist, den Beruf, die Würde der Frau? Feierten sie nicht vielmehr ausnahmlos nur den Reiz und die Schönheit ihres Leibes? Man entkleide ihren Gesang der poetischen Hülle, und es wird auch da kaum etwas anderes bleiben als das Weib, dessen einzige Bestimmung scheint, dem Genusse des Mannes zu dienen. Was wunder, wenn das Weib allmählich ward, wofür der Mann es nahm; wenn Sittenlosigkeit im Wandel und Schamlosigkeit in der Rede so sehr charakteristisch für die mittelalterliche Frauenwelt wurden, daß Chaucer allen Ernstes und mit dem Anscheine sprechender

Porträtähnlichkeit als ihre Repräsentantin die „gute Frau von Bath" hinstellen muß?

Dieser Ernst, wenngleich er nichts ändert an der Thatsache, vermehrt nur unsere Sympathie für den Dichter. Reife Lebensanschauung und Lebensklugheit geben selbst seinem Spott etwas Mildes, ohne ihm die Pointe abzubrechen. Er schont keinen Stand, keine Klasse der Gesellschaft; er geiselt mit treffender Ueberzeugung ihre Thorheiten, ihren Aberglauben, sogar die verkehrten Richtungen der Literatur, soweit von einer solchen damals die Rede sein konnte. Ein Vorläufer des Cervantes, verspottet er in der „Geschichte von Sir Topas" die vulgär gewordene Märchenpoesie der metrischen Romanzen, wie Jahrhunderte später der spanische Dichter in seiner köstlichen Parodie das heruntergekommene Ritterthum der Prosaromane. Aber in seinem Spott und seiner Satire bleibt Chaucer doch immer der „Gentleman". Durch jedes seiner Worte weht der Hauch einer freien Seele, die sympathische Wärme eines guten und großen Herzens; „in dem Verse Chaucer's", sagt Alexander Smith, „ist ewiger Mai und der Duft von frisch blühenden englischen Hagedornhecken." —

Aber wenn dies gleichsam der Athem ist, welcher seine Poesie beseelt, so dürfen wir darüber nicht vergessen, was ihm wahrscheinlich die Hauptsache war: die Erzählung selbst. Man würde ihm sehr unrecht thun, wollte man ihn in dieser Beziehung für einen Naturalisten oder Empiriker halten; er hat im Gegentheil mit großer Klarheit über die Kunst des Erzählers nachgedacht und an einer Stelle seines Werks sich auch ganz bestimmt darüber ausgesprochen (V. 10715—19). Hier stellt er als Grundgesetz jeder Erzählung zunächst die Spannung hin. Er sagt, der Knoten (the knote, why that every tale is told) müsse so

geschürzt sein und gelöst werden, daß der Leser oder Hörer keine Langeweile empfinde (be taryed), daß sein Interesse (lust) nicht erkalte und der Geschmack (savour) der Fabel nicht fade werde durch die Breite des Vortrags (for fulsomnes of the prolixité).

Diese Vorschrift hat er selbst durch sein ganzes Werk befolgt; nicht blos in den einzelnen Erzählungen, sondern auch in der Reihenfolge derselben, welche der Wellenschlag unaufhörlichen Wechsels bewegt. An eine heitere Geschichte schließt sich eine traurige; der Leser, eben noch erschüttert von dem tragischen Geschick Arcite's, wird gleich darauf zu unauslöschlichem Gelächter gereizt durch den possenhaften Vortrag des betrunkenen Müllers und seinen Disput mit dem empfindlichen Zimmermann. Keinen Augenblick in diesem umfangreichen Werke tritt ein Stillstand ein, stockt die Handlung. Wie die Personen wechseln, so wechselt auch das Thema und der Ton des Vortrags; Ritter und Advocat, Ablaßkrämer und Gutsherr, Mylady Priorin und die Meister der Zunft, diese mannichfachen Gebiete des mittelalterlichen Lebens, die Welt und das Kloster, die Universität und die Gildenhalle, die Stadt und das Dorf — sie alle liefern dem Poeten den Reichthum ihrer Unterschiede, dem Bilde seiner Zeit diese Fülle von Leben und Farben.

Kein Wunder daher, daß dieses Muster- und Meisterwerk das Lieblingsbuch aller folgenden Generationen wurde und blieb. Die Popularität desselben geht zunächst aus der Menge von Manuscripten hervor, in welchen es uns aufbewahrt ist. Wir besitzen in einer an ihn gerichteten Ballade des französischen Dichters Eustace Deschamps den Beweis, daß Chaucer und sein Gedicht bei Lebzeiten hohen Ruhmes sogar schon auf dem Continent genoß, während

die Verse, in welchen sein Freund Gower († 1408) ihm seine „Confessio amantis" dedicirt, außer Frage stellen, wie sehr man ihn in seiner eigenen Heimat schätzte:

Von seinen Reimen und frohen Gesängen
Ist überall das Land erfüllt.

Ein anderer zeitgenössischer Poet, der ihn überlebte, Occleve (1420), malte sein Porträt auf den Rand eines Manuscripts, welches, erhalten und mannichfach nachgebildet, uns einen treuen Begriff vom Aussehen dieses Dichters gibt, der sich selbst als fein im Wuchs (he in the wast is schape): nachdenklich, schmal, blond von Angesicht („smal and fair of face, elvish by his countenance") beschreibt, (V. 15113 und 15114), mit einem zweispitzigen Kinnbart, nach der Mode der Zeit. Als 50 Jahre später die Kunst Guttenberg's nach England kam, da waren die „Canterbury-Geschichten" eins der ersten Werke, welches aus Caxton's Buchdruckerpressen (1475—76) hervorging. Auch hier wieder macht sich die merkwürdige schon oben berührte Verbindung von Kent und den „Canterbury-Geschichten" geltend: denn William Caxton, ihr erster Drucker, war, wie er uns selbst erzählt, geboren in dem kentischen Dörfchen Weald.

Sechs Jahre nach dem ersten Druck der „Canterbury-Geschichten" veranstaltete Caxton einen zweiten, und noch vor dem 17. Jahrhundert existirte eine beträchtliche Anzahl von Ausgaben. Nun ward Chaucer der Quell, zu welchem Englands große Dichter pilgerten. Shakspeare entnahm einem von dessen kleinern Epen: „Troilus und Cressida", den Grundstoff zu seiner Tragikomödie, und Milton, in seinem „Il Penseroso", ruft unmittelbar nach den großen Sängern des Alterthums ihn auf:

— der uns ein Stück
Kambuskersage ließ zurück,
Vom Camball und von Algarsife,
Von Canace's Zauberglas und Reif
Und von dem Wunderpferd aus Erz,
Das den Tatarenkönig trug.

(Nach der deutschen Ausgabe von Spalding's „Geschichte der englischen Literatur".)

Indessen ist die Geschichte des Squire, auf welche Milton in den obigen Versen anspielt, nicht das einzige Stück in den „Canterbury-Geschichten", welches der Dichter unvollendet (half told) gelassen: wir müssen vielmehr das ganze Werk, wie wir es besitzen, als ein Fragment betrachten. Mit Ausnahme der beiden Prosaerzählungen, welche Chaucer in den Prologen „Tractate" nennt, enthält es zwar immer noch 17368 echte, wirklich von Chaucer herstammende Verszeilen, also über 3000 mehr als die „Göttliche Komödie" und fast 2000 mehr als die Ilias: dennoch hat der Dichter kaum die Hälfte seines ursprünglichen Plans ausgeführt.

5.

Es ist später Nachmittag und die Sonne steht schon tief, als die Reihe des Erzählens an den Mancipel (Oekonom eines londoner Juristenhofes) kommt. Der Koch ist eingeschlafen und fällt zum großen Spaß der Gesellschaft vom Pferde. Dieser Sturz hat glücklicherweise keine weitern Folgen als ihn zu wecken, worauf sich ein höchst ergötzlicher Disput zwischen ihm und dem Mancipel entwickelt, welcher natürlich ärgerlich über die Unterbrechung ist. Durch die Dazwischenkunft des Wirthes indessen löst sich auch dieser Streit zur allgemeinen Befriedigung, indem der Mancipel dem Koch aus seinem Weinschlauch zutrinkt. Mittlerweile hat man Harbledown erreicht (populär Bob-up-and-down genannt), das letzte Dorf vor Canterbury. Noch heut ist der Hohlweg zu sehen, der Schauplatz jener lustigen Scene, welche Chaucer beschreibt, die Strecke, welche zurückgelegt wird, während der Mancipel seine Geschichte zum besten gibt. Dort, auf einer von den Anhöhen, erblickt man heute, wie man es vielleicht schon damals erblickte, das Hospital des heiligen Nicholas von Harbledown, hochgeehrt in den Pilgertagen von Canterbury, und noch immer mit seinem Epheu und wilden Mauerblumen, mit seinen grauen Steinen, Rissen und Sprüngen

in hohem Grade malerisch, wenn man das alte Kloster aus der einsam stillen Schlucht betrachtet, welche einst die belebte Straße von London bildete. Sobald man, aus derselben auftauchend, den Hügel erreicht hat, erblickt man unter sich, im fruchtbaren Thalgrund ausgebreitet, die Stadt Canterbury; und wie sie da liegt, im Abendsonnenschein, mit ihren zahlreichen Thürmen und Kirchen und ihrer Kathedrale — das Ziel der Pilgerfahrt: da mag der Pfarrer, der nun zuletzt das Wort nimmt, sie wol mit dem himmlischen Jerusalem vergleichen und in ernster Rede begrüßen. Seine Erzählung, wenn man sie so nennen will, ist ein Tractat über die Buße (in einigen Manuscripten geradezu „Tractatus de poenitentia" genannt), wie er sich so wohl eignet für den Abschluß einer Reise, welche dem frommen Mann Anlaß gibt, an das Ende menschlichen Erdenwallens symbolisch zu erinnern. Ein Hauch wie Abendluft umweht uns, und die Phantasie des Lesers malt sich aus, wie die Schar der Pilger nun im ersten Dämmern durch die gothischen Bogen des Westthors in die Stadt einzieht, dieses einzigen Thores (Westgate), welches noch unverändert aus dem 14. Jahrhundert und auf der londoner Straße steht; wie sie Highstreet hinabreiten, wo schon aus den Fenstern die Abendlichter funkeln, und endlich vor der Herberge halten, Mercerylane gegenüber, diesem Gäßchen, in welchem sie sich morgen zur Procession versammeln werden, und an welchem, obwol Jahrhunderte vergangen sind, die Erinnerung der Canterbury-Pilger noch immer haftet.

Aber es war Chaucer nicht beschieden, dies alles zu schildern. Er sollte seine Pilger nicht in Canterbury sehen, noch sie wieder nach London zurückbegleiten: er blieb uns

allen den Rest und dem braven Tabard-Wirthe das Abendessen schuldig.

Er starb im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens, anno 1400, ein Jahr nachdem der Sohn des Herzogs von Gaunt, Shakspeare's Bolingbroke, Heinrich IV. den Thron bestiegen. Das war ein Jahr des Triumphs für den greisen Dichter, dies letzte Jahr seines Lebens: unmittelbar nach seiner Thronbesteigung verlieh der König ihm eine Pension und seinem Sohne Thomas eine Anstellung im Hofdienste. Die letzte Nachricht, die wir von Chaucer haben, ist, daß er sich ein Haus gemiethet, dem königlichen Palast gegenüber, dicht unter den Mauern von Westminster-Abtei, im sogenannten Klostergarten, wo heute die Kapelle von Heinrich VII. steht. Dieses Haus bezog Chaucer am Weihnachtstag 1399; aber schon am 25. October 1400 starb er und ward in Westminster-Abtei bestattet, an jenem stillen Platz derselben, welcher unter dem Namen des „Poet's corner", des Poetenwinkels, so weltberühmt geworden. Er war der erste Poet, den man hier niederlegte, der Vorfahr einer langen, glänzenden Reihe, welche in der Zukunft ihm hier folgen sollte. Ueber seinem Grab erhebt sich ein Altar mit gothischem Dach, ein Denkmal, das ihm hier ein Verehrer erst 1555 errichtete, das aber doch schon schwarz und rostig geworden ist in der langen Zeit und dessen Inschrift man kaum noch entziffern kann.

Auch das alte Wirthshaus in Southwark stand noch vor einigen Jahren. Das Aussehen der Gegend hatte sich in den fünf Jahrhunderten allerdings sehr geändert. Wo einst die Pilger sich zur Wallfahrt sammelten, da ist jetzt der ungeheuere Bahnhof für die Linien der South-Eastern und South-Western-Railways, von welchen die eine dem

alten Kent-Road, dem Wege nach Kent folgt, die andere nach der Seeküste von Hampshire läuft. Wie vor alters geht der Verkehr über London-Bridge noch dieselben Straßen; aber diese Straßen sind Eisenbahnen geworden, und wie massenhaft undurchdringlich ist der Verkehr gewachsen! Das Branden und Brausen dieser Menschenwoge, das eiserne Gerassel dieser Frachtwagen, dieser Omnibusse, Cabs, Hansoms, — alles bunt durcheinanderwirbelnd — dieser betäubende Lärm, dieser Anblick, der das Auge verwirrt — diese schwimmenden Seekolosse, die Schiffe, unten — diese Schienenstränge oben — dieser gewaltige schwarze Bogen, quer vor uns über die Straße gespannt und beständig dröhnend von den Zügen, die nach Charing-Croß gehen oder von dort kommen — diese Telegraphendrähte, die mitten in der Luft zittern — wer würde unter dieser Flut des modernen londoner Lebens das alte stille Southwark und die Straßen der Canterbury-Pilger wiedererkennen? Und doch sind wir hier zur Stelle. Zur Linken, wie versunken, in Wahrheit aber nur in einer Vertiefung, dadurch entstanden, daß die benachbarten Straßen erhöht worden sind, liegt die alte, aus jener Zeit uns noch wohlbekannte Kirche von St.-Mary-Overies, sie, die Chaucer noch gesehen hat und in der sein Freund Gower begraben ist. Zur Rechten, in der Richtung von Southwark-Bridge, nicht weit von Barclay und Perkins' berühmter Brauerei, ist der Platz, wo zu Chaucer's Zeiten der Palast des Bischofs von Winchester und zu Shakspeare's Zeiten das Globe-Theater stand. Neue Straßen, unter ihnen die erst 1865 vollendete neue, prachtvolle Southwarkstreet-Borough, beleben überall den alten classischen Boden; auch derjenige Theil der Highstreet, welcher in die alte London-Brücke mündete, ward vor einigen dreißig Jah-

ren zerstört, um zwischen der neuen London-Brücke und den Bahnhöfen Platz zu schaffen. Aber unverändert erhielt sich das untere Ende von Highstreet und in ihr das Wirthshaus der Canterbury-Geschichten, der alte Talbot, soviel davon nach einem Feuer im Jahre 1676 übriggeblieben war. Noch im Jahre 1867 war es da zu sehen in einem Hofe, in welchen man gelangte, wenn man von Highstreet durch ein Haus ging, welches erst nach dem Feuer gebaut worden war und den Hof nach der Straße hin verbarg. Wenn man in den Hof trat, so hatte man zur Rechten die Taverne, welche gleichfalls erst aus dem 17. Jahrhundert stammte, also doch auch schon ihre 200 Jahre zählte, und an einem eisernen Haken das Schild trug: „The Talbot Inn. R. Gooch." Daran aber schloß sich im Hintergrund und einen Winkel nach links bildend dasjenige, was vom alten Talbot noch stand, das Holzhaus des 14. Jahrhunderts, mit seinem spitzen Dach, seinen wurmstichigen Galerien, seinen von außen angebrachten Treppen, seinen Erkern und grünen in Blei gefaßten Fensterscheibchen. Unter einem der Erker war ein Schild mit „Alsopp's Pale Ale", und an einem der Treppengeländer ein anderes „John Paice, Carman". Unter der Galerie der Längenseite hing ein Bret, auf welchem die 29 Pilger abgebildet waren, mit der Unterschrift: „The Old Tabard Inn: Dies ist das Wirthshaus, in welchem Geoffrey Chaucer und die 29 Pilger logirten auf ihrer Reise nach Canterbury"; und daneben hing ein anderes Bret mit der Inschrift: „Midland Railway Receiving Office" — Annahmestelle für die Mittellandeisenbahn. Welch ein Contrast — das 14. und das 19. Jahrhundert! Die Canterbury-Geschichten und die Eisenbahn! Aber bis zuletzt ist dieser Hof seiner ehemaligen Bestimmung treu

geblieben: „John Paice, Carman" hat dafür gesorgt, daß es demselben niemals an Pferden und Gepäckstücken aller Art fehle, während „R. Gooch", als gerechter Nachfolger von „mine host" wie vor fünfhundert Jahren eine zinnerne Kanne mit einem guten Trunk darin für jeden Durstigen bereit hielt.

Doch als ich die neueste Ausgabe von „Murray's Handbuch des modernen London" — „London as it is" — nachschlug, da fand ich an der Stelle, wo sonst die Beschreibung gestanden, nur noch die Worte: „Tabard Inn. Southwark: the starting-place of Chaucer's Canterbury Pilgrims. Pulled down — Tabard Inn, Southwark: der Platz, von welchem Chaucer's Canterbury-Pilger aufbrachen. Niedergerissen."

---

gebildetes „John Bull, Esquire" hat seither gewußt, daß [illegible] Klause an Kirchen und [illegible] der lady [illegible] „M. Clock" als geistiger Nachkomme von „mine host" wie der [illegible] Tabard Inn [illegible] seiner Kanne mit einem guten Trunk Ale für seine [illegible] bereit hielt.

Doch als ich die zweite Ausgabe von „Murray's Handbuch des modernen London" — „London as it is" — durchblätterte, da fand ich an der Stelle, wo sonst die Sehenswürdigkeiten genannten, nur noch die Worte: „Tabard Inn, Southwark: the starting-place of Chaucer's Canterbury Pilgrims. Pulled down." — Wieder ein Stück [illegible] der Welt, von welchem [illegible] Canterbury-Pilger aufbrachen. [illegible]

Shakspeare's London.

1.

Obwol London im 16. Jahrhundert nicht viel mehr Einwohner zählte als Köln, und nicht ganz so viel, als Hamburg heute besitzt, so galt es doch schon damals für eine der größten Städte in der Christenheit, und unser deutscher Tourist Hentzner, welcher 1598 dort war, berichtet daher mit aufrichtigem Staunen, daß der Umfang dieser Stadt „beinahe eine ganze Meile beträgt". Damals, wie heute, gab es eine City von London und eine City von Westminster, aber die Vorstädte, deren Häusermassen heute das Stein- und Mörtelmeer von London schwellen, waren damals noch grüne Felder und blumige Wiesen, und die City von Westminster selber war nicht viel mehr als eine Vorstadt von Palästen, der Sitz des Hofes und der Edeln von England. Hier war die damals schon alte Abtei und Kathedrale von Westminster, die Halle des Parlaments und York-Place, eine prachtvolle Residenz, erbaut von Cardinal Wolsey, aber von Heinrich VIII. seinem ehemaligen Günstling nach dessen Sturz geraubt und darauf „mit ihrem reichen Vorrath von Kostbarkeiten, ihren Tapeten von Gold- und Silberstoff, ihren Tausenden von Stücken feiner holländischer Leinwand und ihren Vorräthen von Silber-, ja sogar schönem Goldgeschirr, welches zwei große Tafeln bedeckte", von dem Monarchen in höchsteigenen Gebrauch genommen. Seitdem

hieß diese Residenz „Whitehall", und hier, im Glanze von Englands glorreichsten Tagen, saß Elisabeth, „von Gottes Gnaden Königin von England, Frankreich und Irland, die Beschützerin des Glaubens", auf dem Throne.

Wo jetzt das Gewirr dunkler Höfe und die übelberüchtigten Seitengassen des „Strand" bis an die Ufer der Themse reichen, da standen damals die Stadthäuser der Bischöfe, der Gesandten und der großen Lords. Schöne Gärten umgaben sie und an ihren Mauern plätscherte das Wasser der damals noch „silbernen" Themse dahin. Hier war Bedford House, und Leicester House und Essex House — jetzt verschwunden von den Stellen, da sie gestanden, und nur den Straßen, Plätzen und Quartieren des neuen Londons ihre alten Namen hinterlassend. Hier war auch Durham House, und hier, in einem kleinen Studirzimmer, welches die Themse überblickte, saß Sir Walter Raleigh, ein Kriegsheld, ein Entdecker ferner Länder, ein Gelehrter und ein Hofmann. Ein Kranz berühmter Namen schloß sich um den Thron von Elisabeth: es war das Jünglingsalter und die Heldenzeit von England. Philipp von Spanien, welcher aus einem Bewerber um ihre Hand ein Feind Elisabeth's geworden, hatte England zu vernichten gedroht mit einem furchtbaren Heere von Schiffen, die Armada genannt. Aber „Gott blies, und sie waren zerstreut". Dieses Gottesgericht war der Anfang von Englands Macht zur See. Die Blüte der Colonien begann und im Innern, von der Freiheit des Glaubens getragen, regte sich mit dem wachsenden Wohlstand zugleich das geistige Leben der Nation.

Am Himmel der Philosophie, so lange umflort von dem Nebel der Scholastik, war ein Gestirn erster Größe im Aufgehen begriffen. Man hatte wieder gelernt, mit dem

classischen Alterthum in seiner eigenen Sprache zu reden. Die Dichter fanden reinere Formen und größere Stoffe für ihre Gesänge, und die dramatische Muse erwachte. Ein Ton, halb ritterlich und gelehrt, halb voll künstlerischer Genialität herrschte am Hofe der Königin Elisabeth. Immer ist „Queen Bess" eine von den Lieblingsgestalten der englischen Geschichte, des englischen Volkes gewesen; und sie würde dies sicher nicht geworden sein, wenn sie nicht außer dem Talent zu herrschen auch noch andere Eigenschaften der Erscheinung, des Geistes und des Herzens besessen hätte. Die Elisabeth, die uns nur zu oft vorschwebt, ist die Königin, welche Maria Stuart zum Tode verurtheilte, und wir haben uns daran gewöhnt, in ihr nur die „alte" Elisabeth zu sehen, von welcher unser Reisender Hentzner gegen Ende des 15. Jahrhunderts allerdings kein sehr vortheilhaftes Bild entwirft, indem er sagt: sie habe ein runzeliges Gesicht, rothe Perrüke, kleine Augen, krumme Nase, dünne Lippen und schwarze Zähne gehabt und doch immer noch auf die Schmeicheleien der Höflinge über ihre Schönheit gehört. Aber wir sollten uns auch die junge Elisabeth vorstellen, wie sie z. B. auf dem schönen Porträt im South-Kensington Museum erscheint, mit anmuthigen frauenhaften Zügen und goldenem Haar; die Elisabeth, welche in einem der noch heute bewohnten Gemächer von Windsor Castle die griechischen Classiker studirte, die nachdenkend auf der Terrasse dieses Schlosses einsam lustwandelte — die Elisabeth endlich, welche Shakspeare gefeiert! Ein italienischer Beobachter, der sie vierzig Jahre vor dem Deutschen, gesehen — der venetianische Gesandte Giovanni Michele, schildert sie demgemäß als eine Dame, gleich bemerkenswerth an Körper und Geist, ihr Gesicht mehr angenehm als schön, ihr Wuchs schlank, ihre Figur wohl-

geformt, mit schönen Augen und vor allem mit einer wundervollen Hand, „welche sie gern zeigte". Warum sie diese Hand nicht auch vergeben? Es ist wahr, daß ein starkes Herz in ihrem Busen schlug; aber wiewol frei von manchen Eitelkeiten ihres Geschlechts, war es dennoch nicht ganz frei von den sanftern Regungen, die dasselbe schwach und liebenswürdig machen. Ein- oder zweimal, so viel wissen wir, hatte auch in diesem Weibe die Natur ihre Rechte geltend gemacht. Aber zwischen sie und Robert Dudley, Earl von Leicester, war der Schatten Amy Robsart's getreten, und Robert Devereux, Earl von Essex ward ein Rebell und ein Opfer des Blocks. Spät noch einmal, als Elisabeth 23 Jahre auf dem Throne gesessen hatte und nicht länger eine schöne junge Prinzessin, sondern eine mächtige Königin von reifem Alter war, kreuzte der Herzog von Anjou, ein Sohn Katharinens von Medici, die See, um sie zur Ehe zu begehren. Er hatte in einer Art von beständigem Mistrauen fast neun Jahre lang um sie geworben und er sehnte sich nun endlich nach der Verwirklichung seiner Hoffnungen. Die Königin empfing ihn höchst gnädig und der Turnierhof von Whitehall ward der Schauplatz eines ritterlichen Festspieles, für dessen Beschreibung wir der alten Chronik von Hollingshed verpflichtet sind. Ungefähr 10000 Thaler — eine gute Summe in Königin Elisabeth's Tagen — wurden darauf verwendet, ein reichgeschmücktes Bankethaus zu errichten; die Königin zeigte sich auf einer Galerie, welche die galanten Herren vom Hofe sogleich das „Schloß der vollkommenen Schönheit" nannten. Dieses Schloß ward angegriffen von der „Sehnsucht und ihren Pflegekindern", welche die Aufforderung zur Uebergabe in einem Canon absangen, von dem uns der Chronist folgenden Vers aufbewahrt hat:

Gib nach, gib nach, o du! die siegreich hält
Dies Schloß, das unsern Muth rief wach:
Der Sehnsucht Macht trotzt keine Macht der Welt,
Drum gib der Sehnsucht Sehnen nach, gib nach!

Nachdem das Lied zu Ende war, ohne daß die „schöne Vestalin auf dem Throne" ein Zeichen zur Uebergabe des Schlosses gemacht, „da wurden zwei Kanonen abgefeuert, die eine mit wohlriechendem Pulver und die andere mit wohlriechendem Wasser; und hierauf wurde eine Menge von hübschen Sturmleitern angelegt, und dann warfen die Diener Blumen und allerlei Confecte gegen die Mauern, mit solchen Devisen, als der Sehnsucht passende Geschosse sind". Aber doch verfehlte der arme Anjou den Zweck seiner Werbung, denn politische Bedenken mischten sich ein und die königliche Löwin aus dem Hause der Tudors blieb fortan die Jungfrau auf Englands Throne, ihr Bräutigam das Volk, ihre letzte Liebe das Vaterland.

Wo jetzt, im modernen London, ein massives Steinthor, schwarz vom Ruß der Jahrhunderte, den Strand von Fleetstreet trennt, da war damals ein Schlagbaum von Holz, frisch bemalt und mit farbigem Tuch behangen, die Tempel-Barre, Temple Bar genannt, nach der benachbarten Juristeninnung vom Tempel. Hinter Temple Bar, innerhalb ihrer Mauer und übrigen „bars" oder Thore, begann die City, das eigentliche London jener Tage. Hier, mit ihrem selbstgewählten City-Monarchen, dem Lord-Mayor, welcher seinen Hof und seinen Hofpoeten so gut hatte wie die Königin auf der andern Seite der Barre, wohnten alle die guten Bürger von London. Hier residirten noch immer einige von den großen Adelichen, obwol andere von ihnen schon frühzeitig begonnen hatten, westwärts nach Fleetstreet und den Strand zu emigriren. Die ersten, welche die City

verließen, um sich in freierer Gegend geräumiger anzubauen, waren die Bischöfe, denen ihr geistlicher Stand jene Sicherheit gewährte, welche für andere lange nur in der Stadt zu finden war. Die Nobility folgte der Geistlichkeit in die Nähe des Königssitzes; doch war zu Shakspeare's Zeit noch manch ein Edelmannshaus so recht im Herzen der City, wie z. B. das des Herzogs von Norfolk in dem nach ihm genannten Duke-Place, dem nachmaligen Judenviertel von London. Aber mehr und mehr doch ward die City schon der Sitz der reichen Kaufleute, deren fast fürstlicher Luxus gleichen Schritt hielt mit dem Wachsthum der Colonien, des Handels und der Ostindischen Compagnie. Ihre Häuser, aus eichenen Balken gezimmert, mit gothischen Fenstern und Giebeldächern, gaben den Straßen, obgleich sie eng waren, eine malerische Perspective. Nur noch sehr wenige von diesen Elisabeth'schen Häusern sind übriggeblieben in der City von London, um uns einen Begriff zu geben von der reichen Bauart und dem bessern Geschmack jener Zeit. Das große Feuer von 1666 hat sie fast sämmtlich zerstört. Aber damals standen sie noch in all ihrer pittoresken Schönheit, mit ihren geschnitzten Balkenenden und ihren Lilien, fleurs-de-lis, und sonstigen Blumen von Eichenholz über der Thür und an den Fenstern. Die Hauptstraße des alten Londons war damals — wie sie's noch heute für die City ist, wenn auch unter ganz veränderten Umständen — Cheapside. Doch sehr verschieden von der Straße dieses Namens, mit ihren von Ruß und Alter geschwärzten Häusern, ihrem Geräusch während der Geschäftsstunden und ihrer Todtenstille während der Nacht, war das „Chepe“, das „goldene Cheapside“ in Shakspeare's London. Da war es die große Heerstraße vom Tower nach der Abtei und dem Palast von Westminster, mit

den schönsten Läden auf beiden Seiten und bewohnt von den reichsten Bürgern — der Schauplatz der Processionen und Aufzüge und alles fürstlichen Gepränges jener Tage. Hier steht noch heute die Guildhall und die Bowkirche, von deren Galerie herab die Könige und Königinnen herniedergeschaut bei großen Staatsceremonien; deren Thurmlaterne einst in jeder Nacht erleuchtet wurde und deren Glocken immer um 9 Uhr den Feierabend läuteten — dieselben Glocken, innerhalb deren Klang geboren zu sein noch heute den richtigen londoner „cockney" macht! Hier stand auch das berühmte Cheapside Cross, eins jener zahlreichen und prachtvollen Kreuze, von Eduard I. zum Andenken an seine Gemahlin Eleanor errichtet an jeder der Stellen, wo der Leichenconduct auf seinem Wege nach Westminster hielt, und zerstört 1643 von den Puritanern, gleich dem Charing Cross, dessen Name sich aber als die populäre Bezeichnung von Trafalgar Square erhalten hat. Ein jedes Haus hatte, ganz ebenso wie zu jener Zeit in Deutschland und heute noch vielfach in den schweizer Städten, sein besonderes Zeichen, nach dem es hieß; denn Häusernummern gab es dazumal noch nicht. Da waren Zeichen nach den Gewerben und Zünften, und da waren Zeichen, die auf den Handel und die Schiffahrt und die fernen Länder Bezug hatten. Da war ein Mohrenkopf und ein Griechenkopf in seinen natürlichen Farben (oder wenigstens, was man dafür hielt), und da war ein goldener Ball und ein goldenes Kreuz. Dieses Haus hieß „Zum schwarzen Bullen" und jenes Haus „Zum rothen Löwen". Zuerst ohne jeden Bezug auf Stand und Gewerbe derjenigen, die in den Häusern wohnten, dienten diese Schilder nicht selten dazu, das zu ersetzen, was nachmals der Familienname war. So finden wir z. B. einen berühmten Mann, von dem wir in diesem

Buche bereits gesprochen, bevor er Thomas à Becket hieß, als „Thomas in der Schnepfe" bezeichnet, nach dem Schilde des Hauses, in welchem er geboren worden. Später sehen wir die Hauszeichen auf den Adressen der Briefe, von welchen uns unter andern Carlyle in seinem Buche über Cromwell so viele bewahrt hat; z. B.

„An meinen werthen Freund, Mr. Storie,
im Zeichen des Hundes,
in der königlichen Börse,
London: abzugeben."

Ebenso firmirten die Buchhändler ihre Verlagsartikel, z. B.: „Gedruckt für Tho. Underhill, und zu haben in seinem Laden, im Zeichen der Bibel, in Woodstreet."

Solch ein Zeichen (sign) war ein sehr gewichtiges und massives Ding, über der Ladenthür hervorragend und darüber hin- und herschwingend; und alle diese verschiedenen Marken und Figuren und Schilder mit ihren bunten Farben und starken Vergoldungen waren auf den Straßen zu sehen. Es muß ein sehr fröhlicher Anblick gewesen sein. Auch der Fluß hatte noch ein anderes Aussehen. Es war noch „der breite Strom der Themse, wohl gefüllt mit Fischen und bedeckt mit Böten und Barken und anmuthigen Schwänen", wie Fitzstephen ihn (im 12. Jahrhundert) beschrieben. London-Bridge war (bis zum Jahre 1750, in welchem Westminster-Brücke vollendet ward) die einzige Brücke, sie hatte Häuser auf beiden Seiten, und in der Mitte stand eine Kirche.

So malerisch wie die Straßen selber war auch das Treiben der Menschen darin. Da war nicht der eiserne Lärm von tausend Rädern in Bewegung; „da war (wie der alte Chronist Stow sagt) allerweg ein lustiger Lärm von gastlichen Zubereitungen. Die Köche riefen heiße Rippen von geröstetem Rindfleisch, wohlgebackene Pasteten

und andere Lebensmittel aus; da war ein Klingen von zinnernen Krügen, von Harfe, von Flöte und Psalter". Die Namen von Puddinglane, von Hahngäßchen und Pastetenwinkel im heutigen London erinnern noch an die leckern Bissen von ehedem, sowie die beiden Weinstraßen, eine davon in der Nachbarschaft von Saffran-Hill, heute eine schmuzige Gegend zwischen Holborn und Clerkenwell, von Gesindel aller Art, von Bettlern und Dieben bewohnt, die Tradition bewahren an die Zeit, wo London noch „the city of Gardens", die Gartenstadt, hieß, wo hier noch Saffranbeete waren, die katholischen Pfaffen ihren Wein, und die protestantischen Geistlichen ihre Stachelbeeren zogen, indem sie sich mit den Worten trösteten: „Gott hätte wol eine bessere Beere machen können, aber er that es nicht!" Und so wenig als an den Häusern war unsere Monotonie von Braun und Grau in den Trachten jener Zeit. Das war damals alles phantasie- und farbenreich, angenehm und unterhaltend für das Auge. Es war mehr Individualität und mehr Heiterkeit in der Welt und in den Kleidern. Das Zeitalter, welches die erhabene Pracht der Münster aufzuthürmen und die stattlichen Söller der Edelsitze, die traulichen Erker der Bürgerhäuser zu bauen verstand, das hatte auch eine staunenswerthe Erfindung für das Costüm. Welch ein ungeheuerer Reichthum von Phantasie ward auf die Schuhe, die Hüte, die Hosen und die Mäntel verschwendet! Auf jene Schuhe, deren Spitzen sich bald aufwärts drehten wie ein Widderhorn, bald ausbreiteten wie ein geöffneter Fächer; auf den Kopfputz, welcher variirte von dem Baret bis zu dem Hut mit thurmartiger Spitze; auf die Mäntel, welche sich von dem weiten und faltenreichen spanischen Mantel bis zu dem kurzen normännischen Spenser abstuften. Lustige Cavaliere in

Sammt, Seide und feinem Tuch, welches von Gold- und Silberstickerei funkelte, paradirten durch die Straßen, und ebenso wie der Adel hatte auch der Bürgerstand seine Farbe und seinen Putz, jede Gilde, jedes Handwerk, jede Profession ihre Wappen und Zeichen. Schwarz war ganz aus der Mode; und inmitten dieses fortwährenden Gepränges von Spitzen und Atlas, von grünen, scharlachenen, nelkenrothen oder himmelblauen Röcken, von pflaumenfarbenen Mänteln und gelben Ueberwürfen bezeichnete ein Anzug von dunkelm Stoff den Kopfhänger, den Augenverdreher, den Frömmler, den Puritaner.

In dieses London, so lebenslustig damals, so kräftig in dem Gefühl des nationalen Aufschwungs, so schimmernd von den neuen Reichthümern, so rauschend von den Festen des Hofes, den Aufzügen und Vergnügungen der Bürger, in dieses London kam um das Jahr 1586 William Shakspeare aus seiner ländlichen Heimat in Warwickshire. Er war dreiundzwanzigjährig und hatte daheim eine Frau, welche acht Jahre älter war als er, und drei Kinder gelassen. Ob er aus Stratford am Avon geflüchtet, der Wilddieberei und der Abfassung eines Spottgedichtes auf den Friedensrichter Sir Thomas Lucy beschuldigt, oder ob er ausgewandert, mit der Absicht, in London sein Glück zu versuchen, das wissen wir so wenig, als es uns bekannt ist, ob er seine dramatische Laufbahn damit begonnen, vor dem Theater die Pferde zu halten oder auf das Theater die Stühle zu stellen. Aber seht, da ist er; sein Genius hat ihn zur rechten Zeit an den rechten Ort geführt. Aus den Händen der Zünfte und Gewerbe, welche das Drama jahrhundertelang, in der Gestalt von Mirakelspielen und Mysterien, auf den Straßen und dem offenen Marktplatze aufgeführt hatten, war es nun endlich in die Hände der Dichter

und der Künstler, in den Palast der Königin und die Halle der Edeln gelangt. Die Lust, zu spielen und Schauspieler zu sehen, ward allgemein. Jeder große Lord hatte seine Truppe von Schauspielern, welche sich seine „Komödianten und Diener" nannten und die Provinzen durchzogen, wenn sie in der Hauptstadt keine Beschäftigung fanden. Das erste öffentliche Theater in London, das Blackfriars-Theater, ward 1576 eröffnet; zu Ende des Jahrhunderts gab es schon 17 Theater, auf welchen täglich gespielt ward. Außerdem spielten die Studenten auf den Universitäten, die Juristen in ihren Innungsgebäuden, sogar die Lehrburschen von London spielten, sodaß es wahr wurde, was das Sprichwort sagte und was man später als Inschrift an das Globe-Theater setzte: „Totus mundus agit histrionem" (die ganze Welt macht den Schauspieler). Shakspeare trat in die Truppe von Blackfriars ein, welche, ursprünglich im Dienste des Grafen von Leicester, später von der Königin patronisirt ward und den Namen der „Schauspieler der Königin" annahm. Dieser Titel hat sich erhalten und es führen ihn gegenwärtig die Schauspieler von Drurylane, welche sich immer noch „Ihrer Majestät Diener" nennen. Das junge Mitglied der Blackfriarstruppe zeichnete sich sehr bald aus: schon 1589 ward er zum Mitbesitzer, zum „sharer" des Theaters gemacht, welches, wie es der Zeit nach das erste war, so auch dem Range nach das erste blieb. „Shakspeare's dramatische Unterhaltungen wurden", wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller ausdrückt, „die größte Unterstützung unsers Haupt-, wenn nicht jeden Theaters in London." Er hatte noch sein dreißigstes Jahr nicht erreicht, da war „unser freundlicher Willy", der „honigzungige Shakspeare", ein populärer und berühmter Mann. „Er ist unser Plautus und

unser Seneca, der beste Mann in England für das Lustspiel und die Tragödie", sagt Francis Meres im Jahre 1598.

Wo aber haben wir ihn zu suchen in diesem London, das für die Begriffe jener Zeit schon so groß war? Nun, es gab drei Plätze in dem damaligen London, wo man sicher sein konnte, im Verlauf eines bürgerlichen Tages einen jeden Mann, der zur guten Gesellschaft gehörte, wenigstens einmal zu treffen, entweder im St.-Pauls-Dome, oder in der Taverne, oder im Theater.

Die St.-Paulskirche war damals die große und fashionable Promenade von London; aber sie war noch viel mehr außerdem. Was im heutigen London der Trödelmarkt vom Houndsditch am Morgen, die Börse zur Mittagszeit, Rotten-Row am Nachmittag und Haymarket am späten Abend ist, das zusammen während des ganzen Tages war im 16. Jahrhundert St.-Paul, die alte Metropolitankirche von London, nicht der Platz vor der Kirche, sondern die Kirche selber. Es gingen überhaupt wunderbare Dinge in den Kirchen vor; sie waren die Theater, die Gerichtshöfe, die politischen Kampfplätze und die Lotteriehäuser jener Tage. Das alte Drama, das Mirakelspiel, bevor es auf die Straßen gewandert war, hatte jahrhundertelang seinen Sitz in den Kirchen gehabt, und noch aus dem Jahre 1592 hören wir, daß bei einem Besuch der Königin Elisabeth in Oxford der Gottesdienst in der Universitätskapelle nicht so bald vorüber war, als man auch die Kapelle schon in ein Theater für die Vergnügungen des Nachmittags verwandelte. Um dieselbe Zeit verbot die akademische Obrigkeit derselben Universität das Rauchen in den Kirchen „wegen der zu großen Masse des Qualmes". Die Gemeindewahlen wurden fast überall in den Kirchen vollzogen und sehr häufig, besonders in Zeiten von ansteckenden Krankheiten, wurden auch die

Assisen daselbst gehalten. Am ungenirtesten jedoch benahm man sich in der genannten Metropolitankirche von London, derjenigen, welche, im großen Feuer zerstört, auf derselben Stelle stand, wo jetzt der Dom von St.-Paul sich erhebt. Das St.-Paul's des heutigen London ist ein Kuppelbau, nach dem Muster der Peterskirche in Rom; St.-Paul's in Shakspeare's London war ein gothischer Dom, mit einem schmalen Thurm, der aber durch Feuer im Jahre 1561 halb zerstört war, mit Kreuzgängen und einem Todtentanz an den Außenwänden. Im Innern waren Kapellen und Schreine, welche von kostbaren Steinen und Gold und Silber schimmerten; die Glasmalereien der Fenster warfen ein vielfarbiges Licht auf das prachtvolle Silbergeräth des Hochaltars und den Schrein des heiligen Erkenwald, an welchem ein großer Saphir funkelte, von dem man glaubte, daß er die Krankheiten der Augen heilte. — So oft Königin Elisabeth mit ihrem nobeln Gefolge nach St.-Paul's kam, um dem Gottesdienste beizuwohnen, wurde sie fast unveränderlich begleitet von „zwei weißen Bären". Aber dieses war nicht das Aergste. Schon seit der Reformationszeit war das Schiff des Domes ein ganz allgemeiner Durchgang geworden für die Lastknechte mit Bierfässern, Brotkörben, Fisch, Fleisch und Früchten; beladene Maulesel, Pferde und andere Thiere zogen unaufhörlich von der einen Thür zur andern, die Marmormosaiken mit Stroh, Abfall und Schmuz jeder Art bestreuend. Durch die hohen Flügel des Domes klang Rossegewieher und auf den Bänken im Chore schnarchten die Trunkenbolde. Auf den Säulen, in dem reichen Bildhauerschmuck der Knäufe, nisteten Vögel, und es war ein Hauptvergnügen der Cityjugend, sie mit Pfeil und Bogen herabzuschießen; an die Säulen wurden Zettel geschlagen und an der sogenannten „Si quis"-Thür drängten sich die

Dienstboten, welche eine Herrschaft suchten. Die Advocaten der benachbarten Gerichtshöfe von Dowgate und Paternoster-Row hatten ihre Stände, an denen sie ihre Clienten empfingen; und noch unter Karl II. war davon so viel übriggeblieben, daß ein Jurist, sobald er zur Praxis berufen worden, nach St.-Paul's ging, um sich seinen besondern „Stand" zu wählen. In den Seitengängen hielten sich die Wucherer auf, und das Taufbecken ward als Comptoir bei den Zahlungen benutzt. Der Lärm war sehr groß, und während in einem Theil des Domes die Orgel ging und die Predigt gehalten ward, wurde in dem andern geflucht, geschworen und betrogen. Zwar hatte Elisabeth bei Strafe des Prangers (mit welchem nicht selten der Verlust der Ohren verbunden war) das Fahren, Reiten, Schießen und Drachenfliegen in St.-Paul's verboten; aber noch unter Karl I., im Jahre 1630, rief Bischof Laud feierliche Verwünschungen auf diejenigen herab, „welche jene heilige Stätte entweihten, indem sie daselbst Soldaten rekrutirten, profane Gerichtssitzungen abhielten und Lasten hindurch trügen", und mehr als je war in dem Shakspeare'schen London das Mittelschiff der Kathedrale, „St. Paul's Walk", die fashionable Promenade, der Platz für die Neuigkeiten, das tägliche Rendezvous für die geistreichen Herren und die „galanten" Damen der Stadt.

Dieser mittlere Theil der Kirche hieß im Jargon jener Tage „das mittelländische Meer", oder „Herzog Humphrey's Promenade", nach dem einzigen Grabmonument, welches sich im Schiff befand, und nach Herzog Humphrey genannt war, obgleich ein schlichter Rittersmann, Sir John Beauchamp, darin ruhte. Warum der Herzog „Seine Herrlichkeit ohne Fleisch" hieß, ist schwer zu sagen; denn zu seinen Lebzeiten liebte der gute Herzog nichts mehr als ein opulentes Mahl und fröhliche Gäste. Doch muß er in

einer spätern Zeit wol in den Ruf des Gegentheils gekommen sein, denn „mit Herzog Humphrey zu Mittag speisen" wollte in der damaligen Redeweise so viel sagen, als kein Geld haben, um ein Mittagsessen zu bezahlen. Ein Diarist jener Zeit, Francis Osborn, gibt uns folgende Beschreibung: „Es war damals die Mode für die bessern Klassen, für Lords und Hofleute und Männer von allen Berufsarten, sich in St.-Paul's gegen 11 Uhr morgens zu treffen und in dem Mittelflügel bis zwölf zu promeniren, nach dem Mittagsessen aber von drei bis sechs, während welcher Zeit einige von Geschäften, andere von Neuigkeiten sprachen. Nun, in Rücksicht auf den Weltverkehr ereignete sich wenig, was nicht zuerst oder zuletzt hierher gekommen wäre. Und ich, als ich jung war, mischte mich um diese Stunden unter die auserlesenste Gesellschaft, die ich auftreiben konnte." Hierher, in diese seltsame Versammlung der Laster, Thorheiten, Moden und Launen des damaligen London, ist auch Shakspeare oft genug gekommen. Hier fand er die Modelle für seine Komödien und die Zielscheiben für seinen Witz. Hier fand er Pistol und Bardolph, Junker Tobias von Bleichenwang und Junker Schmächtig. „Hier (in St.-Paul's) habe ich ihn mir gekauft", wie Falstaff von Bardolph sagt. —

Wo aber fand er ihn selber, ihn „den alten, fetten Ritter", diese Blume aller Kneipgenies? Nun, ich denke der Ort ist nicht zu verfehlen, wo der Mann sich aufhält, dessen Wort ist: „Soll ich meine Bequemlichkeit nicht haben in einem Wirthshaus?" Die Tavernen „Zur Meermaid", „Zur Mitra", „Zum Horn" oder „Zum Eberkopf" sind nicht weit, und in einer davon werden wir ihn finden; denn, wie es in dem Codex der Modeherren von damals hieß: „sein Essen muß in einer von den berühmten Tavernen sein".

Aber ehe wir noch diese Stätten fröhlicher Geselligkeit, gefüllter Krüge und sprudelnden Witzes erreichen, haben wir noch, grad beim Austritt aus St.-Paul's, einen merkwürdigen Anblick. Hier, auf dem Kirchhof von St.-Paul's, um eins jener Straßenkreuze, an welchen das alte London reich war, sitzt eine Versammlung von Andächtigen in freier Luft, und unter dem Kreuz steht ein Mann in Schwarz, welcher predigt. Es ist ein Puritaner, welcher gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, gegen ihre Vergnügungen, und ihre Theater nicht am wenigsten, donnert. Dieser Mann und seine Partei werden auch ihren Tag haben, um die Kirchen zu säubern und die Theater zu schließen!

Man sagt, daß Shakspeare die Bekanntschaft von Sir John Oldcastle (denn so hieß das Original unsers bewunderten Freundes Sir John Falstaff) in einer Taverne von Eastcheap, im „Eberkopf" gemacht habe. Diesen Eberkopf „the Boar's Head" hat vielleicht schon Chaucer gesehen, denn zur Zeit Richard's II. existirte das Haus und das Zeichen, wenn auch nicht als das eines Wirthshauses; unter den drei Tavernen der City gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird der Eberkopf noch nicht genannt. Wohl aber nimmt er einen Ehrenplatz unter den vierzig Tavernen ein, welche durch Parlamentsacte im 16. Jahrhundert der City verstattet wurden, und in der Statistik vom Jahre 1633, welche 211 Tavernen aufzählt, wird er schon als „an ancient tavern" bezeichnet. Nachweislich erscheint er zuerst in einem Pachtvertrag aus dem Jahre 1537, wo derselbe sich in der Hand einer Witwe Johanna Broke befand, wahrscheinlich Mutter von William Broke, welcher bis 1588 Wirth zum „Eberkopf" war, und welchem dann Thomas Wright folgte. Das Originalzeichen der Boar's-Head-Tavern, ein Eberkopf aus Holz geschnitzt, mit dem Datum

1566 und dem Namen des damaligen Wirthes, William Broke, war das einzige, was gerettet ward, als im Feuer von 1666 das Wirthshaus selbst niederbrannte, und es ward im Juli 1868 in einer Auction für 26 Pfd. Sterling verkauft. Das Gebäude, welches nach der Katastrophe an derselben Stelle und unter demselben Zeichen wiederaufgebaut wurde, hatte einen steinernen Eberkopf, mit den Initialen J. T. und dem Datum 1668, und dieser wird nun in Guildhall aufbewahrt. Von diesem zweiten Wirthshaus mit dem steinernen Eberkopf hat sich noch eine andere Reliquie erhalten, welche im Jahre 1834 der britischen Gesellschaft der Alterthumsforscher (Society of Antiquaries) vorgelegt ward: eine aus Eichenholz geschnitzte Figur des edeln Sir John Falstaff, welche, im Costüm des 16. Jahrhunderts, eine Balkenzier über der einen Seite der Thür gestützt hatte, während die Figur von Prinz Heinrich die der andern Seite trug. Mit diesen Erinnerungen an die beiden Shakspeare'schen Helden erfreute die Taverne sich noch sehr lange eines großen Ruhms in der Nachbarschaft des Fischmarktes von Billingsgate, führte den „Eberkopf" im Schilde und darunter die bescheidene Inschrift: „Dies ist das Hauptwirthshaus in London"; bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der damalige Besitzer, vielleicht aus Reue über die Sünden seiner Vorgänger und Vorgängerinnen, diesen Aufenthalt der „Dame Hurtig" der Kirche vom heiligen Michael vermachte, um einen Kaplan aus dem Einkommen zu unterhalten. Aber der Eber wollte unter dem Kirchenregiment nicht recht mehr floriren; zu Anfang unsers Jahrhunderts wurde das alte Nest zwischen einem Barbier und einem Flintenschmied getheilt, über deren aneinanderstoßenden Läden bis zum Jahre 1831 noch der in Stein gehauene Eberkopf zu sehen war. Da aber

wurden auch diese letzten Insassen des Eberkopfs expropriirt, das Haus wurde niedergerissen, um Raum für die neue London-Bridge zu machen, und genau auf der Stelle, wo der „alte Jack" gezecht und, als er seine Schulden nicht bezahlen konnte, mit einem Schwur auf seinen vergoldeten Becher der Wirthin die Ehe versprochen, steht nun die Bildsäule eines Mannes, der seiner Zeit nicht weniger corpulent, aber viel weniger witzig war: die Reiterstatue Wilhelm's IV. Der vergoldete Becher wird in der benachbarten Kirche von St.-Michael aufbewahrt, oder wenigstens sagt der Küster, daß ein Becher, welchen er für einen Sixpence sehen läßt, dieser Becher sei. Der letzte Wirth des Eberkopfs, welchen Shakspeare noch gekannt haben kann, „John Rhodoway, Vintner at the Bore's Head, † 1623", liegt in der Kirche begraben, und das Grab eines Kellners aus derselben Taverne wird auf dem anstoßenden St.-Michaels-Kirchhof gezeigt. Der Küster sagt, es sei der identische „Franz", welchen wir aus Shakspeare's Heinrich IV. so gut kennen; allein, wenn er es wirklich gewesen, so hätte dieser Kellner das für unsere Verhältnisse bedenkliche Patriarchenalter von etlichen 120 Jahren und darüber erreichen müssen: denn er starb erst 1720. Außerdem nennt die Grabschrift, welche seine Ruhestätte ziert, ihn Bob Preston:

Bacchus schenkt' einst der Welt zur Zier und Ehr'
Einen nüchternen Gesell'n, und hier liegt er.
Obgleich erwachsen unter vollen Tonnen,
Hat doch ein Rausch sein Herz niemals umsponnen.
O Leser, wenn du liebst Gerechtigkeit,
So denk' des braven Preston allezeit;
Und bist ein Kellner du: zu deiner Sühnung
Ahm' Bob stets nach in Maß und in Bedienung!

Die Taverne, welche Shakspeare meistens frequentirte und wo er mit seinen Freunden die längsten und berühmtesten Sitzungen hielt, war die Taverne „Zur Meermaid". Sie stand in Breadstreet, einer Nebengasse von Cheapside, zwischen der heutigen Southwark-Bridge und London-Bridge. Wenige Schritte von dem Hause, in welchem Englands größter Dramatiker so oft und gern verweilte, stand das Haus, in welchem ungefähr zu derselben Zeit Englands größter Epiker geboren ward, der Dichter des „Verlorenen Paradieses". So nahe, der Zeit und dem Raume nach, berührten sich die beiden Genien, welche bestimmt waren, an Englands Dichterhorizont nicht weit voneinander zu glänzen: Shakspeare und Milton! Das Haus Milton's hatte das Zeichen des ausgebreiteten Adlers, „the spread eagle", nach dem Wappen der Familie, welches auch der Dichter führte und welches, in einer kleinen Sackgasse des heutigen Londons, „Spread Eagle Court", fortlebend, die Stelle bezeichnet, wo vor dem Feuer von 1666 Milton's Geburtshaus gestanden. Auch die „Meermaid" ward von demselben Feuer zerstört; indessen zeigt man noch heute den Platz und eine gute Reihe von Traditionen hat sich erhalten. Der Name des Wirthes war Dun. Seine Gäste versammelten sich entweder zum Mittagsessen, welches gleich nach zwölf eingenommen wurde, oder zum Abendbecher, gegen sechs, wenn das Theater aus war. Speisezettel gab es damals allerdings nicht. Aber doch haben sich einige Kochbücher aus jener Zeit erhalten. Vielleicht interessirt es die Leserinnen, zu erfahren, was Mr. Dun's Küche für Shakspeare und seine Freunde thun konnte. Hier sind einige Delicatessen: gekochte Tulpenstengel; marinirter Puter, in Weißwein und Essig gesotten und mit Fenchelsauce servirt; gepökelte Gans mit Nelken und Ingwer;

Gelée von Kleeblumen und Omeletten von Malvenstengeln mit Rosenwasser.

Aber wir glauben, daß der feiste Herr am obern Ende der Tafel, der, welcher von sich zu sagen scheint: „Du siehst, ich habe mehr Fleisch als andere Menschen und also auch mehr Schwachheit", — wir glauben, daß er es mit dem „Roastbeef von Alt-England" gehalten, und daß er mehr Sect als Rosenwasser zu sich genommen. „Ich wollte den fetten Jack nicht für die Hälfte der großen Männer in den Chroniken aufgeben!" ruft Washington Irving aus. „Was haben sie für mich oder meinesgleichen gethan? Sie haben Länder erobert, von denen ich keine Hand breit besitze; oder sie haben Lorbern errungen, von denen ich kein Blatt geerbt; oder sie haben Thaten verrichtet, welche ich ihnen nachzumachen weder die Kühnheit noch die Gelegenheit habe. Aber der alte Jack Falstaff! — der süße Jack Falstaff! — hat die Grenzen des menschlichen Vergnügens erweitert; er hat große Gebiete des Witzes und der Laune hinzugefügt, in welchen der ärmste Mann sich ergötzen mag, und er hat eine unfehlbare Erbschaft von fröhlichem Gelächter hinterlassen, um die Menschheit lustiger und besser zu machen bis in das späteste Geschlecht." — Darum Heil dem edeln Sir John Falstaff! Und Heil dem edeln Sir John Oldcastle, der des vortrefflichen Bildes vortreffliches Original gewesen! Indessen gab es auch einen wirklichen Sir John Falstolf, einen der tapfersten Heerführer in den französischen Kriegen unter den drei Heinrichen. Er ist zwar nicht der Falstaff Shakspeare's, doch ist es nicht unmöglich, daß die Erinnerung an diesen Soldaten sich mit der an Oldcastle gemischt hat, um jenen hervorzubringen. Der historische Falstolf war ein großer Wohlthäter von Magdalen-College

in Oxford, und unter dem Eigenthum, welches er diesem vermachte, befand sich auch — seltsamerweise! — ein „Eberkopf“, freilich nicht die Taverne von Eastcheap, sondern ein anderes Wirthshaus gleiches Namens in Southwark, das ungefähr zu derselben Zeit und zu demselben Zweck niedergerissen ward wie des anderen Falstaff's Boar's-Head-Tavern: um die Straßenzugänge zu der neuen London-Bridge offen zu legen. —

Zwischen dem Essen und Trinken wurde scharf gedampft, denn seit Sir Walter Raleigh den ersten Beutel voll Taback aus Westindien mitgebracht, war das Rauchen in den exclusiven Kreisen jener Tage Mode geworden. Shakspeare's Collegen vom Globe- und Blackfriars-Theater, Lawrence Fletcher und John Taylor und Richard Burbage, die Originaldarsteller von Hamlet, Lear und Othello, rauchten. Shakspeare selber scheint der neuen Mode nicht gehuldigt zu haben, da er derselben in keinem seiner Stücke Erwähnung thut; aber Ben Jonson muß ein Freund von dem „Schnepfenkopf“ gewesen sein, wie man die Pfeife damals nannte. In seinen Komödien ist sehr oft die Rede davon. Richard Burbage war der erste Schauspieler seiner Zeit. „Der wird für keinen Gentleman gerechnet, der Dick Burbage nicht kennt; es gibt kein Landmädchen, das nicht von Dick Burbage sprechen könnte“, heißt es in der „Rückkehr vom Parnaß“, einem Schauspiel aus dem Jahre 1602. Richard Burbage muß auch ein sehr schöner Mann gewesen sein. Einmal, als er Richard III. gespielt hatte, verliebte sich eine schöne Bürgerin aus London so sehr in ihn, daß sie ihm ein Rendezvous unter der Parole „Richard III.“ bewilligte. Der Dichter des Trauerspiels, Shakspeare, hörte die Verabredung und beschloß das Abenteuer selber zu bestehen, ging und fand unter der

ausgemachten Parole wirklich Einlaß. Später kam Burbage. „Richard III. ist vor der Thür!" ließ er hinaufsagen. „William der Eroberer war vor Richard III.", ließ William Shakspeare hinuntersagen, und behauptete das Feld.

Shakspeare war der liebenswürdigste und eleganteste Gesellschafter; etwas schwerer und schwerfälliger war Ben Jonson.

Ben Jonson, nach Shakspeare der berühmteste Dramatiker jener Zeit, hatte ein sehr abenteuerliches Leben geführt. Zuerst hatte er studirt, dann war er Soldat gewesen, dann Schauspieler geworden, dann hatte er einen seiner Collegen erschossen und war zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden. Aber er wurde begnadigt und benutzte den Rest seines Lebens, um für die Bühne zu schreiben. Eine gute Kameradschaft, nur ein- oder zweimal durch Eifersüchteleien vorübergehend getrübt, verband ihn mit Shakspeare. Beide waren witzig, beide waren geistreich und erfahren in den Dingen der Welt. Ihr Gespräch belebte die Unterhaltungen in der „Meermaid" und ihre Witz- und Wortspiele wurden in London colportirt. Einige davon sind uns aufbewahrt. Eines Tags z. B. sprach man über das Motto des Globe-Theaters: „Die ganze Welt macht den Schauspieler!" Jonson extemporirte folgende Verse:

> Wenn nur Schauspieler diese Welt enthielt',
> Wo wär' das Publikum, für das man spielt?

Sogleich antwortete Shakspeare mit folgendem Impromptu:

> Man handelt, schaut, ist thätig oder stumm:
> Man ist zugleich Acteur und Publikum.

Shakspeare war der Genialere, aber Jonson der Gelehrtere von beiden. Namentlich war er ein guter Lateiner. Einmal, als Ben Jonson seinen Freund zum Gevatter eines seiner Kinder gemacht, saß Shakspeare in sich versunken und melancholisch am Tische. Ben Jonson versuchte ihn aufzuheitern und fragte ihn, warum er so traurig sei? — Traurig? Ich? Auf Wort, Ben! ich bin nicht traurig, sagte Shakspeare; ich habe nur eine Weile darüber nachgedacht, was ich meinem Pathenkind schenken soll, und ich hab's nun. — Ich bitte dich, was ist es denn? forschte Jonson. — Nun, Ben, ich will ihm ein Dutzend gute „lateinische Löffel" (latten spoons, Messinglöffel) schenken, und du sollst sie übersetzen.

Ein Vers, den Shakespeare in der Taverne „Zur Mitra" improvisirt, lautet:

Gib mir ein Glas duft'gen Canarienweins,
Der einst der Mitra war, und nun ist meins;
Wenn einst Horaz, Anakreon von diesen Reben
Genippt: sie würden noch, gleich ihren Versen, leben!

O, der liebe Jack Oldcastle, o, der dicke Jack Oldcastle, der mitten unter den Schauspielern sitzen und sein Glas Sect trinken und seine Bequemlichkeit haben und seinen Will und seinen Ben hören konnte! — Aber nun schlägt es zwei Uhr von der Domkirche, und nun müssen wir die Sitzung aufheben, „wir müssen uns über die See begeben", wie es in der Sprache jener Zeit heißt, d. h. ein Boot nehmen und uns nach einem der Theater rudern lassen, welche diesseit oder jenseit der Themse, dicht am Ufer liegen. Denn Schlag drei Uhr, nachmittags, beginnt die Vorstellung.

2.

Der Stutzer und der Mann von gutem Ton, der zu Elisabeth's Zeit seine Morgenpromenade in St.-Paul's macht, kennt bereits die Titel der Stücke, welche heut in den Theatern von London aufgeführt werden: denn unter den andern gottesfürchtigen Ankündigungen an den Wänden dieser Kathedralkirche befinden sich auch die Theaterzettel. Für die profane Menge jedoch und das Publikum im großen werden sie an die Pfähle geschlagen, welche man hier und da in den Straßen errichtet hat, um die Pferde daranzubinden. An ihnen erblicken wir die sieben Theaterzettel der sieben Haupttheater von London: der Rose, des Schwans, des rothen Ochsen und des Vorhangs, wahrscheinlich nach einem Bilde, ferner des Globus, der Fortuna und der Hoffnung, wahrscheinlich nach einer Figur so genannt, welche an einer besonders sichtbaren Stelle dieser Gebäude als „Zeichen" derselben angebracht waren. Die Theaterzettel damaliger Zeit enthielten nur die Namen des Stücks, des Dichters, der Truppe und ihres Patrons; aber kein Personenverzeichniß. Leider besitzen wir kein Original eines solchen Zettels mehr; jedoch geben uns die Titelblätter zu den ersten Ausgaben Shakspeare'scher Stücke vielleicht eine

Idee von dem Stil, in welchem jene abgefaßt wurden. Hier ist ein Beispiel:

„Ihrer Majestät Diener werden heut aufführen:
Eine sehr amusante und ausgezeichnet erfundene Komödie,
genannt:

Syr John Falstaff und die lustigen Weiber von Windsor,

untermischt mit sonderlich abwechselnden und vergnüglichen Einfällen des Syr Hugh, eines wälschen Ritters, des Friedensrichters Schaal, und seines weisen Cousins, Herrn Schmächtig, nebst den Aufschneidereien des alten Pistol und Corporals Nym,

von

Wm. Shakspeare,

wie sie verschiedentlich aufgeführt worden ist von des Sehr Ehrenwerthen, des Mylord Oberkammerherrn Dienern sowohl vor Ihrer Majestät als anderweit."

Shakespare's Truppe, die vornehmste und bedeutendste jener Zeit, hatte zwei Theater: ein Wintertheater, Blackfriars genannt, und ein Sommertheater, den Globe. Das Blackfriarstheater, das älteste in London, und das erste, in welchem überhaupt je gespielt worden ist (seit dem Jahr 1576), stand in der Nähe der heutigen Blackfriarsbrücke, in der Gegend jenes Labyrinthes von kleinen Gassen und dunkeln Höfen, welche gegenwärtig den Square von Printing-Yard einschließen. Wo jetzt die vier kolossalsten Schnellpressen von London arbeiten und finstere Speicherthüren unausgesetzt die bedruckten Zeitungsballen ausspeien, da spielte einst Shakspeare den Geist von Hamlet's Vater. Das papierene Zeitalter ist dem goldenen gefolgt: das Theater Shakspeare's hat dem Redactionsgebäude

und den Druckereien der „Times“ Platz gemacht. Das Blackfriarstheater war ein sogenanntes Privattheater, d. h. es war kleiner als die andern, welche im Gegensatz dazu die öffentlichen Theater hießen, hatte ein vollständiges Dach, Sitze im Parterre (pit), und man spielte darin vor einem gewählten Publikum und bei Kerzenlicht, indem man das Tageslicht künstlich ausschloß. Das Globetheater dagegen, das Sommertheater der Compagnie, war ein öffentliches, es lag schräg gegenüber, auf der andern Seite der Themse, und um es zu erreichen, mußte man daher eine der Brücken kreuzen, oder man mußte sich „ein paar Ruder“ miethen.

Kutschen gab es im damaligen London nur ganz vereinzelt. Sie waren zugleich mit dem Tabackrauchen aufgekommen und wurden zugleich damit verspottet. „Die erste Kutsche“, sagt ein Satiriker jener Zeit, „ist vom Teufel in China aus einer Krebsschale gemacht und nach England hinübergetragen worden in einer Wolke von Tabacksrauch!“ Die erste Kutsche in London war eine holländische, und sie war der Königin zum Geschenk gemacht worden, welche darin am Tage des feierlichen Dankgottesdienstes für die Vernichtung der Armada von Whitehall nach St.-Paul's fuhr. Bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts entsprachen dem Bedürfniß der fahrenden Londoner vier Miethswagen, welche auf dem Strand unter dem „Maibaum“ hielten; aber das „Unternehmen“, welches sich allmählich bis zur Zahl von 20 emporgeschwungen hatte, ward bald als öffentliches „Aergerniß“ verschrien, und Miethskutschen, „da sie die Passage sperrten und die Straßen gefährlich machten für Se. Majestät und den Adel“ wurden durch königliche Proclamation im Jahre 1635 rundweg verboten. Fortan sollten Miethswagen in Londons Straßen

überhaupt nicht mehr, sondern nur von London aufs Land und vice versa fahren, und niemand sich derselben bedienen dürfen, „außer solchen Personen, welche im Stande sind, vier tüchtige Pferde für Seiner Majestät Dienst im Stalle zu halten, welche, wenn verlangt, bei schwerer Strafe bereit sein müssen". Toleranter als die Monarchie bewies die Republik sich gegen die verpönte Bequemlichkeit; in einer Ordonnanz des Lord-Protectors Cromwell vom Jahre 1654 werden für die Metropolis und sechs Meilen in der Runde 200 solcher Wagen erlaubt, aber nicht mehr, „da die beständig wachsende Zahl derselben, indem sie unsere Straßen sperrt, unerträglich zu werden droht". Ein Säculum später gab es 800, und 1854 außer 8—9000 Cabs auch noch 3000 Omnibusse.

Die Herren vom Hofe und die Cavaliere zu Shakspeare's Zeit ritten in das Theater, begleitet von ihren irischen Pferdejungen, welche neben ihnen herliefen, und von ihren französischen Pagen, welche ihnen zu Pferde folgten. Die Mehrzahl der Zuschauer aber kam zu Wasser, in kleinen Ruderbooten. Dieses Mittel, sich von einem Punkte der Stadt an den andern zu begeben, war das beliebteste. Diejenigen Theile von London, welche landeinwärts, in den Parks und an den Hügeln liegen, sind erst viel später hinzugekommen. Das damalige London, die City, lag fast ganz am Wasser und hatte weniger Brücken als das heutige. Mehr als 40000 Menschen lebten von ihren Rudern und Fahrzeugen, und zwischen 3—4000 Personen ließen sich täglich allein zu den Theatern fahren, welche sämmtlich entweder auf dieser oder auf jener Seite des Stromes dicht am Ufer lagen.

Aber das Theater hatte auch seine Feinde. Schon haben wir unter dem Kreuz von St.-Paul's jenen Mann gesehen,

jenen Geistlichen, den ehrwürdigen John Stockwood, welcher vor seiner Gemeinde von Puritanern gegen diesen neuen Misbrauch der Zeit eifert. „Ich sage nichts", ruft er, „von verschiedenen andern Sünden, welche Tausende mit sich fortreißen und zuletzt in dem Strom der Eitelkeit ertränken. Aber seht auf die öffentlichen Schauspiele in London, und seht auf die Menschenmenge, die ihnen zuströmt und die ihnen nachläuft. Betrachtet die prachtvollen Theatergebäude, ein beständiges Denkmal für Londons Verschwendung und Thorheit." Dann, nachdem der Prediger die Schrecken der Schauspielaufführungen in feurigen Worten geschildert, bringt er die Krankheit, welche fast jedes Jahr wüthete, damit in Verbindung und schließt mit der Behauptung: „Die Ursache der Pest ist die Sünde, und die Ursache der Sünde sind die Schauspiele; daher sind die Ursache der Pest die Schauspiele."

Der Magistrat von London, Lord-Mayor und Aldermen, nahmen dieses Argument auf. In einem sehr gelehrten Actenstück dieser Körperschaft wird versichert, daß während der Pest zu spielen Ansteckung verbreite, und daß außer der Pest zu spielen die Pest erzeuge. Es ward demgemäß angeordnet, daß die Schauspieler — mit Ausnahme derjenigen, welche in Ihrer Majestät Diensten ständen — nur dann Erlaubniß haben sollten, zu spielen, wenn „die Stadt gesund sei", d. h. wenn während dreier Wochen nacheinander nicht mehr als 50 Leute in der Woche gestorben wären. Dann sollte am Sonntag überhaupt nicht und an Wochentagen nicht später gespielt werden, „als daß ein jeder von den Zuschauern in seiner Wohnung vor Sonnenuntergang oder wenigstens vor Dunkelwerden zurück sein kann". — Diese sehr weisen Verordnungen eines hochlöblichen Magistrats hatten keinen andern Effect, als daß die

Schauspielhäuser nicht in der City, sondern an den Außenrändern derselben, meistens am Wasser gebaut wurden, und daß Ihre Majestät und Ihrer Majestät große Lords die armen verfolgten Schauspieler in ihren „Dienst" nahmen und mit ihrer Schärpe gegen die Weisheit und Vorsicht der Väter der Stadt deckten. In dieser ihrer Eigenschaft trugen die Schauspieler jener Zeit, gleich den andern Dienstleuten derselben, die Wappen und die Farben ihrer Patrone; wer sich nun an ihnen vergriff, der bekam es mit den Lords von Ihrer Majestät Haushalt zu thun! Die Mitglieder von Shakspeare's Truppe und Shakspeare selber trugen als „Diener Ihrer Majestät" scharlachfarbene Mäntel mit Sammtaufschlägen.

Die Königin Elisabeth war eine große Freundin und Beschützerin des Schauspiels. Sie und ihr Hof hielten es für keine Sünde, nachdem sie am Vormittag ihren gehörigen Kirchgang gehabt, die Sonntage in einer Komödie zu beschließen, und in ihrer Sorge für das Vergnügen der niedrigern Klassen ermunterte sie dieselben, ihrem Beispiele zu folgen. Damals war der Sonntag noch nicht der Tag, an welchem es dem guten Volk von London verboten war, zu seiner Erholung nach der Woche Last und Mühe irgendein öffentliches Gebäude zu besuchen, ausgenommen die Kirche und — das Ginhaus. Damals war der Sonntag der beste Tag für die Theater in London, und das Volk strömte hinein, um Shakspeare zu sehen und Shakspeare zu hören. — Die Königin für ihre Person ging zwar niemals in die Theater, aber in ihren Palästen zu Whitehall, in Richmond und in Windsor fanden beständig Vorstellungen statt, und einige von Shakspeare's Stücken wurden zuerst vor Ihrer Majestät aufgeführt. Während einer dieser Hofvorstellungen im Banketthaus von Whitehall, als Shakspeare

in seinem eigenen Drama die Rolle von Heinrich VI. spielte, kam die Königin auf den Einfall, die Geistesgegenwart desselben auf die Probe zu stellen. „Man hat mir oft erzählt", sagte sie, „daß er ein großes Talent für die Improvisation besitze — wohlan, ich will mich davon überzeugen." Die Loge der Königin war unmittelbar über der Bühne, und eine kleine Treppe führte hinunter, vor welcher die beiden Leibwächter Ihrer Majestät mit großen Hellebarden standen, in deren Stahl das Wappen des Hosenbandordens und die Devise: „Honny soit qui mal y pense!" schimmerte. In dem Augenblick, wo Heinrich VI. in der Mitte seiner Edlen die Bühne betritt, welche das Parlament vorstellen soll, ließ die Königin ihren Handschuh über der Logenbrüstung gerade zu Shakspeare's Füßen niederfallen. Dieser, sobald er den Handschuh hatte fallen sehen, trat ohne sich zu besinnen vor, und, sich mitten in seiner Rede unterbrechend, hob er ihn auf mit folgenden Worten, die er in seinem Charakter als König improvisirte:

Und ob wir gleich in dieser hohen Sendung
Begriffen sind, so beugen wir uns doch,
Um aufzuheben unsrer Base Handschuh.

Dann, nachdem er den Handschuh auf die Hellebarde eines der Leibwächter gesteckt, von welcher die Königin denselben lächelnd herabnahm, trat er wieder zurück und spielte seine Rolle weiter. Eine ziemlich glaubwürdige Anekdote versichert auch, daß wir „Die lustigen Weiber von Windsor" nur dem Wunsche der Königin zu verdanken hätten. Sie, die, wie alle Welt damals, eine große Bewunderung und Freundschaft hegte für Sir John Falstaff, wäre sehr neugierig gewesen, das Benehmen des „feisten Ritters", nachdem sie ihn immer nur unter Männern, beim Becher und in der Schlacht gesehen, nun auch einmal in einem Liebes-

verhältniß und bei Damen kennen zu lernen. Dieses war eine Aufgabe für Shakspeare's Humor! Man sagt, daß er nicht länger als vierzehn Tage gebraucht habe, um sie auszuführen. Und so ging, kurz vor Elisabeth's Tode, Ende des Jahres 1602, die neue Komödie in Scene, wahrscheinlich im Schlosse von Windsor, in welchem die Königin damals vorzugsweise residirte und nach welchem auch der Dichter mit feiner Courtoisie sein Stück nannte. Eine freilich weniger glaubwürdige Anekdote fügt hinzu, die Königin habe über die Streiche der lustigen Weiber und das Misgeschick ihres ritterlichen Galans, der unter einem Haufen schmuziger Wäsche in die Themse geworfen wird, so stark gelacht, daß sich infolge davon ein Krampf und Husten einstellte, der tödlich für sie geworden sei.

Ach! die arme Königin sollte nicht am Gelächter sterben. Ihr Ende war trauriger. Weinend saß sie nächtelang auf ihrem Bette, die seidenen Kissen mit Thränen benetzend und die Luft zerreißend mit den Anrufen längst Geschiedener — unter denen ein Vergifteter und eine Enthauptete — bis sie zuletzt starb in ihrem Palaste von Richmond, auf dem Boden liegend, und den Namen „Essex" auf den Lippen....

Aber noch steht die Sonne hoch, und unser Schifflein schwimmt auf der Themsewoge. Dort auf dem rechten Ufer ist Bankside, in Shakspeare's London der Sitz des Vergnügens, bunt von Wirthshausschildern und lustig von Musik. Dort ist der Bärengarten, und dort sind fünf von den sieben Theatern Londons. Da, wo hinter Southwark-Bridge in unserm London ein gigantisches Heer von Schornsteinen Tag und Nacht schwarzen Qualm ausstößt, welcher die Atmosphäre verfinstert, wo ein immerwährendes Dröhnen ist von Frachtkarren und ein beständiger Geruch von

Hopfen und Malz, und wo an rußbedeckter Mauer ein Bret die Inschrift trägt: „Barclay und Perkins's Brauhaus" — an derselben Stelle, dreihundert Jahre früher und unter dem blauen Himmel von Shakspeare's London steht sein Theater, welches den Hercules mit der Erdkugel zum Zeichen hat und nach demselben das Globe-Theater heißt. Es ist jetzt immer noch unverändert dasselbe Southwark, wie wir es zweihundert Jahre früher, zu Chaucer's Zeit, gesehen haben: eine ländliche Vorstadt mit Feld und Garten; Shakspeare'sche Erinnerungen mischen sich mit den Chaucer'schen, der alte „Talbot", in welchem einst die Canterburypilger sich versammelt, hat eine lustige Nachbarschaft bekommen; und wie Shakspeare's Genius in der „Meermaid" sich berührt mit dem Genius der Zukunft, so hier in Southwark, wo sein Theater steht, mit dem der Vergangenheit — dem ehrwürdigen „Vater der englischen Dichtkunst", auf diese Weise gleichsam über Jahrhunderte rückwärts und vorwärts den localen, den Bodenzusammenhang darstellend. Das Globe-Theater ist ein sechseckiges Gebäude von Holz, fast wie ein Belagerungsthurm mit vielen Fenstern ringsum, die wie Schießscharten aussehen, mit zwei Breterhäuschen oben und einer Flaggenstange. Aus dem einen Breterhäuschen tritt jetzt, wo die Glocken von London dreiviertel drei schlagen, ein phantastisch gekleideter Mann mit einer Trompete, um das erste Signal zu geben. Von allen Theatern in der Runde schmettern die gleichen Töne, die sich in der Luft begegnen und die Schiffe, von denen der Themsespiegel bedeckt ist, und die Reiter, welche sich über die Brücke bewegen, zu größerer Eile treiben. Aber bis es drei Uhr ist, wird der Trompeter noch zweimal blasen, und dann mit dem Vollschlag und dem letzten Tusch wird die Vorstellung beginnen und

an dem Flaggenstock wird ein rothseidenes Bannertuch erscheinen.

Inzwischen hat Boot um Boot am Ufer angelegt, das Gewieher und Getrappel zahlreicher Rosse ist rings um das Theater, und alles drängt dem Eingang und der Kasse zu — der junge Cavalier mit Degen und Federhut, der gravitätische Citymann, die sittig-schöne Bürgerin, der Gelehrte und der Bücherwurm von Klein-Britannien, der Raufbold aus den Schlupfwinkeln des Strandes, der Jurist vom Tempel, der Landgentleman, dessen Halle daheim voll ist von Falken und Dachshunden, der Lehrjunge, der Werkstatt entlaufen, und der Matrose, frisch noch vom Theer- und Seegeruch: sie alle sind Shakspeare's Publikum.

Die Eintrittspreise sind sehr verschieden. Die billigsten Plätze, damals wie jetzt, sind auf der Galerie: sie kosten nach unserm Geld etwa einen Silbergroschen. Die eigentliche Masse des Publikums drückt sich im Parterre zusammen, welches im Globe- wie in den übrigen öffentlichen Theatern der „Hof" (yard) heißt. Der „Hof" hat kein Dach und keine Sitzplätze: hier herrscht unbegrenzte Freiheit. Regen und Sonnenschein kommen nach Belieben, und für zwei Silbergroschen hat jeder britische Unterthan die Befugniß, hier zu sehen, zu drängen und sich drängen zu lassen, Aepfel zu essen, Nüsse zu knacken, Bier zu trinken, Karte zu spielen und das Schauspiel auszuzischen. In dieser Beziehung, wenn auch in keiner andern, standen die „Gründlinge" in großem Ansehen: ihr Beifallsklatschen entschied über den Erfolg der Stücke. Aber sonst galten sie weder für respectabel noch für kritisch zurechnungsfähig, und der eigentlich gebildete Theaterbesucher nahm sich wohl in Acht, unter sie zu gerathen. Für etwa 10—20 Silber-

groschen nahm er seinen Sitz in einem von den „Zimmern“, wie die Logen in Shakspeare's Theater hießen. Zuweilen miethete er sein „Zimmer“ für die ganze Saison, und hatte den Schlüssel in seiner eigenen Tasche.

Daß die Schauspielhäuser auch für die zweideutigen Charaktere jener Zeit ihre besondere Anziehungskraft hatten, läßt sich denken; darin ist die Welt geblieben wie sie war, und kleine Arrangements zu Soupers nach dem Theater waren damals so gut in der Mode, als sie es heute sind. Ebenso war an Taschendieben kein Mangel; aber die Art ihrer Bestrafung war originell: wenn man sie auf frischer That ergriff, so wurden sie ohne weiteres auf die Bühne gebracht und an einen Pfahl gebunden, und dort boten sie sowol dem Spott als den Nußschalen der „Gründlinge“ ein würdiges Ziel. Ueberhaupt war damals die Bühne, viel mehr als in unsern Tagen, für das Mitspiel des Publikums berechnet. Sie war nur zum kleinsten Theil für die Schauspieler bestimmt: mehr als die Hälfte diente den „gallants“, den Schöngeistern und den Männern von Fach und Bildung zur Schaustellung ihrer eigenen Person oder ihrer weißen Hand oder ihrer seidenen Mäntel. Für ein kleines Trinkgeld hatten sie hier ihren dreibeinigen Stuhl, oder sie warfen sich so lang sie waren auf den mit Binsen bestreuten Boden. Binsen waren in der damaligen Zeit, was in der jetzigen der Teppich ist; der Gebrauch, den Flur mit ihnen zu bedecken, war allgemein im Palast und im Bürgerhaus, wie wir aus den englischen Familienbildern von Holbein sehen, und sie fehlten auch auf der Bühne nicht. Decker, in seinem „Gull's Horn-Book“, gibt dem „gallant“, dem Stutzer, ganz besondere Anweisungen darüber, wie er sich beim Theaterbesuch auf der Bühne zu benehmen habe, da diese Herren

sich während des Spiels nicht selten ein Vergnügen daraus machten, eine dieser grünen Pflanzen vom Boden aufzunehmen und ihre Nachbarn mit der Spitze derselben am Ohre zu kitzeln. Der vollendete Stutzer erschien niemals bevor die Trompete zum dritten male geblasen, dann, wie der genannte Decker beschreibt, „schritt er sogleich zu dem Thron der Bühne, ich meine nicht in die Herren-Zimmer (die Logen) welche nichts mehr sind als die Vorstädte der Bühne, sondern direct auf die Binsen, auf welchem die Komödie tanzen soll, ja unter dem Staat von Cambyses muß sich unser befiederter Strauß hinpflanzen, um das Zischen und Miauen der schuftigen Gegner zu bekämpfen". Die Zeichen des Beifalls und des Misfallens waren in Shakspeare's Theater wie in den unsern. Das erste Beispiel des Hervorrufs freilich sollte erst mehr als hundert Jahre später, und einem begegnen, der es sich herausnahm, Shakspeare mit einem „betrunkenen Wilden" zu vergleichen: nämlich dem „Herrn von Voltaire", bei der ersten Aufführung seiner „Merope", im Jahre 1743. Lessing, der diesen Vorfall in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" als etwas ganz Außerordentliches berichtet, scheint nicht sehr erbaut davon gewesen zu sein. „Wie die Vorstellung zu Ende war, verlangte das Parterre den Mann zu sehen, den es so sehr bewundert hatte, und rief und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustrat und sich begaffen und beklatschen lassen mußte." Seit dieser Zeit hätten alle französischen Theaterdichter „an diesem Pranger" gestanden; „aber", fügt der Dichter von «Emilia Galotti» hinzu: „ich wollte durch mein Beispiel einen solchen Uebelstand lieber abgeschafft als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben".

Nun, in Shakspeare's Theater gab es weder einen

Hervorruf, noch eine Kritik: der unmittelbare Beifall entschied alles. Zwar hatten die Modeherren, welche auf der Bühne saßen, ihre Notizbücher, „Tafeln" genannt, in welchen sie während der Vorstellung eifrig nachschrieben: aber nur die Witze, die ihnen am besten gefielen, um sie hernach bei Hof und in der Taverne zu colportiren, oder gelegentlich in das Gespräch zu mischen. Solch ein Buch bei sich zu haben und mit dem Beginn des Schauspiels hervorzuziehen, galt für ein Zeichen literarischer Bildung und guten Geschmacks. Außerdem hatte der galante Mann jener Zeit sein Spiel Karten, seine Schnupftabacksdose nebst dem silbernen Löffel, mit welchem er den Taback nahm, seine Pfeife und seine drei Sorten Taback, von denen „der wirkliche Trinidado" am meisten geschätzt wurde. Sich die Pfeife zu stopfen, war das erste, was der Cavalier that, nachdem er seinen dreibeinigen Stuhl auf der Bühne eingenommen; dann zündete er sie an, wobei er die brennende Lunte auf der Spitze seines Degens umherreichte oder von seinem Nachbar sich ausbat. Das Rauchen war damals eine vollkommene Kunst; man nahm Unterricht im Rauchen, wie man heute Unterricht im Tanzen nimmt, man hatte die verschiedensten Manieren, um den Dampf zu „nehmen" und wieder auszublasen, nämlich den „Whiff" und den „Sniff" und den „Euripus", und für den besten Ort, um zu zeigen, was man bei seinem Professor gelernt, hielt man die Bühne.

Was zu Shakspeare's Zeiten eine Derbheit war, die der Sitte nicht widersprach, das nahm später den Charakter einer Unsitte an. Damen gingen damals gar nicht ins Theater, und viel später erst, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, mit Masken. So sah Pepys, der Diarist, im Jahre 1663 eine Tochter Cromwell's, die

Gräfin Falconberg, im Theater; „aber als das Haus sich zu füllen begann, setzte sie ihre Maske auf und behielt sie während des ganzen Stücks vor". Bis dahin hatte es auch keine Schauspielerinnen gegeben; die Frauenrollen wurden von Knaben oder jungen Männern dargestellt, und noch unter Karl II. ereignete sich's, daß eines Tages, bei der Aufführung eines Shakspeare'schen Stücks, der Director zu dem Monarchen kam, der über die Verzögerung des Anfangs ungehalten ward, mit der Entschuldigung: „Sire, nur noch einige Minuten — ich bitte Sie; die Königin ist noch nicht rasirt!"

Als aber Frauen nicht nur im Zuschauerraum erschienen, sondern auch auf der Bühne heimisch wurden, da mußten „die Stühle der Stutzer" einen wirklichen Anstoß erregen, obwol die Moral damals weder vor noch hinter den Coulissen besonders gut war. Jedenfalls verursachte die Anwesenheit der Herren auf der Bühne mannichfache Störungen, und schon im Jahre 1664 ward die erste Verordnung dagegen erlassen, daß irgendjemand, der nicht zur Truppe gehörte, sich in dem Ankleidezimmer sehen lasse. Später griff man zu dem Auskunftsmittel, hohe Preise für einen Stuhl auf der Bühne zu verlangen, wie z. B. 1732, bei der Eröffnung vom Covent-Garden-Theater ½ Guinea (3 Thlr. 15 Sgr.). Allein das Uebel erhielt sich und ward nicht besser, als man es durch ein anderes zu corrigiren versuchte: man postirte nämlich Schildwachen auf die Bühne, „um" wie es im „Guardian" vom 2. April 1713 heißt, „die Unordnung zu verhüten, welche das unmanierlichste Geschlecht junger Männer, das jemals in irgendeinem Zeitalter gesehen wurde, häufig anstiftet". Der Bericht erzählt alsdann von einem dieser Soldaten, welcher an einer gewissen Stelle des Stücks so

gerührt worden sei, daß er in Thränen ausgebrochen, worüber sich die Gesellschaft auf der Bühne höchlichst ergötzt habe. Einige hätten laut gelacht, andere dem armen Burschen Beifall geklatscht; kurz, es habe einen solchen Lärm gegeben, daß die Vorstellung dadurch unterbrochen worden sei. Doch nicht immer beschränkten diese Wächter der Ordnung sich auf stumme Thränen ihrer Sympathie; zuweilen riß ihr Gefühl sie weiter. Einer von ihnen erschoß einmal auf offener Scene einen Darsteller des Othello, weil er es nicht mit ansehen konnte, wie dieser die Desdemona ermordete; ein anderer stürzte mitten in der Tragödie „Graf Essex", als Lady Nottingham leugnete, von ihrem unglücklichen Liebhaber einen Ring erhalten zu haben, auf die Bühne, faßte die zum Tod erschreckte Bühnenkönigin am Kragen und rief: „Sie lügt, sie hat den Ring in ihrem Busen versteckt!" Auch in Paris dauerte der Kampf gegen „die Herren auf der Bühne" bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus. Eines Abends spielte ein gewisser Schauspieler, Namens Beaubourg, welcher durch große Häßlichkeit ausgezeichnet war, die Rolle des Mithridates, und die berühmte Adrienne Lecouvreur hatte ihm, als Monime, zu sagen: „Ah, mein Herr, Sie verändern Ihr Gesicht!..." Da fingen die Herren, die auf der Bühne saßen, laut zu lachen an und riefen: „Lassen Sie ihn doch! Es wird ihm nichts schaden!" Diese Manifestation, welche 1759 stattfand, machte dem Unwesen ein Ende: man kaufte für eine beträchtliche Summe den bisher dazu Berechtigten ihr Privilegium ab, und um dieselbe Zeit säuberte auch Garrick, der Wiedererwecker Shakspeare's, die englische Bühne von einem Misbrauch, der unter andern Verhältnissen zu Shakspeare's Zeit einen nothwendigen Bestandtheil derselben gebildet hatte.

Dies also war Shakspeare's Theater: eine Bühne, 53 Fuß breit und 27½ Fuß tief; ein Raum von 12½ Fuß Breite rings um den Rest des Gebäudes für Logen, Galerien, Garderobe und Gänge, sodaß der eingeschlossene „Hof" etwas wie 55 Fuß zu 40 maß, die Wände von Holz und Tünche gegen 32 Fuß hoch — alles voll von rauchenden, lärmenden, trinkenden, essenden, liegenden, sitzenden und stehenden Menschen, und über ihnen des Himmels Dach, blau und sonnig heute, trüb und regnerisch morgen.

Nur die Bühne war gegen den Wechsel der Witterung durch ein Strohdach geschützt und der Raum auf derselben, wo gespielt werden sollte, von demjenigen Raume, welchen die Stutzer und Schöngeister einnahmen, durch eine Gardine von gewirktem Stoff getrennt. Sie hing, wie jede andere Gardine, in Ringen an einer Stange und ward in der Mitte nach beiden Seiten auseinandergezogen. —

Jetzt schlägt es drei, und der dritte Trompetentusch erschallt von oben. Sogleich bewegt und theilt sich der Vorhang. Der Prolog tritt auf: gewöhnlich in einem langen schwarzen Sammtmantel und ein Lorberreis um die Stirn geschlungen. Zuweilen schreibt der Dichter ein abweichendes Costüm vor, z. B. in „Troilus und Cressida":

— Hierher komm' ich
Als Prologus im Harnisch.

Oder in „Heinrich IV.", wo der Prolog als „Gerücht" ganz mit Zungen bemalt, erscheint. Er liest seinen poetischen Gruß an die Zuhörer, mit dem er sie gleichsam bewillkommnet und zu dem Schauspiel vorbereitet, von einem Blatt ab, welches er in der Hand hält. Sobald er geendet hat und abgetreten ist, beginnt das Spiel. Nach dem Ende desselben erscheint der Epilog, in der Regel eine von den Personen des Dramas, welche die Zuschauer einlädt, mit

dem Beifall nicht zu kargen. „Nun gute Nacht“, sagt Puck als Epilog des „Sommernachtstraums“,

— das Spiel zu enden,
Begrüßt uns mit gewognen Händen!

Nach dem Epilog kam der „Jig“ ein Quodlibet von Rede, Gesang und Tanz, zugleich Couplet und Ballet, voll von Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages, ausgeführt von den „Clowns“ der Gesellschaft und begleitet von Musik. Der Schluß der ganzen Vorstellung wurde damit gemacht, daß alle Mitglieder der Truppe noch einmal erschienen, vorn am Rand der Bühne niederknieten und ein Gebet für die Königin sprachen — eine Sitte, die sich im heutigen England erhalten hat, wo man kein Schauspiel, keine Oper und kein Concert verläßt, ohne daß vorher die Nationalhymne angestimmt würde.

Wie aber sah es nun auf Shakspeare's Bühne während der Vorstellung aus? Sehr primitiv, die Leser können sich darauf verlassen! Da war keine Decoration und keine Scenerie, da war nichts als ein großes Bret im Hintergrund, mit der Inschrift: „France“, wenn die Scene in Frankreich lag, oder „Venetia“ und „Verona“, wenn der Dichter uns in das Land versetzen will, wo Othello sein Weib aus Eifersucht erwürgt, wo Romeo und Julia geliebt haben und gestorben sind um ihrer Liebe willen. So rasch wie dieses Bret gewechselt wird, wechselt auch der Schauplatz: Puck selber kann nicht schneller fliegen; in einem Act sind wir zuweilen an sechs verschiedenen Ecken und Enden der Welt, und alles durch ein Bret! Dieses daher, in Shakspeare's Sinne, sind „die Breter, die die Welt bedeuten“. — Der Boden der Bühne, wie bereits gesagt, ist mit Binsen bestreut, die Wände sind mit Teppichen

behängt, ein Balkon ist da und mehrere Vorhänge im Hintergrund. Der Balkon ist für die Belagerungen, wenn die Bürger „auf den Mauern", oder die Soldaten „auf den Thürmen" erscheinen; die Vorhänge, „Traversen" genannt, sind für die Herstellung eines zweiten Zimmers auf der Bühne, wo es erfordert wird, oder wo, wie in „Hamlet", ein Spiel im Spiele vorkommt. Man half sich in allem so gut es anging. In einem Stücke soll ein muselmännischer Held begraben werden; das Einzige, was der Dichter thut, um der Einbildungskraft des Zuschauers zu Hülfe zu kommen, ist die Notiz: „Man stelle sich den Tempel Mohammed's vor." In einem andern Stücke soll ein Bauer seinen Nachbar einladen; um die Zuschauer zu unterrichten, daß die Einladung angenommen sei und daß die beiden in die Hütte treten, lautet die Bühnennotiz: „Hier bellt ein Hund", und der scenische Effect ward dem Schauspieler überlassen, welcher am besten bellen konnte. Zuweilen war auch nicht einmal soviel gethan, um das Publikum über das Wo? und Wie? der Handlung zu unterrichten. In einem Lustspiel von Greene z. B. fordert ein gewisser Jenkins einen Schuhmacher, der ihn gestoßen hat, auf, „eine oder zwei Meilen weit" mit ihm zu gehen und sich dann mit ihm zu prügeln. Der Schuhmacher willigt zuletzt ein, will sich aber sobald als möglich schlagen. „Kommen Sie, mein Herr, wollen Sie mit mir vor die Stadt kommen?" Worauf Jenkins sogleich erwidert: „Ja, mein Herr, kommen Sie!" In der folgenden Zeile sind sie schon an Ort und Stelle: „Nun sind wir vor der Stadt, was sagen Sie nun?" — Ohne Zweifel beginnt hier die Prügelei, denn ein oder zwei Schritte auf der Bühne haben die beiden Helden sowie das Publikum über eine oder zwei Meilen Landes getragen. Aber doch

war das Shakspeare-Theater nicht ganz ohne Vorrichtungen für eine bescheidenere Art der Effecte. Es hatte z. B. Fallthüren, welche die Stelle unserer Versenkungen einnahmen. Der Hexenkessel in „Macbeth" versank durch eine solche Fallthür. In einem andern Stücke heißt es: „Die Magier schlagen mit ihren Stäben auf den Grund und von unten herauf kommt ein braver Baum." Es gab auch Mittel, die Figuren nach oben entschweben zu lassen: aber sie waren von einer derbern Substanz als die unsichtbaren Drähte unsers Zauberballets. So heißt es in einem Stücke jener Zeit: „Venus geht ab; oder, wenn man es einrichten kann, lasse man von oben eine Kette herab und ziehe sie hinauf." In einem Bühneninventarium aus dem Jahre 1598 finden sich folgende Gegenstände, welche theils zur Garderobe gehörten, theils den Mangel an Decorationen ersetzen mußten: „Item: ein Felsen, ein Gefängniß, ein Höllenrachen, ein Grab Dido's. Item: acht Lanzen, eine Treppe für Phaeton (um in den Himmel zu steigen). Item: zwei Biscuitkuchen und die Stadt Rom. Item: ein goldenes Vlies, zwei Galgen, ein Lorberbaum. Item: ein hölzerner Himmel; dem alten Mohammed sein Kopf. Item: Cerberus' drei Köpfe, ein Drache in Faustus, ein Löwe, zwei Löwenköpfe, ein großes Pferd mit seinen Beinen. Item: ein Paar rothe Handschuhe, eine päpstliche Mitra, drei Kaiserkronen, ein Gestell, um im «Schwarzen Johann» zu köpfen; Item: ein Kessel für den Juden. Item: vier Röcke für Herodes, ein grüner Mantel für Mariamne, ein Leibchen für Eva, ein Anzug für den Geist und drei Hüte für die spanischen Dons." —

Von Shakspeare's Theatern stand das in Blackfriars eine lange Zeit, bis es vor Altersschwäche in sich zusammenbrach; aber der Globe hatte nur ein kurzes Leben.

An einem Abend, im Jahre 1613, als Shakspeare's „Heinrich VIII.“ aufgeführt ward, fiel ein brennender Spahn auf die ausnahmsweise mit einer Strohmatte bedeckte Bühne. Die Flammen griffen reißend um sich in dem hölzernen Gebäude, und es ward bald zu Asche verbrannt.

Dieses Feuer, welches eins von Shakspeare's Theatern noch bei seinen Lebzeiten verzehrte, sollte symbolisch sein für das andere größere, welches funfzig Jahre nach seinem Tode fast die ganze City zerstörte, welche wir als Shakspeare's London geschildert haben. Von diesem London ist sehr wenig geblieben; nur noch die Erinnerung kann hier die Stellen bezeichnen, welche in Verbindung mit der Geschichte von Shakspeare's Leben stehen. Was das Feuer verschonte, ist in den beiden folgenden Jahrhunderten ein Stück nach dem andern zusammengestürzt und weggeräumt. Von dem Palast zu Whitehall, in welchem Shakspeare vor der Königin Elisabeth Komödie spielte, steht nur noch der kleinste Theil, und der ist in eine Kapelle verwandelt worden. Von den Häusern, in welchen er und seine Freunde, seine Zeitgenossen und sein Publikum gewohnt, ist gewiß kein einziges mehr zu sehen. Kein besseres Schicksal haben die Theater gehabt, in welchen alle seine Stücke zum ersten mal aufgeführt wurden; aber ein Gebäude aus Shakspeare's London steht noch in seiner alten Glorie — in Shakspeare's Tagen schon über sechshundert Jahre alt, ist es seitdem um dreihundert Jahre älter geworden: die Abtei von Westminster. Der Ruß und Rost, das Moos und der Epheu von fast einem Jahrtausend sitzen an den Außenmauern, an den Strebepfeilern und den Spitzbogen dieses ehrwürdigen Münsters; und in dem heiligen Dunkel, das seine Wölbungen erfüllt, in dem feierlichen Schweigen, das in seinen Chören und

Seitenschiffen immer herrscht, sind die Gräber der Könige und Königinnen von England. Hier auch, in dem Poetenwinkel, nicht weit von dem Grabe Chaucer's, steht ein Monument von weißem Marmor, welches einen Mann zeigt, der die malerische Tracht aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth trägt, den breiten Spitzenkragen, das reichverzierte Wams und den kurzen, ritterlichen Mantel. Er lehnt sich leicht auf den rechten Arm, welcher auf einem Säulenstück ruht, und in seiner Linken hält er eine Schriftrolle, welche, halb geöffnet, folgende Verse zeigt:

Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur theil hat, wird vergeh'n —.

Diese Verse, welche leise zu verhallen scheinen in der Dämmerung, die über den Gräbern schwebt, sind Shakspeare's Verse; und dieses Monument, zu welchem die Büste Milton's hinüberblickt, als ob sie die Worte auf den Lippen habe: „What needst thou such weak witness of thy name" — ist Shakspeare's Monument.

Die Kaffeehäuser und Clubs von London.

1.

Die Kaffeehäuser.

Es war, wenn ich nicht irre, Madame von Sevigné, welche sagte: „daß der Kaffee und Racine zusammen vergessen sein würden“. Dieser Anspruch würde dem Prophetenblick dieser Dame sehr viel Ehre machen, wenn ihm nicht leider jener andere entgegenstände: „daß er seine Verse für die Champmêlé schreibe, nicht für die Zukunft“.

Der Kaffee und Racine kamen fast gleichzeitig auf die Welt, so viel ist wahr. Racine ward im Jahre 1639 geboren und fünf Jahre später brachte Larogue den ersten Kaffee nach Marseille. Sein Empfang in Frankreich war kein enthusiastischer. Soliman-Aga, türkischer Gesandter am Hofe Ludwig's XIV. (zwischen welchem und dem Großherrn bekanntlich eine entente cordiale bestand), lud einmal, Anno 1669, die großen Herren von Paris ein, in seinen prächtigen Gemächern Kaffee mit ihm zu nehmen. Die französische Noblesse kam und gerieth außer sich vor Entzücken über seine famosen — Pantoffeln; aber sie verzog das Gesicht über sein „bitteres und schwarzes“ Getränk. Vielleicht hätte der Kaffee ihnen geschmeckt, sagt ein witziger Franzose, wenn er himmelblau oder wenigstens perlgrau gewesen wäre.

Trotz dieser nicht sehr ermunternden Erfahrung eröffnete der Diener des Gesandten, ein Armenier, den ich in den französischen Büchern Pasqual genannt finde, 1670 das erste Kaffeehaus in Paris, auf dem Markte St.-Germain. Jedoch ein geneigtes Publikum fand kein größeres Wohlgefallen an dem neuen Getränk als ein hoher Adel; und eines Tags daher schloß er seine Butike und wanderte nach London.

Wir dürfen uns dem beruhigenden Glauben hingeben, daß es dem strebsamen Armenier hier besser erging als in Paris. Wenn auch immerhin noch eine Neuigkeit, so lag ihm doch das gefährliche Geschäft nicht ob, überhaupt der erste zu sein, der den Kaffee einführte. Schon 20 Jahre vor seiner Ankunft, während der Republik unter Cromwell, hatte ein jüdischer Mann, Namens Jacobs, ein Kaffeehaus zu Oxford etablirt, und der „Mercurius Politicus“ vom 30. September 1658 nennt „The Sultanes' Cophee-house“ in Sweeting's-Lane zu London. Zwischen diesen beiden Daten, gleichfalls in den funfziger Jahren, entweder 1652 oder 1657 (die Quellenangaben differiren) hatte ein östlicher Landsmann und Namensvetter unsers Armeniers, ein gewisser Pasqua Rosee aus Ragusa, in Gemeinschaft mit einem londoner Kutscher, ein drittes Kaffeehaus zu London, nicht weit von der Börse, begründet, und dieses Compagniegeschäft war es, welches, dank dem Eifer seines Chefs, zu einer großen Notorietät gelangte und daher für eine Geschichte der Kaffeehäuser in London immer den Ausgangspunkt bilden wird.

Pasqua Rosee, der Ragusaner, war nach London gekommen, wie Pasqual, der Armenier, nach Paris, als Bedienter eines großen Herrn, der ihn zu einer gewissen Zeit entließ, um seinen Landsleuten die morgenländische

Kunst der Kaffeebereitung zu lehren. Als Geschäftszeichen der Kaffeehäuser scheint in einer etwas spätern Zeit, „der Kopf des Sultans Amurath" ziemlich allgemein gewesen zu sein, mit der Unterschrift:

Morat ye Great men did me call;
Where eare I came, I conquered all.

(Morat, Amurath, der Große, nannten mich die Leute,
Wohin immer ich kam, ich besiegte alle.)

Unser Ragusaner jedoch nahm seinen eigenen Kopf, versteht sich in effigie. Daß ihn das Glück und die Umstände begünstigten, ist schon angedeutet worden; er ließ es aber auch nicht an ehrlicher Mühe fehlen, seinen Artikel gebührend herauszustreichen. Es gab schon damals Zeitungen, und die Zeitungen brachten auch Ankündigungen.*)

---

*) Alle Blätter aus jener Zeit bringen Ankündigungen; die „London Gazette" hatte eine eigene Rubrik für „Advertisements", welche freilich, mit unsern Mitteln der Publicität verglichen, noch ein sehr kindliches Aussehen haben. Eine Nummer der „Gazette" z. B. (aus dem Jahre 1689), welche ich in einer londoner Trödlerbude erstand, hat acht Annoncen, von denen drei sich auf gestohlene und zwei auf verlorene Sachen beziehen. In einer sechsten wird ein entlaufener Sohn gesucht, Nr. 7 kündigt eine „Geschichte der Krönung Jakob's II." und Nr. 8 ein Erbauungsbuch unter dem Titel an: „Ernsthafte Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit, nebst einer Einleitung über die Art, wie die Juden ihr Neujahr feiern." Die Insertionsgebühr war nach unserm Begriff ziemlich hoch, und scheint sich anfänglich nicht nach der Zahl der Zeilen, sondern nach dem Werthe des Gegenstands gerichtet zu haben. Der „Jockey Intelligencer" von 1683 berechnete für ein Pferd oder eine Kutsche einen Schilling, und sechs Pence bei der Wiederholung; der „Observator reformed" inserirte acht Zeilen für einen Schilling; aber der „Country Gentleman's

Indessen hielten es, bei der wahrscheinlich noch mäßigen Abonnentenzahl der damaligen Blätter und den Zwischenräumen von mindestens einer halben Woche, in denen die meisten erschienen, die Geschäftsleute jener Zeit für ebenso gut, sogenannte „hand-bills" auszugeben, Billets, die, den Vorübergehenden an den Straßenecken, wie ihr Name sagt, „eingehändigt" wurden — eine Mode, noch heute in Uebung für gewisse Mittheilungen medicinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, denen sich sogar die sonst so liberalen Annoncenspalten der englischen Blätter verschließen — ganz so, wie sie es auch schon zu Hogarth's Zeiten gewesen. (Vgl. „A Harlot's Progress", Platte 5.)

Eins von diesen Pasqua'schen Laden- und Handbillets ist auf die Nachwelt gekommen. Es trägt die Ueberschrift: „Die Tugend des Kaffeegetränks." Dieser Tugenden sind mehr, als man sich heute, alle wohlthätigen Wirkungen einer guten Tasse Kaffee zugegeben, einbilden könnte. „Es ist ein einfaches, unschuldiges Ding", heißt es; „es macht das Herz fröhlich. Es ist gut gegen schlimme Augen, und um so besser, wenn man seinen Kopf darüber hält und den Dampf einathmet. Es ist gut gegen den Husten. Es ist ein vortreffliches Mittel, um zu verhüten und zu heilen die Wassersucht, die Gicht und den Scharbock; ebenso gegen das Königsübel, den Spleen, die hypochondrischen

---

Courant" ging schon wieder in die Höhe, da er sah, „daß die Beförderung des Handels eine Sache sei, die man ermuthigen müsse", und nahm demgemäß zwei Pence für die Zeile. Bücheranzeigen finden sich, wie oben ersichtlich, schon früh. Die erste Theateranzeige (und zwar vom Lincoln's Inn Theater) brachte die „English Post" von 1701, und das erste große Annoncenblatt nach Art der heutigen Zeitungen war der „General Advertiser" von 1745.

Winde u. dgl. Auch erhält es die Haut rein und weiß." Als ein besonderer Vortheil wurde noch angeführt, daß man den Kaffee so heiß, als man wolle, trinken könne, „ohne daß man Blasen auf die Zunge bekäme".

Die Unterschrift des Zettels besagt, daß dieses Getränk einzig gemacht und verkauft werde in St.-Michaels Alley in Cornhill, von Pasqua Rosee, „unter dem Zeichen seines eigenen Kopfes".

Unter vielem andern enthält dieser Zettel auch noch eine Art von Recept über die Zubereitung des Kaffees, in welchem es heißt, daß „die Beere zuerst in einem Ofen getrocknet, dann zu Pulver gemahlen und mit Quellwasser aufgekocht werde". Diese primitive Vorschrift, welche sich in der That sehr harmlos ausnimmt gegen die feinen Meditationen Brillat-Savarin's über „die verschiedenen Manieren, den Kaffee zu machen", bezeichnet noch den heutigen Standpunkt der Engländer. Weit entfernt von jener erhabenen, man könnte wol sagen idealen Auffassung des berühmten Physiologen des Geschmacks, ist der Kaffee in England durchschnittlich das Schlechteste, was man trinken kann; und dies, verbunden mit einigen andern Gründen klimatischer Natur, mag wol der Grund sein, weswegen man im allgemeinen in dem Lande, in welchem man ihm am früheſten huldigte, dem Kaffee wieder ungetreu geworden und zu dem nationalen Thee zurückgekehrt ist.

Zu der angedeuteten Zeit jedoch war der Kaffee sehr en vogue, und das Kaffeehaus wurde bald für den Engländer, namentlich Londoner, eine Stätte bisher ungekannten Vergnügens und neuer Geselligkeit.

Es fehlte natürlich nicht an jener Opposition, welche jede Neuerung, wie es scheint, betreffe sie nun die Wissenschaft, die Mode oder die Küche, zu bestehen hat. Das

Wenigste, was man sagen konnte, war: daß man sich trotz der Versicherung von Pasqua's Handbillets die Zunge verbrenne, wenn man den Kaffee zu heiß trinke. Es regnete Satiren und Pamphlets gegen „das neue Getränk, genannt Kaffee" (a sort of liquor, called coffee), von denen uns einige bewahrt sind in der köstlichen Curiositätensammlung Isaak D'Israeli's (Curiosities of literature, II, 322 fg.). In einer dieser Schriften: „Eine Tasse Kaffee oder Kaffee in all seinen Farben", aus dem Jahre 1663, klagt der anonyme Verfasser über den Verfall seiner Generation, die er „englische Affen" nennt; er beschwört die Schatten ihrer Vorfahren und ruft den männlichen Geist Ben Jonson's, die nobeln Erscheinungen Beaumont's und Fletcher's auf, welche reinen Nektar tranken, mit reichem Canariensect veredelt — während diese „Kaffeemänner", diese „Söhne des Nichts", des Weines reines Blut aufgeben für ein ekelhaftes Getränk, „Sirup von Ruß, Essenz aus alten Schuhen".

Noch weiter in seinem Zorn ging der Autor einer „Petition der Frauen gegen Kaffee", 1674, welcher seine schönen Beschwerdeführerinnen klagen läßt, daß der Kaffee „die Männer so unfruchtbar mache als die Wüsten seien, aus welchen, dem Vernehmen nach, jene unglückselige Beere gebracht wird, und daß die Abkommenschaft unserer mächtigen Vorfahren in eine Nachfolge von Affen und Pygmäen zusammenschrumpfen werde".

Wenn diese Petition gegen den Kaffee eine fingirte war, so sollte doch eine sehr ernsthaft gemeinte bald folgen. Es erschien nämlich unter dem 21. December 1657 eine Anzahl von Bürgern der City vor dem Magistrat, um eine Beschwerdeschrift gegen einen gewissen Farr einzureichen, welcher, wie daraus hervorgeht, Barbier war, bevor er

„Kaffeemann“ geworden. Dieser Mann, James Farr, Gründer des nachmals sehr berühmt gewordenen „Regenbogen“, wird beschuldigt: „zu machen und zu verkaufen einen Trank, genannt Kaffee, wodurch er, indem er denselben macht, seine Nachbarn mit übeln Gerüchen*) belästigt, und zu halten Feuer während des größten Theils des Tags und der Nacht, wodurch sein Schornstein und seine Wohnung in Brand gesetzt worden ist, zur großen Gefahr und zum Schreck seiner Nachbarn“.

Allein diese Vorurtheile und Verfolgungen, zu welchen demnächst, wie wir sehen werden, noch ganz andere und aus ganz andern Regionen hinzukamen, waren nicht im Stande, der rasch wachsenden Popularität der neuen Institution Einhalt zu thun.

Noch vor Ablauf des (17.) Jahrhunderts bildeten die Kaffeehäuser eine Sehenswürdigkeit von London. Als solche sind sie notirt in den „Mémoires et observations faites par un voyageur en Angleterre“ (Haag 1698), einem jener kleinen, aber hübsch mit Karten und Bildern ausgestatteten Bände, wie sie damals zahlreich aus den Pressen von Holland hervorgingen, um im Sinne Wilhelm's III. auf dem Continent Propaganda zu machen für die protestantische Succession und gegen die Jakobiten. In diesem Buch und in dem angegebenen Jahre heißt es unter „Caffez“: „Diese Sorte von Häusern (auf englisch Coffee-houses), deren Zahl in London sehr groß ist, sind außerordentlich bequem. Man hat dort die Neuigkeiten;

*) Es ist überhaupt merkwürdig, daß der Geruch des Kaffees den biedern Briten so sehr unangenehm gewesen zu sein scheint; jener oben citirte Pamphletist nennt ihn geradezu einen „Gestank“ und gebraucht für die Kaffeetrinker das nicht eben elegante Bild von „Pferden an der Tränke“.

man wärmt sich dort soviel man will; man trinkt dort eine Tasse Kaffee oder etwas anderes; man trifft sich dort, um Geschäfte zu machen, und alles dies für einen Sou, wenn man nicht mehr ausgeben will."

Dies Entrée von einem „Sou", oder richtiger „Penny", nach welchem die Kaffeehäuser in jener Zeit bald „Pfennigsuniversitäten" genannt wurden, scheint nach unsern Begriffen seltsam; doch existirt es noch heute in dem einen oder andern londoner Lesecabinet, wo man für diesen oder je nach dem Range höhern Preis „die Zeitung und eine Tasse Kaffee", hier und da sogar noch eine Cigarre dazu bekommt (z. B. in Wylde's Coffee-house, Leicester-Square, und Simson's Cigar Divan, Strand). Doch war dies nicht die einzige Verpflichtung für denjenigen, der damals ein Kaffeehaus besuchte. Sogleich beim Eintritt in dasselbe belehrte ihn ein großes an der Wand hängendes Reglement in Versen, was er hier thun und nicht thun dürfe. John Timbs, in seiner Compilation: „Club life of London"*), deren wir uns im Verlauf unserer Untersuchung zuweilen bedienen werden, hat eine von diesen „civil orders" mitgetheilt. Wir lernen daraus zuerst, daß jeder, von welchem

*) John Timbs, F.S.A., Club life of London, with anecdotes of the clubs, coffee-houses and taverns of the metropolis during the 17th, 18th and 19th centuries (2 Bde., London, Bentley, 1866). Nur als Nachschlagebuch zu gebrauchen; eine stellenweise sogar ziemlich ungenaue, aber im ganzen doch reichhaltige Zusammenstellung des fast unerschöpflichen Materials, von dem Timbs freilich das Beste (ohne es jedesmal anerkannt zu haben) dem trefflichen „Handbook of London" von Peter Cunningham verdankt. Man sehe die Recension im „Athenaeum" (3. März 1866, Nr. 2001, S. 294).

Stand immer, hier willkommen war; einen Vorrang der Sitze gab es nicht (wahrscheinlich hatten die continentalen Congresse das Beispiel gegeben, welches man nicht befolgen sollte); niemand brauchte aufzustehen, wenn eine „feinere Person“ nach ihm hereinkam; wer sich so weit vergaß, zu fluchen oder gar Streit anzufangen, mußte zur Strafe im ersten Falle 12 Pence, im andern für jeden anwesenden Gast eine Tasse Kaffe zahlen. Man sollte heiter sein und plaudern, aber nicht zu laut; gänzlich verboten war es, über Religion und Politik zu sprechen. Karten und Würfel waren nicht erlaubt; Wetten nur bis zum Betrage von 5 Shilling. Die letzte Vorschrift an die Gäste war: ihre Rechnungen zu bezahlen.

Das Verbot politischer Gespräche im Kaffeehause bezieht sich auf einen Vorfall während Danby's Ministerium (1673—78). Von dem Augenblick, wo Kaffeehäuser in London entstanden und in die Mode kamen, nahmen sie auch einen politischen Charakter an. Dies war nur zu natürlich unter den damaligen Umständen, wo seit Jahren kein Parlament berufen, wo der Magistrat nicht mehr im Sinne der Bürger sprach, wo mit Einem Wort die verfassungsmäßigen Stimmen der Stände corrumpirt oder zum Schweigen gebracht, und die Stimme des neuen vierten Standes, der Presse, noch nicht mächtig genug geworden, um überall gehört zu werden; es blieb daher nichts übrig als die Kaffeehäuser, welche, wie Macaulay sagt (History of England, Kap. 3) „die Hauptorgane wurden, durch welche die öffentliche Meinung der Metropolis sich Luft machte“.

Dem Hofe war das Entstehen „dieser neuen Macht im Staate“ lange schon unbehaglich gewesen, und zu der

angegebenen Zeit machte man den Versuch, die Kaffeehäuser von London zu schließen.

Unter den zahlreichen Acten tyrannischer und unweiser Politik, welche zuletzt den Sturz der Stuarts herbeiführten, ist vielleicht einer der tyrannischsten und unweisesten die Proclamation „betreffend die Unterdrückung der Kaffeehäuser" vom 20. December 1675. In der Motivirung dieses Erlasses (mitgetheilt bei D'Israeli, Royal Proclamations III, 379); heißt es, daß er gegeben sei, weil „die Menge von Kaffeehäusern, neuerlich errichtet und gehalten innerhalb dieses Königreichs, und der große Andrang müßiger und nichtsnutziger Personen zu ihnen, sehr böse und gefährliche Wirkungen hervorgebracht habe", indem sie besonders dazu dienten, Gerüchte zu verbreiten und Handelsleute zu verführen, ihr Geschäft zu vernachlässigen, und daß durch diese müßige Verschwendung von Zeit und Geld dem Gemeinwesen ein Schaden erwachse. Es wird daher für alle Kaffeehausbesitzer verordnet, „daß sie oder irgendeiner von ihnen sich nicht unterfange (do not presume) vor oder nach dem künftigen 10. Januar zu halten ein öffentliches Kaffeehaus oder zu verkaufen und verzehren zu lassen in seinem, ihrem oder ihren Haus oder Häusern Kaffee, Chocolade, Sorbet oder Thee, da sie mit ihrer äußersten Gefahr dafür verantwortlich sein sollen".

Aber es ist das Schicksal, wie man weiß, dieser ministeriellen Verbote stets gewesen, derartigen Versammlungen und Zusammenkünften, die ohne dieselben wahrscheinlich harmlos geblieben sein würden, einen Charakter zu verleihen, und dadurch genau das zu bewirken, was man vermeiden wollte. Schon ein sehr vernünftiger von den Kronjuristen jener Zeit, Kennet, urtheilte misfällig über die Maßregel; er sagt, daß die Unzufriedenen existirt

hätten, bevor sie sich in den Kaffeehäusern getroffen hätten, und daß die Proclamation ein Uebel unterdrücken wollte, welches nicht zu unterdrücken sei. Hören wir, was Macaulay (a. a. O.) sagt: „Männer von allen Parteien vermißten ihre gewöhnlichen Plätze der Erholung so sehr, daß ein allgemeiner Schrei der Entrüstung gehört ward, und die Regierung wagte nicht, in Opposition mit einem so starken und gleichmäßig verbreiteten Gefühl, eine Maßregel zu erzwingen, deren Legalität wol in Frage gestellt werden konnte."

Das Resultat war, daß die Proclamation zurückgenommen und die Kaffeehäuser wieder geöffnet wurden, aber unter folgenden Restrictionen: „es sollte strafbar sein, und zwar sowol für die Sprecher als die Zuhörer, falsche Nachrichten zu verbreiten und unvorsichtige (licentious) Gespräche über Staat und Regierung zu führen."

Jedermann weiß, daß diese Strafandrohungen Danby's Sturz und das Exil der Stuarts nicht verhinderten, ja nicht einmal verzögerten; und es dürfte nicht sehr gewagt sein, zu behaupten, daß diejenigen, welche durch königlichen Erlaß gezwungen waren, in den Kaffeehäusern zu schweigen, den Befreier und zweiten Eroberer, Wilhelm von Oranien, um so stürmischer begrüßten, als er am 18. December 1688 seinen Einzug in London hielt.

Seit jenem Tage sind die Kaffeehäuser eine feststehende Institution nicht nur des londoner, sondern des britischen Städtelebens im vorigen Jahrhundert überhaupt geworden; und sie hatten fortan bis in das letzte Drittel des genannten Jahrhunderts in socialer und politischer Hinsicht den Platz und die Bedeutung, welche seitdem bis auf die Gegenwart die Clubs haben. Wenn sich auch so spät wie 1708 noch eine Stimme hören läßt, welche klagend ausruft

(Hatton, New view of London): „Wer hätte gedacht, daß London jemals dreitausend solcher Plagen (nuisances) haben, und daß Kaffee (wie nun der Fall) so viel von den besten Ständen und Aerzten getrunken werden würde?" — so geht doch daraus nur so viel hervor, daß im Verlauf von nicht viel mehr als 50 Jahren sich in London 3000 Kaffeehäuser etablirt hatten, und daß dieselben von allen besucht wurden, welche Anspruch auf Rang, Bildung und Einfluß machten. Mit Recht sagt daher D'Israeli, daß die Geschichte der Kaffeehäuser vor der Einführung der Clubs diejenige der Sitten, der Moral und Politik seines Volkes sei; und von diesem Gesichtspunkt allein haben wir uns für berechtigt gehalten, den Leser zu einer so eingehenden Betrachtung derselben einzuladen.

Obgleich jede Klasse der englischen Gesellschaft und jede Seite des englischen Lebens, der Handel, die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst, das Theater, die Mode, ja sogar all jene Sonderbarkeiten und Excentricitäten, welche man vorzugsweise als „englische" bezeichnet, in den Kaffeehäusern wie später in den Clubs ihren Ausdruck gefunden: so war der erste und entscheidende Grundzug bei beiden doch die Politik. Dem Beobachter kann die bemerkenswerthe Thatsache nicht entgehen, daß bereits dreißig Jahre vor den ersten Kaffeehäusern die Zeitungen zu existiren begannen, und daß diese sich bis zu einem gewissen Grade schon das Bürgerrecht erworben hatten, als jene sich eben öffneten. Dem Kaffeehaus und dem Club würde ohne die Zeitung einer seiner größten Reize fehlen; und so wenig konnte man sich das eine denken ohne das andere, selbst als beide noch in ihrer ersten Kindheit waren, daß der Satiriker, welchen wir oben angeführt haben, den „Sirup von Ruß", und die „Essenz aus alten Schuhen", wie er

den Kaffee sehr wohllautend umschreibt, zusammenquirlen läßt mit „Journalen und Neuigkeitsbüchern“.

Syrop of soot, or essence of old shoes,
Dasht with diurnals and the books of news.

Die erste und ursprüngliche Form der Zeitungen war die eines kleinen Buchs (book of news, news-book), welches in wöchentlicher Ausgabe erschien, durchaus entsprechend der Weise, zu welcher später die raffinirten pariser Zeitungsschreiber gegen Ende des zweiten Empire zurückgekehrt sind. Man glaubt einen zeitgenössischen Bericht über Rochefort's „Laterne“ zu lesen, wenn man liest, was Ben Jonson, ein großer Widersacher der erwachenden öffentlichen Meinung, über diese Neuigkeitsbücher (1622) sagt: „Es kann in der Natur keine größere Krankheit oder für die Zeit keinen schmählichern Hohn geben, als dieser Hunger des Publikums nach den Pamphleten, welche an jedem Sonnabend herauskommen.“ Das Jahr 1622 kann als das der Geburt der englischen Zeitungspresse bezeichnet werden. Der fürchterliche Krieg in Deutschland, nachmals als der Dreißigjährige bekannt, hatte begonnen und das Verlangen in England, Nachrichten über denselben zu erhalten, war um so größer, als eine englische Prinzessin, Elisabeth, Tochter Jakob's I. und Gemahlin des unglücklichen „Königs von Böhmen“, an dem Schicksale desselben, wenigstens in jener ersten Zeit noch, sehr nahe betheiligt war. Ein unternehmender Irländer, Namens Nathaniel Butter, war der erste, welcher diese Wißbegierde des britischen Publikums geschäftsmäßig ausbeutete, indem er nach Muster der venetianischen Gazetten „Wöchentliche Relationen von Neuigkeiten“ herausgab, die er, nach mehrern gelungenen Versuchen, als „The Certain Newes of this Present Week“ (die zuverlässigen Neuigkeiten der gegenwärtigen

Woche), und geziert mit dem Wappen des Königs von Böhmen in regelmäßiger Reihenfolge fortsetzte. Wie es mit der „Zuverlässigkeit" seiner Neuigkeiten aussah, geht aus den Angaben seiner Quellen hervor, nach welchen er sie bald von einem „eminenten jüdischen Kaufmann in Deutschland" bezogen, bald in Gestalt „der lieblichen Meermaid, die an die Küste von Greenwich geworfen" direct empfangen haben wollte. Doch blieb er jahrelang der einzige, welcher England mit Nachrichten vom Continent versah; „wer Kenntniß von den Plätzen und Personen in Deutschland haben und den Krieg verstehen will, der möge meine Couranten (ein holländischer noch jetzt gebräuchlicher Titel für Zeitungen) nicht verachten." Allein, mit dem Tode Gustav Adolf's ließ die öffentliche Neugier nach und das Geschäft stockte; so sehr, daß zwischen dem Eintreffen einer und der andern „zuverlässigen" Nachricht Zeit genug verstrich, um die Neuigkeitsbücher unterdessen aus Mangel an anderm Stoff mit den ganzen Psalmen David's und der Hälfte des Neuen Testaments zu füllen.*)

Neue Nahrung und eine dauerndere Gestalt erhielt der englische Journalismus erst, als unter Karl I. die bürgerlichen Unruhen begannen. Am 1. Januar 1642 erschien zu Oxford, wohin der König sich in Winterquartiere begeben hatte, die erste Nummer des „Mercurius Aulicus", des Hof- und Royalistenblattes, welchem nach der Niederlage dieser Partei, 1647, als der König schon in der Gefangenschaft zu Hampton-Court saß, der „Mercurius Pragmaticus" folgte. Das Oppositionsblatt hieß der „Mercurius Britannicus", ward im August 1643 begründet und von

---

*) Early English Newspapers. Cornhill Magazine, July 1868.

Marchmont Needham redigirt. Dieses war die Zeit der „Merkure", unter welchem Namen nun Blätter von jeder Parteischattirung auf beiden Seiten in die Höhe schossen, und von Verkäuferinnen, den sogenannten „Merkurweibern", auf den Straßen feilgeboten wurden. Die Straße selbst ward oft der Schauplatz der erbitterten Kämpfe dieser Damen, welche sich nicht damit begnügten, ihre Zeitungen zu verkaufen, sondern auch für die Meinungen derselben mit solcher Energie zu Felde zogen, daß sie, nachdem sie einander mit den Fäusten bearbeitet, zu Schnupftaback und gestoßenem Pfeffer griffen, um ihn für den König oder das Parlament der Gegnerin ins Auge zu werfen.*) Auch den Redacteur des Presbyterianerblattes, Marchmont Needham, sollte sein Schicksal ereilen. Lange Zeit Abgott des londoner Pöbels, überwarf er sich mit seinen bisherigen Gönnern, der herrschenden presbyterianischen Partei, die sowenig als die Stuarts eine freie Meinungsäußerung duldeten, und ging in seinem Degout zu Karl I. über, für welchen er den bereits erwähnten „Mercurius Pragmaticus" schrieb. Nach der Hinrichtung Karl's I. gerieth er in die Hände der Presbyterianer, die ihn in das Gefängniß von Newgate warfen und zum Tode verurtheilten; aber gerade noch früh genug für seinen Hals wurden die Presbyterianer selber gestürzt. Cromwell schenkte ihm das Leben und machte ihn zum Redacteur des „Mercurius Politicus", welcher das Blatt des Protectorats ward. Bisher war es den Mitgliedern der ecclesia militans der Presse nicht zum besten ergangen; mit Kerker, Pranger, Verstümmelung des Körpers, Nasenabschneiden, Handabhauen, wenn

*) Literature of the People; Athenaeum, Jan. 1870, S. 11.

nicht noch Schlimmerem, hatte man ihnen unbarmherzig zugesetzt. Der erste, wenn auch nur vorübergehende Strahl einer bessern Zeit sollte jetzt dämmern. Auch hier tritt Cromwell als der eminent moderne Charakter ein, der er — der lang Verkannte — in der That ist. „Unter seinem Protectorat wußten die Zeitungen was es heißt, den Luxus der Freiheit zu genießen", sagt der neueste Geschichtschreiber der englischen Presse.*) Umsonst hatte Milton von den Presbyterianern die Preßfreiheit gefordert; Cromwell gewährte sie. Das wahre Bild dieses großen Mannes — eines der größesten, den die Geschichte kennt — ist erst in unserer Zeit uns wieder enthüllt worden; allein so sehr hat blinde Parteiwuth es nicht anschwärzen können, daß nicht aus ihren Entstellungen hier und da die Wahrheit hervorbrechen sollte. Der ältere D'Israeli, bekanntlich ein starrer Royalist und durchaus noch befangen in dem cavaliermäßigen Abscheu vor Cromwell, muß es in seiner Abhandlung über Censoren eingestehen, daß dieses Amt unter dem Protectorat aufgehoben, aber sogleich bei der Restauration Karl's II. wieder eingeführt ward.

Der Censor dieser Regierung, Roger L'Estrange, war auch zugleich ihr Journalist par excellence. Die Cumulation beider Aemter war, wie die Sachen lagen, jedenfalls das Bequemste. Denn im übrigen dauerte die Verfolgung der Presse fort, mit Leibes-, Freiheits- und Ehrenstrafen ging man gegen die Uebelthäter vor, man verurtheilte sie zur Deportation und Zwangsarbeit, wie die schweren Verbrecher. Roger L'Estrange, welcher als ein treuer Anhänger der Stuarts um ihretwillen so viel und

---

*) James Grant, The Newspaper Press, its origin, etc. (2 vols., London, Tinsley Brothers, 1872.)

so tapfer geduldet hatte, daß er selbst Cromwell's Bewunderung erregt haben soll, dachte darüber nach, wie er die Leiden seiner Kameraden von der Presse mildern könne, und schlug als eine gelindere Form der Bestrafung allerlei Schandzeichen vor, welche die Schuldigen tragen sollten, z. B.: „einen Strick statt eines Hutbandes; oder einen Strumpf blau und den andern roth; oder eine blaue Mütze mit einem rothen T. oder S. daran, um je nach den Umständen treason (Hochverrath) oder sedition (Empörung) zu bezeichnen". Wir hören nichts darüber, ob er mit dieser humanen Erfindung durchgedrungen; aber er sollte, so früh schon, die Lehre von der „Zweiseelen-Theorie" durchmachen, indem in seiner Brust der Censor beständig mit dem Redacteur kämpfte. Zur Belohnung für seine der Dynastie geleisteten Dienste ward ihm das Monopol einer Zeitung ertheilt, welche unter dem Namen „The Public Intelligencer" in dem ersten Jahre der Restauration florirte. Seine „Spione" (spies) gingen nach allen Theilen des Landes — Spione waren damals, was wir gegenwärtig mit dem etwas weniger zweifelhaften Namen der „Special-Correspondenten" bezeichnen — sie frequentirten den Gang von St.-Paul's (St.-Paul's Walk), welcher erst wenige Jahre später durch das große Feuer zerstört ward, und suchten Neuigkeiten in den Tavernen und den eben erstandenen Kaffeehäusern. Sogar einige „respectable Personen" gaben ihm gelegentliche Mittheilungen unter der Bedingung, daß er ihre Namen geheim halten wolle, wofür er als „Honorar" ihnen — Portofreiheit für ihre Zeitungen gewährte. Doch während die Merkurweiber sein Blatt auf den Straßen verkauften und den Abonnenten in die Häuser trugen, zitterte er beständig, daß sie zugleich verbotene Waare colportiren könnten, und um sie vor solchen ver-

brecherischen Versuchungen zu schützen, gab er ihnen außer 40 Schillingen und einigen Freiexemplaren jährlich noch ein großes — Diner zu Hornsey, „mit Kutschen hin und her“. Das Pestjahr 1665 fand ihn furchtlos auf seinem Posten; allein in diesem Jahre, wo der Hof vor der fürchterlichen Krankheit nach Oxford emigrirte, ward ihm sein schwerverdientes Privileg genommen und die (noch heute unter dem Titel „The London Gazette“ bestehende) officielle Zeitung „The Oxford Gazette“ gegründet. Nun sollte auch er, der treue Diener der Stuarts, die sprichwörtliche Undankbarkeit dieses Geschlechts erfahren; und wie Stafford einst ausrief, als man ihm mittheilte, daß Karl I. sein Todesurtheil unterschrieben: „Nolite confidere in principibus“, so schrieb jetzt Roger L'Estrange: „Ich bin ausersehen zum Bettlerthum, zur Schande, kurz zum Schlimmsten, was einen ehrbaren Mann befallen kann; aber Gottes und Seiner Majestät Wille geschehe!“ Spät noch einmal, gegen das Ende der Regierung Karl's II., gab der vielgeprüfte Journalist ein Wochenblatt heraus, in der curiosen Form von Frage und Antwort, den „Observator“; allein im Hinblick auf die Maßregel, welche ihm, dem Officiellsten der Officiellen, sein Privileg entzog, mochte man wol sagen: wenn das am grünen Holz geschah, was sollte mit dem trockenen werden! In der That begann nun für die Journalistik eine Aera der vollständigsten Desolation, Unfruchtbarkeit und Dürre. Doch in dem Moment, wo die Presse, dieses öffentliche Gewissen, zum Schweigen verurtheilt war, trat das Kaffeehaus gewissermaßen an seine Stelle, gab es sich zum ersten mal in seiner ganzen Bedeutung für das politische Leben zu erkennen. „Dorthin“, sagt Macaulay (I, 383), „strömten die Londoner wie die alten Athener nach dem Marktplatz, um zu

hören, ob es irgendwelche Neuigkeiten gebe.“ Aber über London hinaus reichte diese Wirksamkeit der Kaffeehäuser: der Gesprächsstoff, der sich dort angesammelt, ward von Leuten, die eine eigene Profession daraus machten, in sogenannten „Neuigkeitsberichten“ (news-letters) handschriftlich fixirt, und diese geschriebenen Zeitungen, welche wöchentlich in die Provinzen verschickt wurden, unterrichteten die Bewohner derselben über alles, was in den gedruckten nicht stand. So blieb es während der Regierungszeit Jakob's II., bis zur Vertreibung der Stuarts; am Tage nach seiner „Abdankung“ erschienen sogleich drei neue Zeitungen, unter Wilhelm III. erhob sich die fast erdrückte Zeitungspresse rasch wieder, und im Jahre 1694 schaffte er die Censur ab. Mannichfach, im folgenden Jahrhundert noch, waren die Kämpfe der englischen Presse, bis sie mit der vollkommenen Freiheit auch die Höhe erreichte, welche wir sie heutigentags einnehmen sehen; doch können wir nicht beabsichtigen, sie auf diesem langen und glorreichen Wege zu begleiten, da es für unsern Zweck genug war, den eigenthümlichen Zusammenhang zwischen dem Kaffeehaus und der Zeitung nachzuweisen, zu zeigen, wie sie zusammen erwuchsen und in dem frühesten Stadium ihrer Entwickelung einander ergänzten und oftmals stützten, bis zu den glücklichen Tagen, wo der classische „Tatler“ erschien und das Gesicht des „Mr. Spectator“ gesehen wurde. Da, in der ersten Blütezeit der englischen periodischen Literatur, mit ihren Sternen Addison und Steele, stand auch das londoner Kaffeehausleben in seinem Zenith, und an diesem Punkte angelangt, dürfen wir daher in unser eigentliches Thema zurücklenken.

Eine jede Partei, ja jede Schattirung einer Partei, hatte ihr besonderes Kaffeehaus, in welchem die Genossen

derselben sich trafen. Es gab Whig- und Torykaffeehäuser, Kaffeehäuser für die Hochkirchenmänner, die Latitudinarier, die Papisten (denn bekanntlich fiel und fällt zum Theil noch in England der religiöse Glaube unter den Begriff des politischen) — es gab Kaffeehäuser, in welchen die Schotten für oder gegen die Union mit England debattirten, und Kaffeehäuser, in welchen die Jakobiten auf den „schwarzen Gentleman" anstießen, worunter sie den Maulwurf verstanden, an dessen Hügel das Pferd König Wilhelm's gestrauchelt und dieser sich den Hals gebrochen hatte.

In Daniel Defoe's für die Culturgeschichte seiner Zeit unschätzbaren „Reise durch England" (A journay through England, 1714) findet sich eine Stelle, in welcher der berühmte Verfasser von „Robinson Crusoe" das fashionable Leben in London zu Anfang des 18. Jahrhunderts schildert und welche daher zur Illustration der obigen allgemeinen Bemerkung dienen wird. „Wenn ihr unsere Lebensweise kennen lernen wollt", sagt der Tourist, „so ist sie folgendermaßen: wir stehen um 9 Uhr auf und diejenigen, welche die Levees großer Leute besuchen, finden daselbst Unterhaltung bis 11, oder gehen wie in Holland zu den Theetischen; gegen 12 Uhr versammelt sich die beau monde in verschiedenen Kaffee- oder Chocoladehäusern, von denen die besten so nahe beieinander sind, daß man in weniger als einer Stunde die Gesellschaft von allen sehen kann. Wir werden nach diesen Plätzen in Portechaisen (oder Sänften) geführt, welche hier sehr billig sind, eine Guinee die Woche oder einen Shilling per Stunde, und die Sänftenträger dienen zugleich als Ausläufer, um Botengänge zu verrichten, wie die Gondoliers zu Venedig.... Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß die verschiedenen

Parteien ihre verschiedenen Plätze haben, wo jedoch ein Fremder wohl aufgenommen ist; aber ein Whig würde so wenig nach dem Cacaobaume oder Ozindas gehen, als ein Tory sich sehen ließe in dem Kaffeehaus von St.-James. Die Schotten gehen gewöhnlich nach dem British Kaffeehaus und eine Mischung aller Arten nach dem Smyrna. Es gibt noch andere kleine Kaffeehäuser in dieser Nachbarschaft, welche viel besucht werden (der Tourist meint die Gegend von Pall Mall, damals nicht minder fashionable für die Kaffeehäuser als heute für die Clubs), der Junge Mann für Offiziere, der Alte Mann für Stockjobbers, Zahlmeister und Courtiers, der Kleine Mann für falsche Spieler."

Der Alte, Junge und Kleine Mann waren drei Etablissements, nicht weit von Charing-Croß und Whitehall, an der Themse. Der Alte Mann oder das königliche Kaffeehaus war das älteste von den dreien, und schon unter Karl II. angelegt von Alexander Man, nach welchem es später genannt wurde. Der Junge Mann entstand erst unter der Regierung Wilhelm's III.; aber das erstere behielt immer den Vorrang, und wir besitzen eine Schilderung desselben von Ned Ward, einem der abenteuerlichsten und verrufensten Charaktere jener Zeit, einem boshaften Pamphletisten, wegen verleumderischer Libelle mehrfach mit dem Pranger bestraft, und zuletzt, da es mit der Schriftstellerei nicht mehr gehen wollte, Wirth einer Punschkneipe in Holborn, in welcher Eigenschaft er 1731 starb. Aber alles das verringert den Werth seiner Schriften, in welcher Misachtung sie auch bei den Zeitgenossen gestanden haben mögen, für uns nicht, und die Leser von Macaulay's „Geschichte" werden sich gewiß seines „Spions von London" (The London spy) erinnern, einer Art von raison-

nirender Beschreibung Londons, deren sich gelegentlich bei seinen bewunderungswürdigen Details zu bedienen der große Historiker nicht verschmäht hat. Ned Ward's Schriften sind äußerst selten, und nur einem glücklichen Zufall verdankt der Schreiber dieser Zeilen seine „Geheime Geschichte der Clubs"*) mit dem bezeichnenden Motto: „Poeta qui pavide cantat, rarissime placet": ein Buch, schmuzig gebunden, schlecht gedruckt und voll der plumpsten Gemeinheiten; aber für den Gegenstand, den wir hier in Betracht ziehen, eine Quelle der reichsten Belehrung. Von den Buchhändlern verachtet, von den Schriftstellern entweder ignorirt oder verdientermaßen gegeiselt (so z. B. in Pope's satirischem Gedicht „Die Dunciade"), von der guten Gesellschaft gänzlich ausgeschlossen und perhorrescirt, war Ned Ward gerade der Mann, um dasjenige zu bemerken, was dem Mitlebenden zu entgehen pflegt und nur dem Auge des Außenstehenden auffällt, besonders wenn Malice seinen Blick geschärft: nämlich das Eigenthümliche, Charakteristische, das Lächerliche. Dieses in der That macht die Summe seines Buches aus, welches in der Dedicationsepistel nicht, wie die meisten andern seiner Zeit, irgendeinem großen Herrn, sondern „dem erhabenen Nachtwandler, dem Kaiser des Mondes, dem Beherrscher der Fluten, dem Corrector weiblicher Constitutionen und gehörnten Metropolitan der im Wandel begriffenen Städte" gewidmet ist. Es sind nur die Irregularitäten des Kaffee- und Wirthshauslebens jener Zeit, die hier zum Theil unter höchst unanständigen und fingirten Namen behandelt werden, zuerst jedesmal in

---

*) The secret history of Clubs. With their origin and the characters of the most noted members thereof (London, printed and sold by the booksellers, 1709).

einer Art von prosaischer Entstehungsgeschichte, dem sich dann eine poetische Ergießung anschließt, beide voll von Schmähungen und Anzüglichkeiten, die uns kaum zur Hälfte noch verständlich sind. Indessen bleibt nach Abzug alles dessen, was wir angeführt, noch ein Rest übrig, welcher, wenn wir uns über den Ton hinwegsetzen, sehr lehrreich ist und mehr als einen Zug dem Bilde hinzufügen wird, welches wir hier zu entwerfen im Begriff sind, wenn wir nur nicht vergessen, daß wir es hier mit einem Menschen zu thun haben, der sich in guter Gesellschaft niemals wohl fühlen kann.

Nach Ned Ward's Schilderung muß der Alte Mann eins der feinsten Kaffeehäuser Londons gewesen sein. „Wir stiegen nun", sagt er, „ein paar Treppen hinauf, welche uns in einen altmodischen Raum brachten, wo ein geputzter Haufen wohlriechender Tom-Düftler rück- und vorwärts gingen mit ihren Hüten in ihren Händen, nicht wagend, dieselben zu ihrem beabsichtigten Gebrauch anzuwenden, aus Furcht, die Vorderspitzen ihrer Perrüken dadurch in Unordnung zu bringen. Wir drängten uns, bis wir an das Ende des Zimmers gelangten, wo wir an einem kleinen Tisch uns niedersetzten und bemerkten, daß es eine ebenso große Seltenheit war, wenn irgendjemand nach einem Getränk verlangte, als es für einen Stutzer ist, eine Pfeife Taback zu fordern. Ihre ganze Unterhaltung bestand darin, ihre Nasen zu füllen und zu leeren und die Locken ihrer Perrüken in der gehörigen Ordnung zu halten. Der Deckel ihrer Schnupftabacksdosen machte beim Auf- und Zuklappen mehr Lärm als ihre Zungen. Verbeugungen und Kratzfüße nach der neuesten Mode wurden hier ausgetauscht zwischen Freund und Freund mit wundervoller Genauigkeit. Sie machten ein Gesumme gleich so vielen Hornissen

in einem Dorfschornstein, nicht mit ihren Reden, sondern mit ihrem Geflüster über ihre neuen Menuets und Bories (wahrscheinlich sind die „bourrées" gemeint, ein spanisch-französischer Modetanz, vgl. Czerwinski, „Geschichte der Tanzkunst", S. 90), mit ihren Händen in den Taschen, wenn sie gerade keine Schnupftabacksdose darin hatten."

Was den „Spion von London" am meisten verdrossen zu haben scheint, war, daß er hier nicht ungenirt rauchen konnte. Als er nach Feuerzeug und Pfeife ruft, bringt man ihm zwar das Gewünschte; aber so unwillig, „als ob ihnen das Liebste gewesen wäre, uns los zu werden; denn ihre Tische waren so reinlich und blank vom Reiben wie das Oberleder von eines Alderman Schuhen, und so braun, wie die Oberfläche von einer Hausfrau Seitenbort auf dem Lande. Der Fußboden war so weiß gefegt wie eines Sir Höflich Speisesaal, was uns veranlaßte, rundum zu blicken, ob wir nicht irgendwo eine Ordre hängen sähen, mit einer Strafandrohung von so und so viel für jegliche Person, welche aus dem Kaminwinkel herausspeien sollte."

Wir sehen, Ned Ward ist hier in eine Gesellschaft gerathen, aus der er sich je eher je besser wieder entfernen würde. Die Modeherren jener Zeit schnupften wol, aber sie verabscheuten das Rauchen, und in den Kaffeehäusern, welche sie besuchten, wurde daher nicht geraucht. Hier war, wie Macaulay sagt und unser „Spion" bestätigt, „die Atmosphäre wie im Laden eines Parfumeurs, und wenn irgendein Tölpel, unbekannt mit der Sitte des Hauses, eine Pfeife verlangte, so überzeugten ihn die spöttischen Bemerkungen der ganzen Versammlung und die kurzen Antworten der Aufwärter bald, daß er besser thäte, irgendwo anders hinzugehen". Dies war ganz der Fall Ned Ward's,

welcher seinen drastischen Bericht mit der Bemerkung abschließt, „daß sein Betragen im Alten Mann nicht weniger verwunderte Gesichter hervorgerufen habe als die Maskerade jenes Gentlemann, welcher mit einem Austernfaß und Rübenkorb in das Bowstreet Kaffeehaus gekommen wäre, um die Stutzer lächerlich zu machen“.

In den meisten Kaffeehäusern jedoch bildete das Rauchen ein Hauptmittel der Unterhaltung. Wir haben dafür, außer zahlreichen andern Zeugnissen, auch das des „Spectator“, welcher unter dem Datum des 16. Juli 1714 (Nr. 568) schreibt: „Ich war gestern in einem Kaffeehause nicht weit von der königlichen Börse, wo ich drei Personen in lebhafter Conferenz bei einer Pfeife Taback bemerkte, worauf ich, nachdem ich mir eine für meinen eigenen Gebrauch gefüllt hatte, dieselbe an der kleinen Wachskerze anzündete, welche vor ihnen stand, und nachdem ich zwei oder drei Züge zwischen sie geblasen hatte, saß ich nieder und machte einen von der Gesellschaft. Ich brauche meinen Lesern nicht zu sagen, daß seine Pfeife an demselben Licht anzuzünden unter Rauchern als eine Eröffnung für Conversation und Freundschaft gilt.“

Der „Spectator“ sowol als sein Vorgänger, der „Tatler“, und sein Nachfolger, der „Guardian“, diese weltberühmten moralischen Zeitschriften, welche, einige der interessantesten Jahre vom Anfang des vorigen Jahrhunderts umfassend (1709—14) und von den geistvollsten Männern desselben geschrieben, ein mit unvergleichlicher Feinheit und dem liebenswürdigsten Humor gezeichnetes Bild der damaligen Gesellschaft entwerfen, enthalten natürlicherweise auch unschätzbares Material für unser Thema. Denn ihre Verfasser waren Männer von Welt, die sich ausschließlich auf den Höhen der Gesellschaft bewegten,

Addison, Gemahl einer Gräfin und zeitweilig Staatssecretär, Sir Richard Steele, Parlamentsmitglied, Jonathan Swift, Dekan von St.-Patrick, und viele andere, die zu den bevorzugtesten der damaligen „wits“ gehörten.*) Sie alle waren Freunde der Geselligkeit, Bonvivants bis zu einem gewissen Grade, und von Dick Steele ist es nur zu bekannt, daß er die Unterhaltung der Kaffeehäuser und den Rothwein der Tavernen mehr liebte als für seinen häuslichen Frieden und für sein bürgerliches Auskommen zuträglich war. Allein um so größer wird das Vertrauen sein, mit welchem wir uns der Führung solcher Hände überlassen dürfen, und um so getreuer das Bild, zusammengesetzt aus jenen mannichfachen Andeutungen und Zügen der Wirklichkeit, mit welchen sie die classische Eleganz ihrer Schriften zu beleben verstanden.

In jener oft citirten Stelle des „Tatler“, in welcher die Herausgeber desselben die verschiedenen Gegenstände, die sich ihrer Betrachtung im Verlauf ihres Unternehmens bieten werden, auf die verschiedenen Kaffeehäuser vertheilen, so zwar, daß eine bestimmte Topik immer unter dem Namen eines bestimmten Kaffeehauses zu erwarten sei, fällt die Politik dem Kaffeehause von St.-James's zu. „Die Neuigkeiten von Aus- und Inland werdet ihr bekommen aus St.-James's Kaffeehaus“, heißt es daselbst.

Als standhafte Whigs wählten Addison und Steele natürlich dieses Kaffeehaus, das Hauptquartier der Whigs in St.-James's Street, nicht zehn Schritte von dem Palast

*) „Addison's Beiträge zum Zuschauer und Plauderer“ gibt in deutscher Uebersetzung Adolf Stern's „Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts, mit einem Vorwort von H. Hettner“ (Berlin 1866). In derselben Sammlung findet sich auch „Swift's Tagebuch an Stella“.

gleichen Namens, in welchem von der Königin Anna bis zu Georg IV. die Monarchen von Großbritannien residirten. Hier war bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts die Partei durch ihre hervorragendsten Mitglieder vertreten; hierher, solange er noch ein Whig war, ließ Jonathan Swift (unter der Adresse von Addison) die Briefe von Stella gehen, und hier, 60 Jahre später, bevor in ihm, „der große Umschwung" stattgefunden, sah man den jugendlichen Burke. Damals allerdings hatte das Kaffeehaus sich bereits in ein Restaurant verwandelt — der gewöhnliche Weg der Kaffeehäuser vor ihrem gänzlichen Verschwinden bei der Entstehung der Clubs. Das St.-James's Kaffeehaus ward im Jahre 1806 geschlossen, und an der Stelle, wo es ehemals gestanden, steht jetzt eine Reihe stattlicher Gebäude, welche nach Pall-Mall hinausschaut.

Eine Schilderung der vornehmsten politischen Kaffeehäuser zur Zeit, wo das Kaffeehausleben den höchsten Grad seiner Ausbildung erreicht hatte, gibt der „Spectator", und zwar aus der Feder Addison's. Es scheint, daß sich im März 1712 in London das Gerücht verbreitet hatte, Ludwig XIV. sei gestorben. „Da ich voraussah", sagt der „Spectator" (Nr. 403), „daß dieses Ereigniß den Dingen in Europa ein neues Aussehen geben und viele merkwürdige Betrachtungen in unsern britischen Kaffeehäusern hervorrufen würde, so war ich begierig, die Gedanken unserer eminentesten Politiker über diesen Fall zu hören." Denn, sagt der „Spectator", da jede Gegend der Stadt ihr Kaffeehaus und „jedes Kaffeehaus seinen besondern Staatsmann hat, der zu ihm gehört und der Mund der Straße ist, in welcher er lebt", so ist dieses das sicherste Mittel, um die Meinung der Stadt zu erfahren.

Um der Hauptquelle aller Neuigkeiten so nahe als möglich anzufangen, beginnt der „Spectator“ seine Wanderung mit dem Kaffeehaus von St.-James's. „Hier fand ich das ganze vordere Zimmer in einem Gesumme von Politik. Das Gespräch in der Nähe der Thür war nur von sehr allgemeiner Natur, aber seine Bedeutung wuchs, indem man sich dem obern Ende des Zimmers nahte, und nahm in einer Gruppe von Theoretikern, welche in dem innern Zimmer, innerhalb der Dämpfe des Kaffeetopfes saß, einen so positiven Charakter an, daß dort, vor meinen Ohren, die ganze spanische Monarchie vertheilt und das Haus Bourbon besorgt ward in weniger als einer Viertelstunde.“

In einem Kaffeehause von St.-Giles's — heute, wie man weiß, eins von den verrufensten, wie es damals eins von den aristokratischsten Quartieren der Stadt war, und seit der Aufhebung des Edicts von Nantes hauptsächlich bewohnt von den vornehmern französischen Réfugiés — fand der „Spectator“ einen Tisch voll französischer Gentlemen, welche über Leben und Tod ihres „grand monarque“ zu Gericht saßen; und in dem schon erwähnten Kleinen Mann, dem Sanctuarium der „Sharpers“ oder falschen Spieler (dieses muß Addison gemeint haben, obgleich er es „Jenny Man's“ nennt), sah er einen flinken jungen Burschen, welcher seinen dreieckigen Hut einem Freund aufsetzte, der zu gleicher Zeit mit dem „Zuschauer“ eintrat und ihn in der folgenden Weise anredete: „Nun, Jack, der alte Knabe ist todt. Scharf ist die Losung! (Sharp, falsches Spiel.) Jetzt oder niemals, Kamerad. Auf nach den Mauern von Paris!“

Zwischen Charing-Croß und Coventgarden war kein großer Unterschied in den Ansichten der Politiker, und in

einem von den Tempelkaffeehäusern hörte er den Fall vom juristischen Gesichtspunkt aus erörtern. Aber in dem innern Theil der City ward die Sache anders. Hier begab er sich nach einem Kaffeehause in Fish-Street. Der Hauptpolitiker jener Gegend, als er die Neuigkeit vernommen (worauf er sich zuerst eine Pfeife Taback stopfte und dann einige Zeit nachdachte), sagte — „wenn", sagte er, „der König von Frankreich wirklich todt ist, so werden wir in diesem Sommer viele Makrelen haben; unsere Fischerei wird nicht durch Kaperschiffe gestört werden, wie es in den letzten zehn Jahren immer der Fall gewesen". In dem kleinen Kaffeehause eines benachbarten Gäßchens belauscht er hierauf das Gespräch eines theologischen Ultra und Hochkirchenmanns (non-juror) mit einem Spitzenhändler — wahrscheinlich ein Hugenotte aus Spitalsfield und jedenfalls ein starrer Protestant. „Das Thema der Debatte war, ob der französische König mehr Aehnlichkeit mit Augustus oder mit Nero gehabt habe?" Der Streit ward sehr hitzig von beiden Seiten geführt, und „da ich fürchtete, sie möchten an mich appelliren, so legte ich meinen Penny an der Barre nieder und machte mich eilig auf den Weg nach Cheapside". In dieser und den benachbarten Straßen der City, durch welche heute nur noch in den Geschäftsstunden der Strom des Weltverkehrs flutet, während sie nach Schluß derselben fast verödet liegen, lebten damals alle die großen Handelsherren, deren Wohnhäuser, fern von ihren Geschäftshäusern, heute in einer ganz andern Region der Metropolis stehen. Hier gab es daher in jener Zeit eine größere Menge von Kaffeehäusern als in irgendeinem andern Theile von London, und es wird dem „Spectator" nicht leicht, aus den zahlreichen „Zeichen", die ihn von allen Seiten einzuladen scheinen, das rechte

zu finden. Die Politiker dieser Kaffeehäuser sind Geschäftsleute, und die Motive, welche sie für oder wider geltend machen, kaufmännische. Bei der Schwerfälligkeit, mit welcher damals die Nachrichten sich verbreiteten, konnte dasjenige, was wir jetzt ein „Börsengerücht" nennen würden, weder so allgemein noch so rasch wirken als heute. Wie aus dem vorliegenden Zeugniß des „Spectator" hervorgeht, dauert es acht Tage, bevor man in London weiß, ob der König von Frankreich todt sei oder nicht; und als endlich der Widerruf eintrifft, da ist diese wichtige politische Neuigkeit doch noch sehr weit davon entfernt, sogleich in den Händen aller derjenigen zu sein, welche sie am meisten interessirt. Bei seinem Eintritt in das Kaffeezimmer ist das erste, was der „Spectator" bemerkt, ein Mann, welcher sich sehr bekümmert über den Tod des Königs ausspricht; aber bei näherer Erklärung stellt sich heraus, daß sein Gram nicht sowol im Verlust des Monarchen seinen Grund habe, als vielmehr darin, daß er vor drei Tagen verkauft habe, anstatt zu kaufen, da, wenn die Nachricht sich bestätige, die Papiere unfehlbar steigen müßten, „worauf ein Bandhändler, welcher das Orakel des Kaffeehauses war und seinen Cirkel von Bewunderern um sich hatte, verschiedene als Zeugen aufrief, daß er schon vor einer Woche seine Meinung dahin abgegeben habe, der französische König sei todt; hinzufügend, daß es in Anbetracht der letzten Nachrichten, die wir von Frankreich empfangen hätten, gar nicht anders sein könne". Indem er noch damit beschäftigt ist, seine Gründe zusammenzuzählen und seinen Zuhörern mit großer Autorität vorzudictiren, öffnet sich die Thür und ein Herr von Garaway's Kaffeehaus tritt herein, welcher erzählt, daß soeben verschiedene Briefe aus Frankreich angekommen seien, mit der Nachricht, daß

der König auf die Jagd gegangen sei, an demselben Morgen, wo die Post expedirt worden, worauf der Bandhändler seinen Hut von dem hölzernen Nagel nahm und sich in großer Bestürzung in seinen Laden zurückzog, während der Stockjobber — obgleich wir es nicht ausdrücklich erfahren — sich wahrscheinlich vergnügt die Hände gerieben haben wird.

Hier bricht der „Spectator" ab; ihn hat es, wie er sagt, nicht wenig amusirt, gehört zu haben, wie verschiedenartig die Menschen über eine und dieselbe Nachricht je nach ihren verschiedenen Interessen urtheilen, und uns, so hoffe ich, auf sehr plausible Weise gezeigt, daß es in dieser Beziehung heute nicht viel anders ist als damals, wo politische Nachrichten, welche Existenzfragen betrafen, ihren Weg ins Publikum fanden, indem sie langsam von einem Kaffeehaus der Residenz ins andere wanderten.

Daraus aber wird sich, bei der mangelhaften Beschaffenheit aller Correspondenzmittel, die wir heute in solch hoher Vollkommenheit besitzen, wieder rückwärts ein Schluß machen lassen auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Kaffeehäuser für das ganze politische Leben der Nation.

Einen nicht minder interessanten und für die Entwickelung einer andern Seite des öffentlichen Lebens entscheidenden Zug bieten die literarischen Kaffeehäuser, welche das einleiteten, was die Clubs vollendeten und was uns in Deutschland bisher aus vielen Gründen immer noch gefehlt hat: nämlich die Bildung eines Schriftstellerstandes und die Solidarität der schriftstellerischen Interessen.

Das älteste und ehrwürdigste von den der Literatur geheiligten Kaffeehäusern — „sacred to polite letters" sagt Macaulay — war dasjenige von Will's (also genannt nach seinem Besitzer William Urwin), an der Ecke

von Bow- und Russell-Street, Coventgarden, in einer Gegend, welche noch heute einige von den Haupttheatern Londons schmücken, dazumal aber ganz besonders fashionable.

Macaulay's Beschreibung von Will's Kaffeehaus ist oft citirt worden — sie ist in ihrer Art so classisch wie der classische Aufenthalt selber. „Da war die Unterhaltung", heißt es, „über poetische Gerechtigkeit und die Einheiten des Orts und der Zeit. Da war eine Partei für Perrault und die Neuern, eine Partei für Boileau und die Alten. Eine Gruppe debattirte, ob das «Verlorene Paradies» nicht hätte sollen in Reimen sein. Einer andern bewies ein neidischer Poetaster, daß das «Gerettete Venedig» hätte sollen von der Bühne heruntergezischt werden. Unter keinem Dach war eine größere Verschiedenheit von Figuren zu sehen, Grafen mit Stern und Hosenband, Geistliche mit Priesterrock und Schärpe, geschickte Juristen vom Tempel, blöde Jungen von der Universität, Uebersetzer und Indexmacher in lumpigen Friesröcken. Das große Gedränge war, in die Nähe des Stuhls zu gelangen, auf welchem John Dryden saß. Im Winter war dieser Stuhl immer im wärmsten Winkel bei dem Feuer; im Sommer stand er auf dem Balkon. Ihm eine Verbeugung zu machen und seine Meinung zu hören über Racine's letzte Tragödie oder Bossu's Abhandlung über epische Poesie, ward als ein Privileg erachtet. Eine Prise aus seiner Schnupftabacksdose war eine Ehre, welche hinreichte, den Kopf eines jungen Enthusiasten zu verdrehen."

Diesen letztern höchst bezeichnenden Zug entlehnte der große Geschichtschreiber dem „Londoner Spion", welcher wahrscheinlich nur eine sehr unglückliche Figur machte unter den Aristokraten der Literatur in Will's Kaffeehaus („the Wit's Coffeehouse", nennt er es), aber dennoch einmal

dahin vordrang und seinen Besuch folgendermaßen schildert: „Wir stiegen ein paar Treppen hinan und fanden viel Gesellschaft, aber wenig Unterhaltung. Wir schritten durch diesen wogenden Haufen stummer Philosophen nach dem andern Ende des Gemachs, wo drei oder vier Schöngeister der bessern Klasse sich ein Stelldichein an einem Tische gegeben und die Asche der großen Dichter aufstörten, indem sie ihren Sinn verdrehten. ... An einem andern Tische saß ein Pack von jungen, reichen Stutzern und Schöngeistern zweiten Ranges, welche den Schwindel bekamen, wenn sie nur die Ehre hatten, mit einem Finger und Daumen in Herrn Dryden's Schnupftabacksdose zu tippen."

Es ist wahr, Dryden war der große Hausgott von Will; der Ruhm beider, des Dichters und des Kaffeehauses, war ungefähr von gleichem Alter und sollte zusammen in die Literaturgeschichte übergehen. Schon Samuel Pepys, der Diarist der Restauration und ersten Regierungsjahre Karl's, sah ihn, „Dryden, den Poeten (den ich zu Cambridge kannte) und alle die Schöngeister der Stadt und Harris den Schauspieler und Herrn Hoole, von unserm Colleg" hier sitzen, „in dem großen Kaffeehause, in welchem ich nie zuvor gewesen", als er eines Abends (3. Februar 1663) nach Coventgarden ging, um seine Gemahlin abzuholen, wahrscheinlich aus der Komödie, welche dieses Ehepaar sehr liebte. Die Gesellschaft jener Zeit wird wol noch nicht an späte Stunden gewöhnt gewesen sein, denn man war eben im Begriff aufzubrechen, als Pepys eintrat. Doch muß es dem würdigen Herrn sehr wohl gefallen haben, „denn daselbst ist, wie ich sehe, sehr geistreiche und angenehme Unterhaltung", sagt er, „und es wird gut sein, zu einer andern Zeit wieder hierher zu kommen". Doch scheint er

seinen Entschluß nicht ausgeführt zu haben; denn in seinem mit minutiöser Genauigkeit geführten Tagebuch, in welchem sich jedes Schauspiel, das er gesehen, jeder Mann, den er gesprochen, und jedes Buch, das er gelesen, bemerkt findet, ist diese die einzige Notiz über Will's Kaffeehaus.

Als etwa hundert Jahre später (es muß in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen sein) ein anderer, nicht minder berühmter Samuel der englischen Literatur, der Doctor Johnson, „der große Lexikograph", damals ein noch unberühmter Mann, kam, um Materialien zu einem Leben Dryden's zu sammeln, da lebten nur noch zwei alte Leute, die sich der Glorie von Will's erinnern konnten, Mr. Swinney, nacheinander Director von Drurylane und Haymarket (gest. 1754) und Colley Cibber, Komödiant und Schauspieldichter (gest. 1757). Was er von beiden erfuhr, reducirt sich auf zwei Zeilen: „Cibber konnte nicht mehr erzählen, als daß er sich Dryden's erinnere als eines decenten alten Mannes, der den Schiedsrichter kritischer Streitigkeiten bei Will's gemacht"; und „Swinney's Information beschränkte sich darauf, daß Dryden in Will's Kaffeehaus einen besondern Stuhl für sich hatte, welcher an das Feuer gesetzt ward im Winter und dann sein Winterstuhl hieß, und für ihn hinausgetragen ward auf den Balkon im Sommer und dann sein Sommerstuhl genannt ward".*)

Diesen Stuhl, welcher seit Dryden's Tode, im Jahre 1700, verwaist gestanden, nahm noch einmal im Jahre 1709 eine Person von Ruf ein: kein Geringerer als Isaak Bickerstaff, Esq., „ein alter Mann, ein Philosoph, ein Humorist,

---

*) Boswell's Life of Johnson. Routledge Edition (London 1863), III, 45.

ein Sterndeuter und Censor". Man weiß, daß diese die mannichfaltigen Eigenschaften waren, unter welchen Jonathan Swift den Wetter- und Kalendermacher Partridge dem Gelächter seiner Zeitgenossen überlieferte; und wir erfahren aus dem „Plauderer" (The preface), daß der Witz des Rectors von Laracor „in der Stadt eine Neigung für alles hervorgerufen hatte, was unter derselben Verkleidung erscheinen konnte". Der Figur dieses Unglücklichen, „berühmt in allen Gegenden Europas", bediente sich daher Steele, um ihn dem Publikum als Herausgeber der neuen Zeitschrift „Tatler" vorzustellen; und „dem Vortheil seiner Autorität" schrieb er später (in der Dedication des vierten Bandes) den plötzlichen Erfolg zu, welchen seine Arbeiten in der Welt errangen.

In der ersten Nummer des „Plauderer" (welcher in den Sammlungen des vorigen Jahrhunderts ebenso häufig unter dem Titel „The Lucubrations of Isaak Bickerstaff, Esq." erschienen ist) heißt es: „Alle Mittheilungen über Galanterie, Vergnügen und Unterhaltung werden stehen unter der Ueberschrift von White's Chocoladehaus; Dichtkunst unter der von Will's Kaffeehaus; Gelehrsamkeit unter dem Titel des Griechen; aus- und inländische Neuigkeiten werdet ihr haben von St.-James's Kaffeehaus, und was ich sonst über irgendeinen andern Gegenstand zu bieten habe, soll datirt sein aus meiner eigenen Wohnung."

Es ist anzunehmen, daß nur ein Gefühl der Pietät, der Courtoisie, wenn man will, die Herausgeber des „Plauderer" veranlaßten, den Sitz der Dichtkunst nach Will's zu verlegen: das war einmal der Fall, aber der eigenthümliche Glanz dieses Kaffeehauses war doch, nachdem er 40 Jahre gedauert, mit Dryden dahingegangen. Denn obgleich Addison noch so höflich gegen den Schatten

dieses Dichters ist, um in jenem Blatte des „Zuschauer“, in welchem er die politischen Meinungen der verschiedenen Kaffeehäuser über den Tod Ludwig's XIV. registrirt, zu sagen: „Als ich zu Will's ging, fand ich, daß ihr Gespräch von dem Tode des französischen Königs auf den der Herren Boileau, Racine, Corneille und einiger andern Dichter übergegangen war, die sie bei dieser Gelegenheit bedauerten als Personen, welche die Welt verpflichtet haben würden mit sehr würdigen Elegien auf den Tod eines so großen Fürsten und so erhabenen Beschützers der Wissenschaft“; trotz dieser graziösen Verbeugung vor den Gräbern der Berühmten ist doch wahrscheinlich Steele aufrichtiger gewesen, wenn er sogleich in der ersten Nummer des „Plauderer“ bekennt: „Dieser Ort hat sich sehr verändert, seitdem Herr Dryden ihn frequentirte; wo man gewohnt war, Gesänge, Epigramme und Satiren in der Hand eines jeden Mannes zu sehen, dem man begegnete, da hat man nun ein Packet Karten; und anstatt der Spitzfindigkeiten über die Wahl des Ausdrucks, die Eleganz des Stils u. dgl., disputiren die Gelehrten jetzt nur noch über die Regeln des Spiels.“ Und in Nr. 16: „In alten Zeiten pflegten wir hier zu Gericht zu sitzen über ein Schauspiel, nachdem es aufgeführt worden war; aber nun hat die Unterhaltung eine andere Richtung eingeschlagen.“ Die Wahrheit ist, daß das Kaffeehaus nicht seiner Gesellschaft, sondern daß die Gesellschaft dem Kaffeehause untreu geworden war.

Als die Fortsetzung des „Plauderer“ die Maske des „Censors von Großbritannien“, die ihm lästig geworden war, „da jedermann wußte“, wer darunter stecke, hatte fallen lassen, um fortan in dem neuen Charakter des „Herrn Zuschauer“ (Mr. Spectator) seine Aufwartung

zu machen: da war Button's Kaffeehaus an die Stelle von Will's Kaffeehaus getreten. Die neue Generation der Schöngeister sammelte sich hier um einen neuen Mittelpunkt: Addison. Als dieser nach dem Sturz des Whigministeriums und Marlborough's von seinem Posten in Dublin zurückkehrte, hatte Daniel Button, ein Bedienter der Gräfin Warwick, die später Addison heirathete, das neue Kaffeehaus dem alten in derselben Straße gerade gegenüber eröffnet, und Addison wurde der große Patron desselben. Dies ward Addison's Kaffeehaus, wie jenes Dryden's Kaffeehaus gewesen. Hier feierte der Dichter die Triumphe seines „Cato"; aber hierher auch kam er, nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Warwick, um in der Mitte seiner guten Freunde von ehedem zu vergessen, „daß er Uneinigkeit im adelichen Leben erheirathet" und die noble Gräfin ihm, wie Lady Howard einst Dryden, „die Heraldik der Hand, nicht des Herzens" gegeben habe. Oft saß er hier bis tief in die Nacht hinein — länger als Dryden einst in seinem Kaffeehause gesessen; die Rothweinflasche stand auf dem Tisch und wir können uns denken, wie der wackere Steele, honest Dick, ihr und ihm zusprach, dem alten Freunde, der unglücklich war, obgleich er eine Gräfin zur Frau, den Palast von Holland-House zum Wohnsitz und keine Schulden hatte — weit unglücklicher als er, der Verfasser des „christlichen Helden", der seiner Frau die zärtlichsten Briefe schrieb — aus dem Schuldgefängniß. Nach Button's Kaffeehaus pflegte auch Pope zu kommen, bis er eines Tages von dem Idyllendichter Ambrosius Philips mit einem Birkenstock durchgeprügelt worden war wegen einer schlechten Kritik irgendeiner seiner Idyllen. Und hierher endlich kam Swift, „der verrückte Doctor", wie sie ihn nannten. Eines Abends, als Addison

und die übrige Gesellschaft hier waren, hatte sich auch ein Mann in großen Stiefeln eingefunden, der offenbar frisch vom Lande hereingekommen. Swift sah ihn lange an, zuletzt näherte er sich ihm und ohne weitere Einleitung fragte er ihn: „Um Vergebung, mein Herr, haben Sie jemals so etwas wie gutes Wetter in der Welt gesehen?“ Nachdem der also Angeredete sich zuerst ein wenig über die Seltsamkeit von Swift's Manier und seine Frage gewundert hatte, gab er zur Antwort: „Ja mein Herr, ich habe Gott sei Dank schon manchen guten Tag erlebt.“ „Das ist mehr, als ich sagen kann“, versetzte Swift; „ich erinnere mich keines Wetters, das nicht zu heiß oder zu kalt, zu naß oder zu trocken war; aber Gott der Allmächtige weiß es freilich so einzurichten, daß am Ende des Jahres alles auf eins herauskommt.“

Button's Kaffeehaus wird im „Zuschauer“ nur gelegentlich erwähnt; erst „Der Wächter“ (The Guardian, die dritte und letzte der von Addison und Steele gemeinsam herausgegebenen Zeitschriften) stellte vor diesem Versammlungsort der Schöngeister jenen Briefkasten in Form eines Löwenkopfes mit offenem Rachen auf, welcher nicht geringes Aufsehen gemacht zu haben scheint im damaligen London. „Dieser Kopf, eine Nachahmung desjenigen am Dogenpalast von Venedig, durch welchen alle geheimen Nachrichten jener Republik gegangen sein sollen, wird einen sehr weiten und gefräßigen Rachen öffnen, um diejenigen Briefe und Aufsätze in sich aufzunehmen, welche meine Correspondenten für mich bestimmen“ (Nr. 88). Dieser Löwenkopf, entworfen von Hogarth, von Steele (Nr. 114) als eine ausgezeichnete Arbeit beschrieben und im Juli 1713 an der westlichen Seite des Kaffeehauses aufgestellt, ist das Einzige, was von Button's übriggeblieben:

er ist, nachdem die Zeitschrift schon mit der Nummer vom 1. October 1713 schloß, durch viele Hände zuletzt in den Besitz des Herzogs von Bedford übergegangen, auf dessen Landschloß Woburn er aufbewahrt wird. Das Kaffeehaus aber ist im Jahre 1865 niedergerissen worden. Ich erinnere mich, dasselbe noch gesehen zu haben. Oftmals bin ich in diese Gegend gekommen, um zwischen beiden Häusern, in der verhältnißmäßig stillen Straße stehend, an die vergangenen Zeiten und Menschen zu denken. Rechts war Coventgarden, deren einst hochfashionable beide Piazzen, die große und die kleine Piazza, nach Zeichnungen von Inigo Jones gebaut, von Häusern aus rothen Backsteinen und mit Balkonen umgeben, sich seit lange schon in den berühmten Gemüsemarkt verwandelt haben; links war Drurylane, die alte Straße und das Theater, von Rauch und Ruß geschwärzt, wenn nicht von Alter; in einer kleinen Seitenstraße, Maidenlane, einst in Königin Anna's Zeit von den feinsten Putzmacherinnen bewohnt, lebte in dem Hause „Zur weißen Perrüke" Voltaire (1728—30), als er seine „Lettres de Londres sur les Anglais" schrieb, und vor mir über den Bögen von Adelphi erhob sich die Terrasse, auf welcher der Bazar der „Neuen Börse" seine verlockenden Schätze „Handschuhe, Bänder und Auswahl feiner Essenzen" für die schöne Welt in Reifrock und Perrüken ausgebreitet hatte. Will's Kaffeehaus allein steht noch aus jener Zeit, aber es wohnt jetzt ein ehrsamer Metzger darin.

Sic transit gloria mundi.

Unser Gegenstand ist noch bei weitem nicht erschöpft; wie könnte man auch an Vollständigkeit denken, wo das Namensverzeichniß der Kaffeehäuser in London mehr Blätter füllen würde als wir uns hier für die Geschichte

derselben vorgesetzt haben? Die eigenthümliche Erscheinung einer gewissen Zeit charakterisirt, die Brennpunkte des öffentlichen Lebens nebst einigen der Personen gezeichnet zu haben, welche der Zeit die Signatur ihres Geistes aufgedrückt: das war vielmehr unsere selbstgestellte Aufgabe, nicht eine Nomenclatur. Wir wollten an einigen Beispielen nachweisen, wie frühe schon, auch auf diesem Gebiete, wir in England die Erscheinungen eines geregelten Kampfes gegen die Willkür, einer weisen Benutzung des Sieges und einer unerschütterlichen Tendenz zur Association der Interessen erblicken. Wir hatten damals in Deutschland kaum ein nationales Leben und in unsern Städten gewiß nichts, was wir um dieselbe Zeit den londoner und auch den pariser Kaffeehäusern, wie wir sie aus „Rameau's Neffen", um ein Beispiel statt vieler anzuführen, kennen — diesen Sammelplätzen politischer Anregung und geistigen Verkehrs, deren Radien und Strahlen nach allen Richtungen hin auslaufen, — diesen Lehrstätten eines gewählten Gesprächs und einer feinen Geselligkeit, in welchen die Wissenschaft und das Leben sich begegneten, an die Seite hätten setzen können.

Und doch sind, wie gesagt, die politischen und die literarischen Kaffeehäuser nur ein kleiner Theil aus der Zahl der übrigen, in welchen jeder Stand und jeder Beruf seine Vertretung fand. Denn dieses Princip der gemeinsamen Interessen ist es, unter welchem die verschiedenartigen Formen derselben Erscheinung, weit über das Anekdotische hinaus, einen wahrhaft historischen Ausdruck gewinnen; indem es uns abermals nachdrücklich auf jene sogenannte praktische Seite der Engländer hinweist, welche sie zu allen Zeiten und überall so glücklich vor der Pedanterie bewahrt hat. Was hat es auch der Unsterblichkeit

Sir Isaak Newton's geschadet, daß er sich nach den Sitzungen der Royal-Society, deren Präsident, wie man weiß, er war, in „den Griechen“ (the Grecian) begab, um hier in Gesellschaft mit seinen beiden Secretären Dr. Halley und Keil und andern Professoren von Oxford den Abend zu verbringen, an Einem Tisch vielleicht mit dem „Herrn Zuschauer“, dessen Gesicht, wie er uns in Nr. 1 berichtet, sehr wohl bekannt ist in diesem Kaffeehause — während an einem andern Tisch „Untersuchungen über das Alterthum“ angestellt und „die Heldenthaten von Homer's Iliade“ besprochen wurden? (Tatler, Nr. 6.) Ebenso wie die Theologen hatten die Doctoren der Gottesgelahrtheit ihr Kaffeehaus, Child's Coffee-house, in St.-Paul's Churchyard, hinter der Hauptkathedrale von London. Die Prälaten sind immer liberale Patrone der Gastwirthe gewesen, von jenem Walther Mapes an, welcher das herrliche Trinklied gedichtet: „Mihi est propositum in taberna mori!“ (von Bürger übersetzt: „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben“, u. s. w.), bis zu Laurence Sterne, dem „empfindsamen Reisenden Yorick“, welcher einst den Text ausgab: „Es ist besser in das Haus der Trauer als in das Haus des Zechens zu gehen“, und seine Predigt mit den Worten begann: „Ich bestreite das!“ Ein gewisses Kaffeehaus in Cheapside, „the Chapter“ genannt, war berühmt wegen der sogenannten „Drei Penny-Curaten“, geistliche Tagelöhner, welche für zwei Pence und eine Tasse Kaffee gemiethet wurden, um irgendwo innerhalb des Weichbildes Gottesdienst zu halten. Die Doctoren der Medicin waren bei Garaway's; die Juristen in der Nähe der drei großen Innungen, Lincoln's Inn, Gray's Inn, vorzüglich aber bei dem Temple in Fleetstreet. Das Kaffeehaus der Maler (Old Slaughter's)

war in St.-Martin's-Lane, in der Nähe der heutigen Nationalgalerie, und das der Buchhändler (the Chapter Coffeehouse) war natürlich in Paternoster-Row, der Heimat des englischen Buchhandels, jener schmalen, düstern Straße, unter dem Schatten von St.-Paul's, in welcher, während ringsumher das mächtige Gebrüll von London gleich dem Tosen eines ungesehenen Oceans ist, kein Wagen fährt, kein Lärm gehört wird, damit nichts das Nachdenken „der Väter der Reihe" (the fathers of the Row) oder die feierliche Stille der ungeheuern Magazine stört, in welchen die Bücherballen Haus an Haus, und Wand an Wand, hinter verstaubten Fenstern bis hoch unter das rußige Dach lagern. Das Chapter-Kaffeehaus stand, obgleich von seinem alten Geist verlassen, leer und unbewohnt noch im Jahre 1848, wo Mrs. Gaskell es besuchte. Es hatte das Ansehen eines Wohnhauses, 200 Jahre alt, so wie man es zuweilen in alten Landstädten sieht, — klein, niedrige Zimmer mit schweren Balken quer über die Decke — brusthoch getäfelte Wände, flache, breite und dunkle Treppen. Dieses war das Kaffeehaus, in welchem sich vor 100 Jahren alle Buchhändler und Verleger trafen und wohin die literarischen Miethschreiber, die Kritiker und sogar die Schöngeister zu gehen pflegten, um Ideen oder Beschäftigung zu suchen. Daß aber, wie die ehrsame Zunft sich auch geändert haben mag, ihre Ansichten über gewisse Vorzüge der Literatur die nämlichen geblieben sind, mag uns folgende Stelle aus der ersten Nummer des „Connoisseur" (einer Zeitschrift aus dem Jahre 1754) beweisen, wo es heißt: „Wenn sie (die Buchhändler) sagen, ein gutes Buch, so beabsichtigen sie nicht den Stil oder die Gesinnung zu loben, sondern den raschen und ausge-

dehnten Verkauf desselben. Das Buch ist das beste, welches sich am meisten verkauft."

Von den Kaffeehäusern jener Periode sind es namentlich diejenigen der Kaufleute in der Nachbarschaft der Börse und Change-Alley, welche sich in ihrem Namen, in ihrer Bestimmung, ja mehrentheils in denselben Räumen am längsten erhalten haben, zum Theil noch heute fortbestehen. Garaway's ist erst am 11. August 1866 geschlossen worden. „Empfindsamkeit ist kein Artikel im Cityleben", sagt die „Illustrated London News" in dem Abschiedswort, das sie dem ehrwürdigen Etablissement widmet; „das Grundstück ist in diesen baulustigen Tagen für eine beträchtliche Summe verkauft worden". Garaway's war eins der ältesten Kaffeehäuser von London, sein erster Besitzer Thomas Garaway, „Tabackshändler und Kaffeemann". Zweimal, in den großen Feuern von 1666 und 1748, brannte das Haus ab, zweimal ward es wieder aufgebaut. Seit seiner Gründung im 17. Jahrhundert war es ein Platz für Auctionen: zuerst von Wein, dann von Thee, zuletzt von Mahagoni- und Farbehölzern. Während des Südseejahres gingen die Wogen der Speculation und des Schwindels nirgends höher als hier. In einem Gedicht über diesen Gegenstand meint Swift: Change-Alley sei ein Golf, tief wie die Hölle, in welchem Tausende scheiterten, und Garaway's die Klippe, auf welcher das wilde Geschlecht der Beutegierigen lauere, um die Gestrandeten zu plündern. Der große Auctionssaal war im ersten Stock; hier fanden die Versteigerungen „nach der Kerze" statt, d. h. der Auctionator zündete beim Beginn ein Stückchen Wachslicht, gewöhnlich von einem Zoll an, und ertheilte demjenigen den Zuschlag, welcher in dem Augenblick, wo das Licht ausging, das höchste Gebot gethan hatte. Zwanzig oder

dreißig Verkäufe wurden hier durchschnittlich an jedem Tage vorgenommen. Die Erfrischungsräume waren zu ebener Erde, und der große Verkehr, von früh 10 bis abends 9 Uhr, war an der Barre: die „Sandwiches" (eine Art belegter Butterbrote) von Garaway waren berühmt. Bis zuletzt waren die Wände des Locals mit Auctionsaffichen bedeckt: Zeichen der Wandelbarkeit des Besitzes, welcher dieses Haus endlich selber unterliegen mußte.

Jonathan's Kaffeehaus ist einem ähnlichen Schicksal bisjetzt noch entgangen; es war ein Platz für Stockjobbers so frühe schon als zu der Zeit des „Mr. Spectator", welcher in jener Versammlung oft für einen Juden gehalten wurde (Nr. 1); und Lloyd's, von weltweitem Ruf, so weit Schiffe segeln und Waaren unter Assecuranz über die Meere gehen, ist sogar gegenwärtig größer und blühender als es je vordem gewesen, obwol es, was das Alter anbetrifft, mit den ältesten Häusern dieser Art wetteifern kann: Lloyd's Kaffeehaus ist eins von den ältesten in London; man findet den Namen schon im Jahre 1700, dann im „Tatler" und „Spectator" erwähnt. Doch ist es in der That nur dieser Name, den es conservirt hat; denn aus dem ursprünglichen Gebäude, welches so hieß, ward es schon im Jahre 1774 in die Börse selbst verlegt und dort in der nordwestlichen Ecke, nachdem die Börse 1838 abgebrannt und 1841 wieder neu errichtet ist, befindet es sich heute noch. Eine stattliche Treppenflucht führt aus dem großen Quadrangel der königlichen Börse zu dem schönen Vestibule hinauf, wo zur Erinnerung an die Grundsteinlegung eine Statue des Prinzen Albert steht und eine in die Wand eingesenkte Marmortafel, das sogenannte „Times-testimonial", die Geschichte jenes großen und weitverzweigten Betrugs erzählt, welcher die Existenz der Banken aller europäischen Handels-

städte bedrohte, aber glücklicherweise früh genug durch die „Times" ans Licht gebracht wurde. Da der Eigenthümer jede Geldentschädigung ausschlug, so setzte die dankbare City dem großen Blatte dies Denkmal und stiftete obendrein — aere perennius — zwei Timesstipendien. Lloyd's ist der große Mittelpunkt des Cityorganismus und all seiner Interessen, die über weite und stürmische Seen vertheilt bis an ferne Küsten reichen und deren ungeheuere Fäden, man könnte sagen das Nervensystem der Welt, welches sie umzweigt und jeden kleinsten Punkt darin berührt, hier auf einem Raum zusammenlaufen, der nicht größer ist als irgendein anderes Zimmer, in welchem Kaffee getrunken und Cigarren geraucht werden. Es ist sehr schwer, eine Vorstellung davon zu geben. Ein jeder, der in diesem Zimmer ist, hat zu jeder Zeit und in den letzten Nachrichten den Zustand des Erdballs vor seinen Augen: Handel und Politik, Wind und Wetter; er hört das Brausen des Sturmes, der den Indischen Ocean aufwühlt, und er sieht den Eisberg, welcher an der Küste von Canada das liverpooler Packetschiff gefährdet. Ein Instrument, das sogenannte Anemometer, ist hier aufgestellt, mit einer sehr feinen Maschinerie, welche jeden Wechsel des Windes, seine Richtung und Stärke sowie die Quantität des gefallenen Regens anzeigt. Zwei große Folianten in Leder gebunden, zur Rechten und Linken des Eingangs auf hohen Gestellen, enthalten, das erstere die Nachrichten aller in allen Häfen der Welt eingelaufenen Schiffe, das andere die Unglücksfälle zur See. Nach einem Sturme drängen sich große Haufen um die beiden Bücher, deren Inhalt an jedem Abend als Lloyd's Liste gedruckt ausgegeben wird. Hier sieht man die Gesichter und Trachten aller Zonen. Hierher kommen die Kapitäne, um in ihrem Zimmer, The

Captains' Room, Contracte für neue Reisen abzuschließen; hierher die Schiffseigenthümer und die Assecuradeure, um in dem Underwriters' Room die Versicherungsgeschäfte zu machen. Hier werden die Körper der Schiffe gewogen, wie man eine Hand voll Getreide wiegt; die Namen, die Nummern, die Tonnenzahl, die Bemannung, die Schäden und Vortheile jedes einzelnen Schiffs in der britischen Handelsmarine sind hier genau bekannt. Kein englischer Kauffahrer darf aus einem englischen Hafen auslaufen, ohne daß er zuvor für seetüchtig erklärt und dann in Lloyd's Register eingetragen worden wäre*); jedes Schiff führt sein Certificat, und danach bestimmt sich die Versicherungssumme. Das dritte Zimmer von Lloyd's ist das Kaufmannszimmer, the Merchants' Room, ein Lesecabinet mit einem Vorrath von Zeitungen, von welchem man sich schwerlich auch nur einen annähernden Begriff wird machen können. Die großen Kosten dieses Etablissements werden theils aus dem Ertrag von Lloyd's Liste, Abonnements und Inseraten, theils aus den Beiträgen der Mitglieder (circa 2000) bestritten. Denn obwol Lloyd's noch den Namen eines Kaffeehauses hat, so ist es seinem Wesen nach doch ein ganz moderner Club, mit Ballotement und Eintrittsgeld neuer Mitglieder und regelmäßigen Beiträgen der alten. Diesen Charakter hatte Lloyd's, seitdem es 1774 in die Börse übersiedelte; jenes Jahr bezeichnete ungefähr den Zeitpunkt, wo die alten Kaffeehäuser von London sich durchgängig in die modernen Clubs zu verwandeln begannen.

---

*) Dieses Register „Lloyd's Register of British and Foreign Shipping" wird in Nr. 2, White Lion Court, Cornhill geführt und ward im Jahre 1834 begründet.

2.

Die Clubs.

Es ist schwer zu sagen, wann dieser Umwandlungsproceß sich vollendete. Solche Termine lassen sich ganz genau nicht bestimmen. So viel ist gewiß, daß es keine Kaffeehäuser mehr in London gibt und daß der Name, wo er sich noch findet, etwas ganz anderes bezeichnet. Ein Coffeehouse im heutigen London ist ein Speisehaus dritten Ranges; in den Hotels zweiten Ranges bezeichnet das Coffeeroom das Speisezimmer, und in einem Hotel ersten Ranges das Zimmer für Frühstück und Souper. Das Coffeeroom vertritt für die Fremden in dem Hotel, wo sie nur Betten haben, auch die Stelle des Wohnzimmers, in dem sie sich versammeln (zuweilen mit Pantoffeln), die Zeitungen lesen, ihre Briefe schreiben und auf Sofas oder in Sesseln ihr Nachmittagsschläfchen halten. Das sogenannte Kaffeezimmer ist in den großen Hotels ein höchst eleganter Salon, ausgestattet mit englischem Comfort und französischer Eleganz, wo man auf Teppichen wandelt und jedes Wort, das man sagt, nur flüstert; in den mittlern Hotels aber ist es wirklich noch eine Reminiscenz der alten Kaffeehäuser, eine Erbschaft der Tavernen, welche den Uebergang vom

Kaffeehause zum Club vermitteln. Auch die Zahl der Tavernen in London ist im Abnehmen begriffen. „Unter diesem geheiligten Wort", sagt ein Schriftsteller in „London Society" (März 1866), „verstehen wir das reguläre, altmodische, dunkelgetäfelte Zimmer, mit grünen oder rothen Gardinen, in welchem unsere Großväter, Urgroßväter und deren Urgroßväter vor ihnen ihre Abendmahlzeit aßen, Portwein und Punsch tranken, Pfeifen rauchten und über Politik und Literatur sprachen." Es gibt nur noch wenige dieser ehrwürdigen Häuser in London, aber es gibt ihrer doch noch in Drurylane und der Nachbarschaft vom Tempel; und wer, mit einer Vorliebe für das alte London, würde nicht einmal eins derselben besucht haben, den Hahn, oder den Cheshire Käse, oder die Mitra, um aus dem reichgebräunten Kaffeezimmer auf einen ruhigen Hof des Tempels hinauszublicken, mit einer Reihe von Bäumen in der Mitte, um welche die träumerische Nachmittagssonne schimmert, während Erinnerung die Decke „sozusagen mit einer Guirlande von Tatler- und Spectatorblättern kränzt?"

„Sir", sagte Dr. Johnson zu seinem Eckermann, Boswell, „es gibt keinen andern Platz in der Welt, wo Ihr, je mehr Lärm Ihr macht, um so willkommener seid."

Der Doctor war der große Patron, der „vates sacer" der Tavernen, obwol er auch zur Ausbildung des Clublebens, wie man es jetzt versteht, das Seinige beigetragen.

Das Wort Klub oder Club ist ebenso wol deutsch als englisch; die angelsächsische Wurzel clypian oder clypan, englisch cleave, deutsch kleiben, davon Kluppe, Klubb, Club (etwas Gespaltenes und somit klemmend Festhaltendes; die Bedeutung in unserm abgeleiteten Sinne die einer geschlossenen Gesellschaft und ihres Locals: Sanders, „Wörterbuch der deutschen Sprache", S. 944 und 946). Der Club

ist eine Vereinigung, die auf Theilung beruht: d. h. der Zeche, der Kosten, der Rechnung; und deren erster natürlicher Mittelpunkt war: der gedeckte Tisch. „Unsere neuern berühmten Clubs", heißt es in Nr. 9 des „Zuschauer", „gründen sich auf Essen und Trinken, zwei Dinge, in welchen die meisten Menschen übereinstimmen und an welchen der Gelehrte und der Ungelehrte, der Kopfhänger und der Muntere, der Philosoph und der Hanswurst theilnehmen kann." Clubs dieser Art haben wir auch in Deutschland gehabt und haben sie noch heute; und historische Namen, wie der Jakobinerclub und die Clubisten von Mainz, denen die verschiedenen frankfurter Clubs aus den Jahren der deutschen Reichsversammlung hinzugefügt werden können, zeigen, daß der Begriff sich in politisch bewegter Zeit auch auf andern, höhern Gebieten geltend machte. Doch ist England der Boden, auf welchem der Club seine eigenthümliche Entwickelung nahm, und die einzige Heimat des modernen Clubs, den wir als ein populäres Element im öffentlichen Leben sonst nirgends finden.

Zwar bildeten sich und bestanden „diese kleinen nächtlichen Versammlungen, welche gemeiniglich bekannt sind unter den Namen der Clubs", neben den Kaffeehäusern und zur Zeit ihrer höchsten Blüte; doch war ihr ausgesprochener Zweck allein jenes erste und natürlichste Bindemittel der geselligen Thiere (sociable animals) — das Essen! In den Kaffeehäusern suchte man die geistige, in den Tavernen und Clubs die materielle Nahrung; die Taverne war der Ort, in welchem der Club gehalten wurde. Wie noch heute in manchen Gegenden Deutschlands man sich zur gemeinsamen Martinsgans vereinigt, so in London damals zu den mannichfachsten Gelegenheiten, nur regelmäßig und häufiger. „Gründe sind so wohlfeil wie Brombeeren";

und die guten Londoner jener Zeit bedienten sich jeder Veranlassung „zu löblichem Thun", Staatsmänner, schlichte Bürger, Literaten, „histriones, balatrones et hoc genus omne": zuletzt hatte jede Straße ihre besondern Clubs, die sogenannten Street-Clubs. Dabei war von Anfang an das Merkmal, welches den Club vom Kaffeehaus unterschied und welches auch die Grundlage des modernen Clubsystems geblieben ist: Zutritt hatten nur Mitglieder, welche statutengemäß aufgenommen waren und ihre Beiträge zahlten. Vielleicht ist es diese Continuität in der Entwickelung einer gesellschaftlichen Institution, die sich dadurch als historisch darstellt, welche den Forscher am meisten anzieht, wie sie für den Leser die lehrreichste Seite unsers Themas bieten mag.

In der angegebenen Bedeutung finden wir das Wort „Club" schon vor dem Bürgerkrieg gebraucht, z. B. in einem Gedichte von Sir William Davenant „The long vacation in London" in welchem der Dichter schildert, wie zur Zeit der großen Ferien die Straßen Londons veröden, indem alles sich auf das Land begibt — „unsere Maulesel sind gekommen! Löst den Club auf! Bis zum Wiederbeginn der Gerichtssitzungen wird die Welt gescheuert, gescheuert" —

Our mules are come! dissolve the club!
The world till term is rub, O rub!

Es leidet keinen Zweifel, daß dieses Poem des ehemaligen „Generalintendanten der königlichen Schauspiele" unter Karl II., geschrieben worden ist, als Davenant noch „poeta laureatus" Karl's I. war, denn es ist darin vom Globetheater die Rede, welches 1647 niedergerissen ward, und vom Bulltheater, welches zur Zeit der Restauration so verlassen stand, daß Davenant in seinem „Playhouse to be

let" (1663) selbst sagt: „es habe keine Bewohner mehr, außer den Spinnen".*)

Während der Republik und unter dem Protectorat existirte der für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtige Rotaclub, eine zum Zweck politischer Discussion von Harrington, dem Verfasser der „Oceana", gestiftete gesellige Vereinigung, welcher unter andern auch Milton's Schüler und Freund, Cyriac Skinner, angehörte. Die Versammlungen fanden in dem „Türkenkopf" (Turk's Head) einem Kaffeehaus in New-Palace-Yard, in der Nähe von Westminster-Hall statt. Man saß an einer Rundtafel — der Tafel alten Ritterthums und moderner Gleichheit — mit einem Durchgang, um den Kaffee warm zu bekommen, ohne Unterbrechung der Debatten. Die Beschlüsse wurden durch Ballotement mittels einer Stimmurne (balloting-box) gefaßt und Harrington sagt von dieser Urne, daß in ihr nicht falsch gespielt werde — „a box, in which there is no cogging". Man discutirte hier ganz öffentlich über Fragen der politischen Organisation, in einem dem Gouvernement Cromwell's wenig freundlichen Sinne, sodaß die militärische Macht sich nicht selten versucht fühlte, die Sitzungen zu schließen. Allein Cromwell begnügte sich damit, diese philosophische Coterie zu überwachen, ohne sie zu verfolgen.**)

Ebenso wird von einem ähnlichen Verein unter Karl II., dem „Green Ribbon Club" berichtet, welcher seinen Sitz „unter dem Hauszeichen König Heinrich's VIII., gegenüber

---

*) Payne Collier, The history of the English dramatic poetry, III, 302, 328.

**) Guizot, Histoire de la révolution d'Angleterre, IV, 104, 105; D'Israeli, Amenities of Literature, S. 699.

dem Tempel" hielt, und unter dessen Mitgliedern Andrew Marvel war, der Dichter und Assistent Milton's während der letzten Jahre des Protectorats.

Doch erst in der geistig freiern und gesellig mehr bewegten Zeit der Königin Anna beginnen jene Clubs, von deren Geschichte wir etwas genauer unterrichtet sind. Der älteste und ehrwürdigste derselben war der Kit-Kat-Club, welcher, wie der „Spectator" sagt, seinen Ursprung einer Hammelpastete verdankt. Dies will so viel sagen, daß der Club sich zuerst versammelte in dem Hause eines Pastetenbäckers, Namens Christoph Katt, oder wie andere wollen Namens Christoph, während das Schild seines Hauses eine jener unbegreiflichen, aber echt englischen Combinationen zeigte, nämlich die Katze und die Fiedel (the cat and fiddle), sodaß Kit (Abkürzung von Christoph) und Kat auf die eine oder andere Weise erklärt wäre. Jedenfalls scheint die Hammelpastete (mutton-pie) das große Medium gewesen zu sein, um welches die Mitglieder dieses Clubs zur Zeit der guten Königin Anna sich brüderlich zusammenthaten. Der Kit-Kat bestand aus 40 Mitgliedern, Edelleuten, Männern von Stand, Rang und Einfluß, Schriftstellern von Distinction; alle vierzig nicht minder aufrichtige Liebhaber von Pasteten als ergebene Freunde des Hauses Hannover und eifrige Stützen der protestantischen Thronfolge in Parlament und Presse. Sechs Herzoge (darunter der große Marlborough, deutscher Reichsfürst von Mindelheim) und fünf Grafen, — die Celebritäten der Whigs aus König Wilhelm's Zeit: Sunderland, Halifax und Somers und der leitende Minister der kommenden Aera, Sir Robert Walpole, saßen, aßen und tranken hier einträchtiglich mit den beiden fashionabeln Lustspieldichtern Vanbrugh und Congreve, mit Addison und Steele, diesen

Dioskuren, deren Namen niemals fehlte in den geselligen Listen jener Zeit, nebst einer ganzen Reihe von andern witzigen Berühmtheiten, unter welchen Sir Samuel Garth, nachmals Leibarzt des Königs, nicht den geringsten Platz einnahm. Eines Abends kam er in den Club mit einem Verzeichniß von 15 Patienten, die er noch zu besuchen hatte. „Hol sie der Henker!“ rief er, als Steele ihn boshafterweise darin erinnerte; „neun von ihnen sind so krank, daß kein Arzt ihnen helfen, und sechs so gesund, daß kein Arzt ihnen schaden kann.“ Auch Sir Gottfried Kneller, der Hofmaler zweier Majestäten und Verewiger zahlloser Schönheiten, die ohne ihn wahrscheinlich vergessen wären*), ein geborener Lübecker, war von der Partie; und er porträtirte den ganzen Club in einer Reihe von Bildern, den sogenannten Kit-Kat-Porträts, die noch heute in einer Hand beisammen auf den beiden Ausstellungen von Manchester (1857) und Kensington (1862) zu sehen waren: in der That keine kleine Sehenswürdigkeit, die ersten Berühmtheiten einer historisch ausgezeichneten Zeit, und gemalt von dem ersten Maler derselben, welcher übrigens so wenig galant und dabei so geizig war, daß er von den großen Damen, die in sein Atelier kamen, nur das Gesicht skizzirte, um hernach die Figur und Hände seines Dienstmädchens hinzuzufügen. Vielleicht zu ihrem Vortheil, denn man weiß, wie sehr Kneller's Damenporträts sich namentlich durch die wundervollen Arme und Hände auszeichnen. Andererseits, wenn man ihn wegen seiner hastigen und

---

*) .... for two ages having snatch'd from fate
Whate'er was beauteous or whate'er was great.

(Epitaph auf Sir Godfrey Kneller in Westminster-Abtei, von Pope.)

nachlässigen Arbeit tadelte, rief er aus: „Pah, man wird nicht glauben, daß das Bild von mir sei! Kein Mensch wird glauben, daß derselbe Mann dieses Bild und den Chinesen zu Windsor gemalt habe!“ Zu den Curiositäten des Clubs gehörten auch die sogenannten toasting glasses, eine Anzahl von Gläsern, jedes einzelne davon mit einem Vers oder Toast auf eine der herrschenden Schönheiten der Zeit beschrieben. Unter diesen waren allein vier Töchter des in jeglicher Hinsicht gesegneten Herzogs von Marlborough; ferner eine Nichte von Sir Isaak Newton. Die Sitte des Toasttrinkens war damals noch neu; und jedes Glas hieß nach der Dame, der man den ersten Toast daraus getrunken, die Herzogin oder Gräfin rc. So-und-So. Das Glas „Lady Mary Churchill“ (nach der jüngsten von Marlborough's schönen Töchtern genannt) hatte folgende Inschrift:

Des lieblichen Geschlechtes schönstes, spätes Licht
Du, mit der Mutter Geist und holdem Angesicht:
Zu William's Zeiten wardst du uns geschenkt
Mit unsrer Freiheit, die — dein Auge nur beschränkt!

Der Verfasser dieser eleganten Poesien auf Glas war Lord Halifax; und der Secretär des Clubs der große Verlagsbuchhändler jener Zeit, Jakob Tonson, der unsterbliche Bocai (Anagramm von Jakob) in den Satiren des Ned Ward, welcher wol mehr als einen Grund hatte, dem vornehmen Verleger zu zürnen. Dieser Mann, Bocai, war im besten Falle nicht besser als Gott die Verleger nun einmal gemacht zu haben scheint; mußte doch selbst Dryden ihn einmal durch ein sehr boshaftes Epigramm mit dem Postscriptum: „Sage dem Hund, daß derjenige, der diese drei Zeilen geschrieben hat, mehr schreiben kann“, zwingen, ihm ein verabredetes Honorar zu zahlen. (Dryden, Poetical Works: Description of old Jacob Tonson.) Indessen

geht doch Ned Ward vielleicht ein wenig zu hart mit ihm ins Gericht, wenn er ihn den „Oberkaufmann der Musen" nennt und von ihm behauptet, er habe einen seiner unglücklichen Autoren gezwungen, die Poesie aufzugeben und dafür einen Pastetenladen anzulegen, in welchem er, Bocai, wöchentlich einmal als „Chairman" des neuen Puddingetablissements präsidire. Hierher habe er darauf alle seine Autoren entboten, und da er weislich bemerkt, daß Pasteten den Dichtern wären, was einst Ambrosia den Göttern gewesen, so habe er fortan die Früchte ihrer Begeisterung mit Pasteten bezahlt, sich des doppelten Vortheils dabei bedienend, daß ihm sein Protégé, der Pastetenbäcker, was auf dem Wege des Buchhandels davon nicht verkauft worden, als Einwickelpapier abnahm. Auf diese Weise machte Bocai ein besseres Geschäft mit seinem Buchhandel als seine Autoren mit ihrem Witz; und obgleich er unter Edelleuten immer nur wie ein Buchhändler aussah, so betrug er sich doch, vice versa, wie ein Edelmann, wenn er unter Buchhändler kam.

Bei weitem glimpflicher urtheilt unser Biedermann über den Beefsteakclub, dieses „neue Rumpfparlament", wie er es nennt, dessen Mitglieder in seinen Augen den doppelten Vorzug haben, weder Buchhändler noch Schriftsteller zu sein. „Gleich echten Briten", sagt er, „und um ihre Verachtung für Kit-Kat-Pasteten zu zeigen, gaben sie einem Rumpsteak den Vorzug, indem sie weislich erwogen, daß das Wort Beef von einem männlichern Charakter sei und in dem Titel eines englischen Clubs besser klänge als Pasteten oder Kit-Kat." Obwol dieser Club gleich dem vorigen gestiftet worden war, um eine Anzahl von Freunden an mehrern bestimmten Tagen zu den Freuden der Tafel zu versammeln, nicht zu politischen Zwecken: so nahm

er doch sehr natürlich in diesem Lande, wo die Parteiunterschiede auch der Gesellschaft ihren Ausdruck geben und wie ein neuerer Schriftsteller (D'Israeli) bemerkt, „das öffentliche Leben vielleicht die einzige Grundlage wahrer Freundschaft ist", eine politische und zwar toryistische Färbung an, und lange blieben die Geistlichkeit und Beefsteak die treuesten Stützen der Opposition, während die herrschende Partei sich hinwiederum in ihren höchsten Stellen aus dem Kit-Kat rekrutirte. Der Präsident dieser Beefeaters, welche nach Ned Ward den substantiellen Kern der Nation so wacker repräsentirten, trug einen Bratrost von Gold an einem grünseidenen Band um den Hals und war, in den Worten unserer Autorität, auf dieses Zeichen seiner Würde so stolz, wie (man merke auf die Jahreszahl: 1709!) „ein deutscher Hansnarr auf den Orden eines Fürsten".

Das Beefsteak und der Club sind zwei so nationale Institutionen, daß man sie, einzeln und zusammen, im englischen Leben niemals wird aussterben lassen. Es gab zu verschiedenen Zeiten und gibt noch heute verschiedene Beefsteakclubs; der Beefsteakclub aber, welcher unter dem Namen der „Erhabenen Beefsteakgesellschaft" (the sublime society of beefsteaks) der berühmteste von allen war, hat im April 1869 aufgehört zu existiren, nachdem er das glorreiche Alter von 134 Jahren erreicht hatte. Von einem Coulissenmaler Mr. Lambert, dem Gropius seiner Zeit (1735) und in dem Malerraum eines Theaters gegründet, versammelte sich diese erhabene Gesellschaft, treu ihrem ursprünglichen Boden, solange sie bestand, unveränderlich auf den „Bretern, die die Welt bedeuten" zuerst im Coventgarden-Theater, dann, als dieses Haus abbrannte, im Lyceum-Theater, wo sie bis zuletzt in den Monaten von November bis Juni sich an jedem Sonnabend Nachmittag

um 5 Uhr zu einem Beefsteakdiner einfand, hinter den Coulissen, in einem Zimmer, welches nach der Beschreibung von Mr. Cunningham „ein kleines Escurial war, die Thüren, das Getäfel und die Decke von gutem alten englischen Eichenholz, verziert mit den Stäben des Bratrostes, so dicht wie die Kapelle Heinrich's VII. mit den Fallgattern des Gründers". Die Heimlichkeiten, Gebräuche und Zeichen einer Loge umkleideten die nächtlichen Sitzungen der Steaks; und was dem Freimaurer die Kelle, das war ihnen der Bratrost. Die Damastgedecke, die Trinkgläser und das Silberzeug trugen eingewebt, eingeschliffen und eingegraben das Zeichen des Bratrostes. Durch das Eisengitter eines großen Bratrostes sah man den Koch bei seiner Arbeit, und der Originalbratrost (dieses Emblem, welches aus den beiden großen Theaterbränden gerettet wurde) hatte seinen Ehrenplatz an — der Decke. Das Urkundenbuch dieses Clubs umfaßte die ersten Namen der britischen Aristokratie; hier konnte man Grafen und Herzoge sehen, die den Koch bedienten, Cabinetsmitglieder und Magistratspersonen der guten City, und hier sah man in der Blüte seiner Jugend und seines beginnenden Ruhms Brougham, den Arm mit Flaschen bepackt, die er aus dem Keller heraufstrug. Die Zahl der Steaks war auf 24 beschränkt, nur einmal wurde sie überschritten, als nämlich der Prinz von Wales, nachmals König Georg IV., aufgenommen zu sein wünschte. Dieses denkwürdige Ereigniß fand statt im Jahre 1785, und das „Annual Register" hielt es für wichtig genug, um ihm folgenden Paragraphen zu widmen: „Sonnabend, 14. Mai, ward der Prinz von Wales als Mitglied des Beefsteakclubs aufgenommen. Da keine Vacanz war, so ward vorgeschlagen, ihn zum Ehrenmitglied zu machen; als der Prinz dies ablehnte, so kam man

überein, die Zahl von 24 auf 25 zu erhöhen und hierauf ward Se. königliche Hoheit einstimmig erwählt." Beefsteaks mit Zwiebeln und Portwein bildeten das Menu, und der erste Toast war: „Succes to the Ten Acres", worunter die zehn Morgen Landes gemeint waren, auf welchen Coventgarden, umgeben von dem Kirchspiel von St.-Martin's, stand. Am 7. April 1869 aber kam die ganze Herrlichkeit unter den Hammer, Möbel, Silberzeug, Porträts und sonstiges Eigenthum der „Sublime Society of Steaks" gingen eins nach dem andern hin, und das Hauptstück der Auction, — der alte Bratrost, das Palladium der Gesellschaft — ward für 5 Pfund Sterling und 15 Schillinge den großen Restaurateuren Spiers and Pond zugeschlagen.

Entsprechend den zahlreichen Absonderlichkeiten und Excentricitäten des englischen Nationalcharakters hat eine Menge von allerlei wunderlichen, einem continentalen Verstand zuweilen gar unbegreiflichen Gesellschaften das Clubleben von seinem Anfang an begleitet. Bände könnten geschrieben werden über die merkwürdigen Einfälle, die sich auf diese Weise verkörperten, bis sie verschwanden, um vielleicht nur noch merkwürdigern Platz zu machen. Schon Ned Ward, der früheste Chronist der Clubs, hat eine ganz hübsche Summe des „blühenden Unsinns" zusammengebracht, wie wir es nennen würden, oder des „höhern Blödsinns", um in der allermodernsten Sprache zu reden. Er spricht von dem Club der Hellerspalter (Split-farthing), der falschen Helden, der Quacksalber, der Vögelliebhaber, der Atheisten, der Bettler, der Diebe; er spricht von dem Club der Nasenlosen und er spricht außerdem von einem oder zwei andern Clubs, deren Namen und Beschreibung man nicht wohl in anständiger Gesellschaft wiederholen kann.

Es gab einen Club von nächtlichen Ruhestörern, der

sogenannte Mohocks, eine Réunion von jungen, meist den besten Ständen angehörigen Leuten, deren Clubfreuden damit begannen, daß sie sich betranken, und damit endeten, daß sie sich in die Straßen stürzten, Fenster zerschlugen, Nachtwächter prügelten, harmlose Wanderer anfielen und alte Frauen in Fässer packten, um sie Snow- oder Ludgate-Hill hinabzurollen. Die Plage wurde zuletzt so groß, und die Furcht, wenn es dunkel geworden, sich auf die Straße zu wagen, so allgemein, daß unter dem 18. März 1712 eine königliche Proclamation erlassen ward, welche jedoch dem Unwesen nur unvollkommen steuerte; denn erst zu Ende von König Georg's I. Regierung starb dieser noble Club aus. Ein anderer Club, der sogenannte Höllenfeuerclub, bestehend aus den Sprößlingen der ersten Adelsgeschlechter des Landes und berüchtigt durch seine Blasphemien und wilden Excesse, ist durch Beschluß des Oberhauses unterdrückt worden. Der Präsident dieses Clubs war der junge Herzog von Wharton, Sohn des Ministers unter Königin Anna, und der Geist desselben spiegelt sich in folgender Unterhaltung zwischen zwei ehemaligen Clubgenossen, Lord Sandwich und dem berühmten Wilkes. Als Lord Sandwich — so erzählt Horace Walpole — die Frage an ihn richtete, was er wol glaube, ob er durch den Strang oder an einer gewissen Krankheit sterben werde, erwiderte er: „Das hängt davon ab, ob ich mir die Maitresse oder die Grundsätze Ew. Herrlichkeit aneigne."

Ein wenig harmloser wird wol der Je ne sçai quoi-Club (im Star und Garter, Pall-Mall) gewesen sein, obwol der Name des Herzogs von Orleans, nachmals Philipp Egalité, der sich unter den Mitgliedern findet, darauf zu deuten scheint, daß Tugend und Sittsamkeit nicht die Devise desselben gewesen sei.

Ist aber Häßlichkeit eine nothwendige Eigenschaft für die Männer der Freiheit? Fast scheint es so. Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, ward bei seinem Besuch in England einstimmig erwählt zum Ehrenmitglied des Clubs der häßlichen Gesichter, nachdem bereits früher dem großen Revolutionär von England, Jack Wilkes, dieselbe Auszeichnung zutheil geworden. Dieser Club verdankte seinen Ursprung einem unübertrefflich häßlichen Mann, Namens Hatchet, mit einer Nase von solch ungeheuerm Umfang, daß eines Tages ein Metzgerbursch schrie, er habe ihm das Bret mit Fleisch von der Schulter gestoßen, als sein Kopf noch wenigstens einen Fuß davon entfernt war. Der natürliche Gegensatz des häßlichen Clubs war der schöne Club, welcher ausschließlich aus Männern bestand, die in Cambridge studirt hatten und welche sich, bevor sie in den Club gingen, Grübchen auf die Wangen malten, wenn sie nicht von Natur damit gesegnet waren. Dieser Club stellte die goldene Regel auf, welche hernach Brummel, der König der Dandies, adoptirte: daß das Halstuch den Mann mache; und einer von ihnen sprach die ganze Wahrheit, als er eines Tages äußerte, daß es ein Vorgeschmack des Himmels sei, wenn er sich des Abends entkleide; daß ein Mann jedoch leiden müsse, um unwiderstehlich zu sein. Freilich, man wandelt nicht ungestraft unter Palmen!

Der Club der Unglücklichen recipirte kein Mitglied, welches nicht mindestens schon einmal bankrott gemacht oder sonst irgendwie mit dem Gesetz in Collision gekommen war; und der Lügenclub verordnete in einem Paragraphen seiner Statuten, daß der Präsident eine blaue Kappe und rothe Feder tragen und diese Zeichen seiner Würde nebst „dem Stuhl" demjenigen abtreten müsse, welcher im Laufe des Abends eine größere und unverschämtere Lüge zu Stande

gebracht, als ihm möglich gewesen. Zwischen 9 und 11 Uhr durfte, bei strenger Strafe, kein wahres Wort gesprochen werden, außer wenn eingeleitet durch die Worte: „Mit Euerer Erlaubniß, Sir Harry" — da Sir Harry Gulliver, der Münchhausen von England, der Schutzpatron dieser auserlesenen Gesellschaft war. Es gab auch einen Club der Könige, bestehend aus den ungekrönten Häuptern, welche nicht die Würde, sondern nur den Familiennamen König hatten (King-Club); ferner einen Adamclub aus Mitgliedern bestehend, welche mit dem Gemahl Eva's den Vornamen theilten und sich demgemäß auch in Adam's Kaffeehaus, in Paul's Alley, versammelten. Von dem entgegengesetzten Gesichtspunkt des ersten Mannes ging der Club des letzten Mannes aus, welcher von Anfang an sogleich auf den Aussterbeetat gesetzt worden war, indem er aus einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern bestand, welche durch Zulassung neuer unter keiner Bedingung vermehrt werden durfte. Eine Flasche Portwein ward in dem Zimmer versiegelt, in welchem der Club sich versammelte, und wenn nur noch ein Mitglied von allen geblieben, so sollte der letzte Mann in diesem Zimmer sitzen und diese Flasche entsiegeln und auf das Gedächtniß der Todten trinken. Doch ward, so heißt es, dies Statut nicht buchstäblich erfüllt; als die Zahl bis auf zwei zusammengeschmolzen war, sollen sich diese in dem Zimmer getroffen, die Flasche geleert und den Club für geschlossen erklärt haben. (Athenaeum, Nr. 2001.)

Man könnte die Liste dieser excentrischen Clubs noch beträchtlich verlängern; aber es wird nun Zeit, daß wir uns demjenigen Manne nähern, welcher sich den Ehrennamen des most clubbable man gesichert hat und der in der That, wie er die Spuren seiner Eigenthümlichkeit sehr

tief in der englischen Literatur und dem englischen Leben überhaupt zurückgelassen, sie auch dem englischen Clubwesen aufgeprägt hat. Es kann kein Zweifel sein, daß wir Samuel Johnson meinen, den Doctor, wie er noch immer mit Vorliebe genannt wird.

Die Eigenthümlichkeit dieses Mannes bestand darin, daß er viel bedeutender war in seiner Persönlichkeit als in seinen Werken; und daß er weit nachhaltiger wirkte durch das, was er sprach, als durch das, was er schrieb. Starr in seinen politischen, beschränkt in seinen religiösen und durchaus veraltet in seinen ästhetischen Ansichten, ist er doch und wird er vermuthlich noch lange sein der populärste Charakter der englischen Literatur, von den Geschichtschreibern beider Parteien mit gleicher Zuneigung behandelt und den Herzen aller näher stehend als irgendein anderer englischer Classiker.

Jemand, der England nicht kennt, vermag sich schwerlich einen Begriff zu machen von dem Zauber, welchen der Name dieses Mannes noch immer auf jeden Engländer ausübt. Von der Schule, die der Knabe besucht, nimmt er unter seinen ersten Eindrücken diesen mit nach Cambridge oder Oxford, wo er wahrscheinlich nicht verfehlen wird, das Zimmer zu besuchen, in welchem Johnson als Student die Classiker gelesen, oder das Kaffeehaus, wo er fast 50 Jahre später, nachdem die Universität ihn zum Doctor honoris causa gemacht, seine Meinung über den Ossian des Macpherson aussprach. Das Bild Johnson's wird den Reisenden begleiten, der die fernen Hebriden aufsucht, und wiewol die Zerstörung alter und die Errichtung neuer Bauten so viel gethan hat, um die Ufer der Themse und das Innere der City zu verändern, so taucht doch immer noch aus den alten Höfen, welche zu beiden Seiten

von Fleet-Street liegen, die Figur des Doctors als ihr genius loci vor dem Geiste desjenigen auf, welcher diese Straße hinabgeht. Seine zur Corpulenz neigende Gestalt, sein unbeholfener Gang, sein aufgedunsenes Gesicht, sein dreieckiger Hut, sein brauner Frack und sein Rohrstock sind vor den Augen von Tausenden, welche vielleicht außer seinem „Wörterbuch der englischen Sprache“ und seinen „Lebensbeschreibungen der englischen Dichter“ kein Buch von ihm je gesehen haben; und viele, die sein Trauerspiel „Irene“ langweilig und seinen abyssinischen Roman „Rasselas“ ungenießbar finden, sind entzückt von den Gesprächen, die er bei Tische geführt, von den schönen und erhebenden Betrachtungen, die ein Morgenspaziergang durch den Park in ihm angeregt, von den Belehrungen, die er in einer Postkutsche seinen Reisegefährten gab, oder von den glücklichen Bemerkungen, die er am Abend in der behaglichen Ruhe eines ländlichen Wirthshauses machte. Die kleinsten Umstände seines nicht sehr bewegten, aber an Beispielen der Tugend, der Menschenliebe, der Charakterstärke sehr reichen Lebens sind bekannt, man wird nicht müde, sie zu citiren, sich an ihnen zu erfreuen, dank der köstlichen Biographie Johnson's von Boswell, diesem Buch, welches in jedem englischen Hause ist, wo die Bibel und Shakspeare sind.

Wenn Johnson schrieb, so war er stattlich, pedantisch, und strebte nach einer Grandeur, welche sehr oft zu einer pompösen, weitschweifigen und unenglischen Diction verführte; wenn er sprach, so war er einfach, kurz, gedrängt, natürlich und durchaus englisch: er traf den Nagel auf den Kopf. Er war kein Dichter, sondern ein Philosoph, ein Lehrer der Menschen; und wiewol die gedrückte Lage seiner Jugend und die Melancholie seiner spätern Jahre, verbunden mit einem sehr großen Stolz, ihn von dem-

jenigen fern hielt, was man gemeiniglich die Gesellschaft nennt, so war er doch ein Meister der Geselligkeit in ihrem höhern und höchsten Sinne. Niemals sind inhaltvollere, tiefere Worte gewechselt und umfassendere Meinungen ausgetauscht worden, als in den kleinen Kreisen, in welchen man Johnson verehrte. Ein ganzer Schatz von Lebensweisheit liegt in den Unterhaltungen, welche, reich ausgestattet mit Anekdoten und glücklich gewählten Citaten aus den Dichtern, die bescheidenen Symposien verschönten, denen Johnson präsidirte, sei es in dem Hause seines Buchhändlers Osborne, oder in der Villa seiner Freundin Thrale, oder in seinem eigenen Club.

Dieser, zuerst der Club par excellence, dann der Literarische Club genannt, besteht noch heute unter dem Namen von Johnson's Club. Er hat seit seiner mehr als hundertjährigen Existenz Quartier und Namen verschiedentlich gewechselt, aber seine Substanz sozusagen ist dieselbe geblieben. Als Johnson diesen Club im Jahre 1764 stiftete, da waren es nur seine nächsten Freunde, zusammen, ihn einbegriffen, nicht mehr als neun, welche sich an jedem Montag zu einem gemeinsamen Abendessen in einer Taverne versammelten. Hier sah man neben dem ehrwürdigen Dictator der englischen Sprache und Literatur einen jungen Mann, in jedem Betracht das Gegenstück zu dieser massiven Persönlichkeit, welche überall zu herrschen gewohnt war: einen schüchternen Dreißiger, des Wortes wenig mächtig, in den Gesellschaften von allen übersehen und von vielen übertroffen, die weit geringer waren als er, meistens stumm, und wenn er sprach, verworren, unklar, unbedeutend und des treffenden Ausdrucks ermangelnd, aber voll Leben und Lieblichkeit, wenn er schrieb, ein feiner Kenner, ein milder Beurtheiler des menschlichen Herzens und in seinen Schil-

derungen von dem ganzen Heimatszauber der englischen Landschaft gleichsam umstrahlt: Oliver Goldsmith, der Sänger des „Verlassenen Dorfes" und der Verfasser des „Landpredigers von Wakefield", unsterblichen Andenkens. Im fehlte die Gabe der Unterhaltung in einem solchen Maße, daß er oft Absurditäten sprach, wenn er überhaupt sprach. In aller Gutmüthigkeit ward er daher zur Zielscheibe des Witzes seiner Freunde gemacht, und besonders von Garrick. Um sich dafür zu rächen, schrieb Goldsmith sein berühmtes Gedicht „Die Wiedervergeltung" (The retaliation), in welchem er seinen Genossen Grabschriften widmet, und von Garrick, auf dessen kleine Figur anspielend, sagt, er sei eine „Abkürzung" von allem, was in einem Menschen angenehm sei:

— describe him, who can,
An abridgment of all that was pleasant in man."

„Sir", sagte Dr. Johnson, „kein Mann war ein solcher Narr, wenn er keine Feder in seiner Hand hatte." Aber er hat ihn doch sehr geliebt, und in der lateinischen Grabschrift, die er dem Denkmal des Dahingeschiedenen in Westminster-Abtei widmete, gesagt: daß er fast keine Gattung der Literatur unberührt, keine, die er berührt, ungeschmückt gelassen, („qui nullum fere scribendi genus non tetigit, nullum, quod tetigit, non ornavit"), und daß die Liebe der Genossen, die Treue der Freunde, die Verehrung der Leser („sodalium amor, amicorum fides, lectórum veneratio") durch dieses Monument sein Andenken geehrt habe. Ferner war da ein Herr mit einer Brille auf der Nase, einer Trompete am Ohr und einer Schnupftabacksdose in der Hand: Sir Joshua Reynolds, der Nachfolger Kneller's und erste Präsident der königlichen Akademie der Künste, welcher die Wände der herrschaftlichen Schlösser und baronialen Hallen von Eng-

land mit allem geschmückt hat, was während zweier Menschenalter vornehm, adelich und berühmt gewesen oder geworden, denn bekanntlich sind seine Kinderporträts das Ausgezeichnetste, was er geliefert. Einer von den Neunen war auch Burke, dessen feurige Beredsamkeit vielleicht nur vor der Superiorität Johnson's sich einen Zwang auferlegte. „Ich bin zufrieden, ihm die Glocke geläutet zu haben“, sagte er. Auch ein junger Mann noch in den Zwanzigen, von nobelm und imposantem Aeußern, war hier, kürzlich zurückgekehrt aus Italien und in seinem Innern immer mit einem Gedanken, einem Bilde beschäftigt: wie er zu Rom, unter den Trümmern des Capitols sitzend, Barfüßermönche die Vesper singen gehört im Tempel des Jupiter. Dreiundzwanzig Jahre vergingen, bis er in einer Juninacht zwischen 11 und 12, in einem Sommerhause am Genfersee die letzten Zeilen der letzten Seite des Werkes schrieb, dessen erste Idee jener Abend in Rom in ihm hervorgerufen. Der Name dieses Werkes, eines der größten in der historischen Literatur, ist „Geschichte des Sinkens und Falls des römischen Reichs“, und der Name des Verfassers, damals noch jung und unberühmt und in seiner werdenden Größe nur vorausgesehen von der kleinen Schar erlesener Geister, war Edward Gibbon. Vielen berühmten Männern war der Eintritt in den Club verwehrt; „zum Mitglied desselben gewählt zu werden, ist keine geringere Ehre, als der Vertreter von Westminster oder Surrey zu sein“, sagte einer von den Bischöfen jener Zeit, der so glücklich war, dieser Ehre theilhaftig zu werden. Dem Director des Drurylane-Theaters, David Garrick, ward es nicht so leicht gemacht. Obwol ein Schüler Johnson's, in der That einer von den dreien, welche der arme Pädagog in den Jahren seines Elends überhaupt zu unterrichten hatte, der

einzige, welcher, dieses Elend treulich mit seinem Meister theilend, ihn nach London begleitete und später seine „Irene" auf die Bühne brachte: so war doch Johnson jetzt gegen die Aufnahme des modernen Roscius, dessen Stirn die Lorbern von ganz England krönten und der nicht blos ein großer, sondern auch ein reicher Mann, auf persischen Teppichen wandelte und von silbernen Tellern speiste. „Sir", sagte Johnson, „ich liebe meinen kleinen David herzlich — mehr als alle oder viele von seinen Schmeichlern thun; aber sicherlich in einer Gesellschaft, wie der unserigen, sollte man sitzen «geelnbogt nicht von Spielern, Kupplern, Mimen»."

Zuletzt jedoch gab Johnson den Argumenten seiner übrigen Freunde und wahrscheinlich auch seines eigenen Herzens nach; Garrick ward Mitglied, und war bis an sein Ende nicht die geringste Zierde eines Clubs, der, nach und nach alle Celebritäten des Tages umschließend, eine Macht in den literarischen und künstlerischen Dingen geworden war, von dessen Verdict das Schicksal eines neuen Buchs oder eines neuen Stücks abhing. Erst mit Garrick's Tode, 1779, nahm der Club, der damals über 30 Mitglieder zählte, den Namen des Literarischen an, und fünf Jahre später speiste Johnson zum letzten mal in dem traulichen Freundesbund. „Er sah krank aus", bemerkt Boswell an dem Tage (es war der 22. Juni 1784), „aber er bewies eine solch männliche Stärke, daß er die Gesellschaft nicht mit melancholischen Klagen belästigte. Sie alle gaben ihm sichtbare Beweise freundlicher Theilnahme, worüber er sich sehr freute, und er bemühte sich, so unterhaltend zu sein, als sein Unwohlsein ihm erlaubte."

Am 13. Dec. desselben Jahres starb er. Weinend in der Thür stand Frances Burney, die Verfasserin von „Eve-

lina", deren junger Ruhm die Seele des alten Mannes mit einer fast väterlichen Freude erfüllt hatte, und seine Hand wurde kalt in der Hand eines Freundes aus dem Club, des milden, enthusiastischen Bennet Langton, welcher einst, in seinem achtzehnten Jahre, entzückt von den Schriften Johnson's, nach London gekommen, um ihn kennen zu lernen, und seitdem nicht aufgehört hatte, in bescheidener Weise denselben zu bewundern. Acht Tage später fand Johnson seine wohlverdiente Stätte in der Abtei, wo Englands große Todten ruhen, fast der letzte einer Generation von Schriftstellern, die vielleicht bedeutender sind für die Culturgeschichte als für die Literaturgeschichte ihrer Nation.

Unter den Mitgliedern des Literarischen Clubs sind die großen Männer Englands auf jedem Gebiete, der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, der Politik und Kirche. Bemerkenswerth ist es, daß ihm die großen Geschichtschreiber fast vollzählig angehörten, unter ihnen auch die beiden, welche dem Club in ihren Werken ein Blatt liebevollen Andenkens gewidmet: Lord Macaulay, welcher bei keinem seiner Diners während der Parlamentssaison fehlte, und Earl Stanhope (Lord Mahon), welcher unter den Gästen war, als die Gesellschaft 1864 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte und dem Stifter zu Ehren den Namen Johnson's Club annahm.

Außer diesem Club, welcher sich erhalten hat, gab es eine Menge von ähnlichen Vereinen, welche ihren Tag hatten und dann verschwanden. Man könnte sie kaum Clubs in dem neuern und vervollkommneten Sinne nennen, denn sie waren nur auf gelegentliche Zusammenkünfte berechnet; doch befriedigten sie das Bedürfniß geselliger Vereinigung nach dieser Seite. Denn die vorherrschenden Neigungen jener Zeit, wir meinen das letzte Drittel des vorigen Jahr-

hunderts, waren Trinken und Spielen. Zwischen diesen beiden Leidenschaften theilten, wo sie sich nicht etwa vereinigen ließen, die nobeln Spitzen der Gesellschaft ihre Muße treulich, und ihre regelmäßigen Versammlungslocale waren vorzugsweise der letztern gewidmet: die ersten wirklichen Clubs waren Spielclubs. Einige von diesen gingen aus den ehemaligen Kaffeehäusern hervor; nachdem das Augusteische Zeitalter vorüber war, wo jene „kleinen kreisförmigen Zuhörerschaften", von denen der „Spectator" gesprochen, sich um den Stuhl eines hervorragenden Politikers oder Aesthetikers gruppirten, nachdem der Geschmack an diesen „eleganten" Unterhaltungen überhaupt einem andern substantiellern Geschmacke gewichen war, wurden die Säle verändert, in welchen fortan die Würfelbecher klirrten und die Goldstücke roulirten, und statt wie sonst einem jeden offen zu stehen, der sein Entrée bezahlte, hatten nur noch Mitglieder Zutritt. So verwandelte sich der „Cacaobaum", ein Torykaffeehaus zur Zeit der Königin Anna und zur Zeit des Prätendenten, 1746, ein Kaffeehaus der Jakobiten, um 1780 in den Spielclub, wo man in spätern Jahren auch Lord Byron sehen konnte. Ebenso ward, nur noch früher, aus White's Chocoladehaus ein Spielclub, und erst viel später, in unserm Jahrhundert, ein regulärer Club, der aber noch, zur Erinnerung an seine ehemalige Bestimmung, sein von Horace Walpole gezeichnetes Wappen, einen Würfelbecher mit der Devise „Cogit Amor Nummi", führt und in welchem noch heute ein Buch zur Eintragung von Wetten aufliegt.

Das Wetten und Hazardiren erreichte seinen Gipfel in jenen unnatürlich aufgeregten Zeitläufen, welche sich in der ostindischen Speculation und durch die Reichthümer der heimkehrenden Nabobs zu Fieberhitze steigerten, um endlich in

dem Ereigniß der Französischen Revolution den allgemeinen Ausbruch zu erleben und im nachfolgenden Kriege die Stahl- und Eisencur zu finden, deren die Welt so sehr bedurfte. Man wettete bei White's um 100 Guineen, ob ein gewisses Mitglied des Clubs, welches ein Witwer war, sich früher eine zweite Frau nehmen würde als ein anderes Mitglied, welches gleichfalls ein Witwer; schwere Summen waren in der Schwebe, ob ein bestimmter Minister zu einer bestimmten Zeit noch im Amte sein und eine junge Dame von Rang, welche sich eben vermählt, eher ein Kind bekommen werde als die Gräfin N. N., welche bereits seit vier oder fünf Monaten verheirathet war. Ein Mann stürzte vor der Thür von White's nieder und ward in das Haus getragen. Sogleich wurden hohe Wetten eingegangen, ob er todt sei oder nicht, und als man vorschlug, ihm zur Ader zu lassen, protestirten diejenigen, welche darauf pointirt hatten, daß er todt sei, gegen ein solches Verfahren, weil es ihre Chancen vermindern würde. „Einer von den jungen Leuten bei White's", schreibt Walpole, „hat einen Mord begangen und beabsichtigt ihn zu wiederholen. Er wettete 1500 Pfd. St., daß ein Mann zwölf Stunden unter Wasser leben könnte; miethete einen verzweifelten Burschen, versenkte ihn versuchsweise in einem Schiff, und weder Mann noch Schiff sind wieder zum Vorschein gekommen. Ein anderer Mann und ein anderes Schiff sollen den Versuch noch einmal machen." Lord Mountford wettete, daß der dreiundachtzigjährige Nash den vierundachtzigjährigen Cibber überleben werde. Der Lord würde die Wette gewonnen haben, denn Cibber starb (1757) vier Jahre früher als Nash (1761). Allein beide sollten das Ende des Lords überleben. Er hatte stupende Summen bei White's verloren und setzte seine letzte Hoffnung auf einen Regierungs-

posten. Als diese Hoffnung fehlschlug, lud er seine Freunde zu einem Diner bei White's. Es war an einem Sylvesterabend, und sie spielten hernach noch tief bis in den Neujahrsmorgen. Man trank sich „ein glückliches Neujahr" zu und der Lord ging nach Hause. Hierher ließ er einen Advocaten und drei Zeugen kommen, machte sein Testament, fragte den Juristen, ob das Testament auch gelten würde, wenn der Testator sich erschieße? und sagte, nachdem diese Frage bejaht: „Bitte, warten Sie einen Augenblick, bis ich in das andere Zimmer gehe", ging in das andere Zimmer und erschoß sich. In dem Cacaobaum wurden in einer einzigen Nacht 180000 Pfd. St. gewonnen und verloren; zwei Brüder, die Söhne von Lord Foley, hatten hier so viel verspielt, daß sie ihre Schuld mit jährlich 18000 Pfd. St. verzinsen mußten; der nachmals so berühmte Admiral Harvey, einer der Helden von Trafalgar, verlor in seiner Jugend als Seecadet auf einen Satz sein ganzes Vermögen im Werthe von 100000 Pfd. St. an einen irländischen Spieler von Profession, Namens O'Byrne, und gewann es wieder, als er auf einen zweiten Point sein eben von seinem Bruder ererbtes Gut setzte. Das Uebel wuchs, indem es sich, wie immer in den Fällen moralischer Verderbniß, rasch von oben nach unten verbreitete. Die E-O-Tische („Even" und „Odds", Paar und Unpaar, eine Art von Roulette) standen bald in jeder Kneipe; bei einer Parlamentsverhandlung (1782) ward von einem Mitglied gesagt, daß sich in zwei Kirchspielen von Westminster allein 296 davon befänden, und ein anderer fügte hinzu, daß in ganz London nicht weniger als 500 seien. Dienstboten und Lehrlinge wurden verlockt, indem man ihnen Nummerkarten in die Küchen und Keller

warf, und selbst an Sonntagen standen Spielhöllen der niedrigsten Art in ganz London auf.

Einige von den fashionabeln Spielclubs haben sich bis in den Anfang unsers Jahrhunderts erhalten, unter ihnen der allgemein bekannte Almack's, in welchem Pitt und Wilberforce hazardirten; denn weder Hochtoryismus noch Humanität schützten vor der allgemeinen Leidenschaft, noch machte die Opposition irgendeinen Unterschied darin. Zu den häufigsten Gästen von Almack's zählte Pitt's genialer Gegner, Fox. In der Debatte über die „Neununddreißig Artikel" am 6. Februar 1772 hatte er eine ziemlich matte Rede gehalten, und Walpole sagte, daß dieß unter den Umständen nicht zu verwundern gewesen. „Er hatte beim Hazardspiel in Almack's, von Dienstag Abend, den 4., bis 5 Uhr nachmittags am 5. gesessen. Eine Stunde früher hatte er 12000 Pfund Sterling wiedergewonnen, die er verloren hatte, und beim Mittagessen um fünf hörte er mit einem Verlust von 11000 Pfd. Sterling auf. Am Dienstag sprach er in der obenbezeichneten Debatte, ging um ½ 12 Uhr nachts zum Diner, von dort zu White's, wo er bis 7 Uhr am folgenden Morgen trank, von da zu Almack's, wo er 6000 Pfd. Sterling gewann, und zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags begab er sich nach Newmarket (berühmter Platz für Wettrennen). Sein Bruder Stephan verlor zwei Abende später 11000 Pfd. Sterling und Charles weitere 10000 am 13., sodaß in drei Nächten die drei Brüder, von denen der älteste noch nicht 25 Jahre alt war, 32000 Pfd. Sterling verloren hatten." — Lord Robert Spencer und General Fitzpatrick hielten bei Brookes's eine Farobank, welche dem erstern in kurzer Zeit 100000 Pfd. Sterling eintrug, worauf er sich „vom Geschäft" zurückzog. Dasselbe that der große Bankier

George Harley Drummond, als er in einer Nacht an den Beau Brummel sein Vermögen verspielt hatte. Einer von den berühmtesten Spielclubs, Watier's, ward erst 1819 geschlossen, als die Zierde dieses und aller andern Clubs, Beau Brummel, längst schon in das Exil und die Kümmerniß des Consulats von Caen gewandert war und längst schon zu Calais den vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Gunst seines königlichen Freundes, „des feinsten Gentleman", durch ein Packet Schnupftaback, die famose Mischung Prinz-Regent, wiederzugewinnen. Obwol hier gelegentlich Summen im Betrag von 30000 und 40000 Pfd. Sterling in „Quitte ou double" verloren wurden, so war Watier's doch der große Club für Whist. „Mit keinem Packet ward zweimal gespielt, und wenn ein Spiel vorüber, wurden die Karten auf den Boden geworfen, sodaß, wenn das Spiel am Morgen aufhörte, die Spieler, um des Beau's eigene Worte zu gebrauchen, knietief in den Karten saßen." („Personal reminiscences of Beau Brummel" in „Chambers's Journal", 21. April 1866.)

Daß Männer von einer contemplativern Beschaffenheit des Geistes und einer Neigung für die ruhigern Genüsse des Lebens eine Lücke in dem gesellschaftlichen Verkehr empfinden mußten, ist sehr erklärlich. Der ältere D'Israeli sagt vom Jahre 1790 (Curiosities of literature), daß der Besuch der Kaffeehäuser, solange er zurückdenken könne, immer mehr abgenommen habe, daß es damals eigentliche Clubs so gut wie nicht gegeben habe, literarische überhaupt nicht und politische sehr beschränkt und exclusiv. Die Freunde der Literatur hätten sich daher, fügt der jüngere D'Israeli in der Biographie seines Vaters hinzu, in den Buchhändlerläden getroffen, die Whigs bei Debrett, die Tories bei Hatchard.

Einer von den wenigen Clubs, die, sich aus den alten Kaffeehäusern entpuppend, nicht ausschließlich dem Würfelbecher und Kartentisch huldigten, war Tom's, ein ehemaliger Nachbar von Will's und Button's in Russell-Street. Hier trafen sich allerdings zu Ende des Jahrhunderts einige von den vornehmsten Leuten aus allen Zweigen des öffentlichen Lebens mit einigen von den geistreichsten Leuten; doch ward auch dieser Club schon 1814 geschlossen und das Haus, in welchem zuerst das Kaffeehaus und dann der Club fast ein Jahrhundert geblüht, ward kürzlich abgerissen. Denn inzwischen war ein anderer Geist erwacht, eine neue Mode war aufgekommen, das Westend war in seiner ganzen Glorie erstanden und man hatte angefangen, jene Paläste zu errichten, in welchen das moderne Clubwesen die Annehmlichkeiten und Vortheile einer feinen und einflußreichen Geselligkeit mit jenem soliden Luxus und jenem höchsten Comfort vereinigte, welche der reichsten Stadt im reichsten Lande der Welt entsprechen und heutzutage den wahren und wohlberechtigten Stolz des londoner Lebens bilden.

Der Club ist eine so tiefgreifende und nationale Institution von echt britischem Geist und Gepräge geworden, daß man ihn als einen Factor nicht blos der Gesellschaft im allgemeinen, sondern ebenso sehr aller jener Interessen betrachten darf, welche die Menschen binden und trennen, und daß man von ihm wol sagen kann, er habe mehr als irgendeine andere Einrichtung socialer Natur auf das ganze Culturleben des heutigen Englands zurückgewirkt. Die zahlreichen Clubs von London und England bilden ebenso viele Centren, durch welche die Politik, die Wissenschaft und Literatur, diese die Bildung eines Volks bestimmenden Mächte, in stetem Zusammenhang untereinander und mit den verschiedenen Gesellschaftskreisen erhalten bleiben und welche, indem sie die

Gruppirung nach Standes- und Berufsinteressen begünstigen, doch zugleich auch vor Isolirung schützen. Es ist das Princip der mittelalterlichen Corporationen im Geist der Gegenwart ausgebildet und angewandt; das echt germanische Genossenschaftswesen in seiner modernsten Erscheinungsform. Es sind Umstände hinzugetreten, welche der Entwickelung des Clubwesens in London ganz besonders günstig sein mußten. Wie der englische Sonntag in Verbindung mit der regelmäßigen Einförmigkeit und Stille des englischen Abends dazu beigetragen hat, daß in England mehr gelesen wird als bei uns, so hat auch eine gewisse eigenthümliche Einseitigkeit des englischen Lebens auf den Club als auf eine Ergänzung desselben hingedrängt. Der londoner Geschäftsmann ist im wesentlichen auf die City bei Tag, auf das Haus am Abend beschränkt. Jene mannichfachen Schattirungen, welche dem deutschen, dem continentalen Leben überhaupt einen großen Reiz verleihen, fehlen dem englischen, speciell dem londoner. Von jenen zahlreichen Vergnügungen „außer dem Hause", wie man sie in unsern großen Städten kennt, hat man dort nur einen unvollkommenen Begriff. Der Besuch der Theater als solcher hat in London längst aufgehört fashionabel zu sein; die Saison für Oper und Concerte ist kurz. Nicht wie bei uns bieten die Foyers ihren Habitués den Ort allabendlicher Begegnung. Wir haben daher bisher das Bedürfniß des Clubs nicht gehabt, aber wir fangen gegenwärtig doch an, wie z. B. in Berlin, zu fühlen, daß einige von den nothwendigen Voraussetzungen seiner Existenz inzwischen eingetreten sind: ein starkes Nationalgefühl, gemeinsame nationale Interessen, eine große reiche Hauptstadt und ein ernster parlamentarischer Verkehr. Auch auf andern, den literarischen und künstlerischen Gebieten, führt inmitten der mächtiger gewordenen Strömung

die Gemeinsamkeit der Interessen zu einem Zusammenschließen, das mehr oder weniger der clubartigen Form sich nähert. Allein trotzdem wir den Namen haben und den Inhalt den Verhältnissen assimiliren werden, darf man doch billig zweifeln, ob der deutsche, der berliner Club je die allgemeine Bedeutung des englischen, des londoner Clubs gewinnen wird, weil die Sphäre des unserigen nur eine engere sein kann.

In England, wo es bisher außer dem Geschäft und der Familie, dem Haus und der Oeffentlichkeit kaum ein Drittes gab, ist der Club als ein vermittelndes Element hinzugetreten. Er steht zwischen beiden und hat etwas von beiden; er verbindet die Leichtigkeit des geselligen Austausches, wie sie in den altlondoner Kaffeehäusern herrschte, mit den solidern Genüssen der guten Tavernenzeit. Er ersetzt das continentale Wirthshaus, die Restauration, den Boulevard, den Foyer und die Conditorei; dies alles ist er dem Londoner und noch etwas mehr. Die Association der Standes- und Berufsinteressen war das erste und die Association der materiellen Interessen folgte nach. Mitglied eines Clubs zu sein, heißt das Recht haben, eins der schönsten Gebäude in einer der vornehmsten Gegenden der Stadt als sein Haus und Diener in Plüschhosen als seine Diener zu betrachten; in einem Saale mit vergoldetem Plafond und schweren Teppichen die Zeitung und in einer Bibliothek mit eichengeschnitzten Schränken das „Magazine" oder die „Review" zu lesen; in einem Salon, durch dessen halbherabgeschobene Fenster der Sommerwind aus dem Park heraufweht, von Silber und Wedgewood zu speisen und in einem behaglichen Rauchzimmer, in dessen antikem Kamin zur Winterszeit ein gutes Feuer brennt, nach dem Diner den Cavendish oder die Havana zu rauchen, Punsch

zu trinken und zu schlummern, wenn man will. Es heißt, außer dem Hause und in dem Kreise einer selbsterwählten Gesellschaft über alle jene Bequemlichkeiten und Genüsse zu verfügen, wie sie nur das Haus der Reichen und Feingebildeten zu gewähren vermöchte, und dies alles zu einem Preise, der fast mehr durch seine Billigkeit Staunen erregen könnte, als das, was dafür geboten wird, durch seine Vollendung bis ins Kleinste. Es war, wenn ich mich recht besinne, der Herzog von Wellington, welchem eines Tags in seinem Club für ein Mittagessen 15 Pence ($12\frac{1}{2}$ Sgr.) berechnet wurden, statt eines Shilling (10 Sgr.). Der Herzog weigerte sich, den willkürlichen Mehrbetrag zu zahlen, und beruhigte sich nicht eher, als bis derselbe gestrichen war. „Es ist nicht wegen der drei Pence", sagte er, „sondern wegen der Clubdisciplin." Diese wird mit äußerster Strenge gewahrt. Nichts geregelter, nichts besser verwaltet als das innere Leben des Clubs. Man hört kein lautes Wort, alles geht in musterhafter Ordnung. Jeder Diener hat seinen Posten, jedes Ding seinen Platz, und ein gegeräuschloser, ruhiger, „gentlemanliker" Ton, obwol frei von Zwang, herrscht überall. Die Rückwirkung ist augenfällig. Das Clubleben hat die Sitten der englischen Gesellschaft geradezu umgestaltet, verglichen mit dem Zustande, welcher noch vor 40 und 50 Jahren herrschte. Damals und in der That fast so lange, als „der feinste Gentleman" den Ton angab, war die Zeit wüster Gelage; „betrunken zu sein wie ein Lord" (as drunk as a lord) war ein Sprichwort, welches, weit entfernt, einen Schatten auf den Charakter eines der „oberen Zehntausend" zu werfen, ihn vielmehr als einen besonders männlichen und tüchtigen Vertreter derselben erscheinen ließ. Wenn man sich versammelte, so war es, um sich zu betrinken, und wenn man

aufbrach, konnte man manch einen großen Lord und manch ein ehrenwerthes Mitglied des Parlaments, von einem guten Genossen mitleidig am Arme geführt, unsicher über die Straße schwanken sehen, um von Schlimmerm nicht zu reden. Heute würde ein betrunkener Mann in einem Club nur Verachtung erregen. Man hat inzwischen wieder jene feinern Genüsse schätzen gelernt, welche dem englischen Leben, den englischen Sitten und der englischen Literatur etwas wahrhaft Urbanes gegeben haben, ohne ihr einen glücklichen, überaus ansprechenden Zug von Realismus zu nehmen.

Aber die Veränderung, welche die Clubs in der Verfassung der britischen Gesellschaft hervorbrachten, ist kaum größer als diejenige, welche sie in der Architektur der Straßen von London hervorgebracht haben. Früher und genau bis zu dem Augenblick, wo die Clubs mit einem neuen Beispiel vorangingen, war das specifisch englische, in seinem Aeußern, wie behaglich sein Inneres auch beschaffen sein mochte, monotone, düstere, nüchterne Haus, eins wie das andere, das einzige in London. Die Clubs waren fast die ersten, continentale Muster nachzuahmen, und die Gegend von Pall-Mall, St.-James's und Westminster mit Bauwerken zu schmücken, deren classische Vorbilder in Venedig und Florenz standen. Welch eine Reihe prächtiger Fronten! Welch stattliche Façaden, aufgeführt aus dem schönen rothen oder grauen Marmor, in dem edelsten Geist der Baukunst! Glänzende Säulen tragen die herrlich gemeißelten Friese; mitten in Londons Nebel ein Sonnenstrahl von Korinth oder Athen und über dem tausenderäderigen Verkehr der modernen Metropolis eine Vision des Parthenon!

Obwol in seiner Totalwirkung immer noch unübertroffen,

hat doch der weite, mächtige und imposante Bogen, welchen Regent-Street beschreibt, längst aufgehört, das architektonische Wunder von London zu sein. Ueberall machen die engen und finstern Straßen Raum, und neue herrliche Gebäude in Tudor- und Renaissancestil springen aus dem Boden, Parlaments- und Regierungsbauten im Stile der Westminsterabtei, gothische Kirchen, prachtvolle Schulen, Asyle, Wohlthätigkeitsanstalten, Banken und Hotels; aus einer Ziegel- und Mörtelstadt verwandelt sich London langsam, aber von Jahr zu Jahr mehr, in Stein und Marmor.

Die edle und stilvolle Behandlung der Clubgebäude, welche zu dieser großartigen Wandlung den Anstoß gaben, wetteifert mit der luxuriösen und behaglichen Einrichtung des Innern in allen seinen Theilen. Kein Wunder, daß bei den Verführungen, welche das Clubleben bietet, kaum ein Londoner von einigen Ansprüchen ist, der nicht Mitglied eines Clubs wäre. Nicht ganz mit Unrecht haben moderne Satiriker im londoner Clubleben ein neues Hinderniß für die Ehe gesehen und gesagt, daß der Club eine Institution „zur Ermunterung des Junggesellenthums", ein Aufenthalt irdischer Wonne sei, an den nur die Frauen nicht glauben wollten. Zum Glück jedoch ist häuslicher Comfort nicht der einzige Zweck, weswegen man heirathet; denn allerdings einen Comfort, wie der Club ihn bietet, könnte selbst dem reichsten Mann sein eigenes Haus nicht bieten. Dort hat er auch Diener in Plüschhosen, aber er hat zugleich die Mühe, sie zu regieren, und die Kosten, sie zu bezahlen; hier ist er Herr, ohne jede Last und Verantwortlichkeit. Er kann kommen, wann er will, und gehen, wann er will. Sein Ausbleiben ruft keine Unordnung hervor. Die kleinen Leiden des häuslichen Lebens erwarten ihn hier nicht. Man begegnet ihm immer mit der gleichen

Höflichkeit. Wenn er nach mühevollem Tagewerk aus seiner dunkeln Office in der City oder seinem dumpfigen Amtsraum im Tempel in den Club geht, so ist er auf einmal in einer Welt, wo alles Ruhe und Behagen athmet, kühl und schattig im Sommer, brillant erleuchtet und wohldurchwärmt im Winter. Hier ist er immer sicher, einige von seinen Freunden, Erholung und ein vorzügliches Diner zu finden. Kleine Tische mit schneeweißem Linnen, funkelnden Krystallen und polirtem Silber und Stahl bedeckt, stehen überall fertig für die Gäste. Auf einem Mahagonipult in der Mitte liegt die Carte du jour, und kleine Formulare daneben, welche man nach Belieben ausfüllt; Randbemerkungen geben an, wie viele Minuten die Zubereitung eines Gerichts erfordert. Man weiß nun genau, über wie viel Zeit man noch zu verfügen hat, und kann den Zwischenraum benutzen, um in das Toilettezimmer zu gehen, wo alles bereit ist, was eines Menschen Herz erfreuen kann: duftende Windsorseife, Wasser so viel man will, frisches Leinen und türkische Handtücher in Fülle, und jene tiefen, prächtigen Schalen, in denen Gesicht und Hände zu baden eine Lust für sich ist. „Ein anderer und ein besserer Mensch", geht man nun hinab in das Lesezimmer, blickt über eins von den Abendblättern, welche auf hohen Gerüsten überall ausgehängt sind, sucht sich einen Freund, um das Diner zu theilen, verabredet mit einem andern eine Cigarre oder einen Rubber für den Abend, und begibt sich in den Speisesaal, nachdem der kleine Page in blauer Jacke mit Silberknöpfen gemeldet hat, daß „die Suppe auf dem Tisch, Sir"! Für 3 Shillinge 6 Pence (1 Thlr. 5 Sgr.) hat man ein Diner, so gediegen und luxuriös wie in dem Haushalt eines Herzogs: Suppe, Fisch, Braten, Brot, Käse und Bier ad libitum, oder

eine Flasche Rothwein, Burgunder und Bordeaux. Eine solche Bewirthung und Bedienung, mit einem Frack und weißer Cravatte hinter jedem Stuhl, läßt sich nur aus der vortrefflichen Oekonomie des Clubs erklären. Zwar beträgt das Eintrittsgeld nur zwischen 20 und 30 Pfund Sterling, und der jährliche Beitrag von 5 zu 10 Pfund Sterling; aber bei einer Mitgliederzahl bis zu 1200 kann ein Club mit einem Einkommen von 5—15000 Pfund Sterling des Jahres schon einen guten Koch, einen guten Keller und einen Stab guter Bedienten halten. An der Spitze des Clubs steht ein statutenmäßig erwähltes Verwaltungscomité, welchem besoldet und stufenmäßig untergeordnet sind: ein Secretär, ein Bibliothekar, ein Hofmeister, ein Haushälter, ein Portier, ein Kellermeister, ein Unterkellermeister, ein Zimmeraufseher, ein Küchenschreiber, ein Oberkoch als chef de cuisine, verschiedene Unterköche, Küchenmädchen, Hausmädchen, Aufwärter, Pagen und Bedienten. Dies in der That ist der Haushalt eines Fürsten, und wer weiß, ob mancher Fürst in Deutschland halb so gut bedient ist wie das erste beste Mitglied eines Clubs in London. Hier zeigen sich die unberechenbaren Vortheile der Cooperation oder des Genossenschaftswesens nach zwei Seiten: erstens hat für die Ausgabe von wenigen Pfunden jährlich jedes Clubmitglied Bequemlichkeiten, welche kaum die größten Reichthümer in solcher Vollendung ihm zu verschaffen im Stande wären, und zweitens reichen 40 oder 50 Personen hin, um die Bedürfnisse von 1000—1200 Mitgliedern zu befriedigen, von denen ein jeder fünf bis sechs Personen gebrauchen würde, wenn er alles das in seinem Hause haben wollte, was er im Club hat.

Zu einem der großen Clubs von London zu gehören,

gilt für ein Zeichen der Respectabilität und thut in manchen Fällen sogar den Dienst einer Empfehlung; daher kein Mitglied versäumt, auf seiner Visitenkarte neben seiner Wohnung auch seinen Club zu bemerken und zuweilen (namentlich thun dies unverheirathete Herren, die vielleicht nicht besonders elegant wohnen) nur diesen als Adresse zu geben. Der Club ist seinem Mitglied alles in allem, er kann dort seine Besuche und seine Briefe empfangen; er hat zu seiner Verfügung ein Drawing-room oder Empfangszimmer, ein Schreibzimmer, Schreibtisch, Briefpapier und Enveloppes mit dem Clubstempel, ein Spielzimmer, ein Billardzimmer, ein Badezimmer und in einigen politischen, namentlich den Toryclubs, auch ein Schlafzimmer, zur Bequemlichkeit für die „country gentlemen", welche von ihren Landsitzen in den Zeiten der Wahlbewegung häufig nach London entboten werden.

Von den beiden Toryclubs steht der eine, der Conservative, in St.-James's Street, auf altem Toryboden, wo der Schatten Swift's noch den Ort der alten Thatched-House-Taverne bezeichnet, in welcher er einst, nach seinem politischen Uebertritt, mit den Torymagnaten dinirte, conferirte und conspirirte; ein imposanter Bau, am obern Stock mit korinthischen Säulen und Pilastern, in deren Friesschmuck die Krone und das Eichenblatt erscheinen, mit römisch-dorischen Säulen am untern Stock, aus welchem das massive Portal hervortritt und ein mächtiges Bogenfenster im Morgenzimmer die architektonischen Schönheiten von Pall-Mall, St.-James's Street und der alten Palastpforte wie in ein Bild zusammenfaßt. Hier, in einen modernen Rahmen gesetzt, ist ein Stück Geschichte für jeden Engländer; auf diesem Fleck Erde, welchen sein Blick überschaut, haben sich Englands Geschicke zum Guten wie zum

Bösen seit 200 Jahren abgespielt, die Aera der Stuarts und die Aera der George haben ihre Fußspuren hier zurückgelassen, hier standen oder stehen noch die Häuser, in welchen ihre glänzenden Männer, Redner und Schriftsteller, ihre berühmten Frauen gelebt, und hier sind die Straßen, in denen sie gewandelt. Ein vornehmes Schweigen, ein träumerisches Nachsinnen ruht auf dem Clublande von London, und ringsum duften die Blumen und Rasenflächen, schimmern die Seen des Parks, rauschen und flüstern die Bäume der Squares, und den Horizont begrenzt, aus Grün auftauchend, das ehrwürdige Gemäuer der Abtei von Westminster und der neue Thurm des Parlaments, dessen goldstrahlende Spitze hoch emporragt über alle Thürme von London.

Als das eigentliche Hauptquartier und Centrum der conservativen Partei von England ist der Carlton Club anerkannt. In der politischen Welt sind Carlton und Tory zwei Schlagworte von ungefähr derselben Bedeutung. Unter allen Clubhäusern, welche die Reihe von Pall-Mall zieren, ist dieses ohne Zweifel das prachtvollste, von einer entzückenden, fast üppigen Fülle der Formen, mit seinen Marmorbalustraden, polirten Säulen aus rothem Granit und kostbar ausgeführten Decorationen ein Werk, welches in hohem Grade malerisch wirkt, eine Copie von Sansovino's Bibliothek von San-Marco, und aus der Nachbarschaft von Venedigs Piazzetta und bläulichem Lagunenmeer unter Londons feuchten Himmel gesetzt, ein Bild der Opulenz, die alles kann. Es ist der schwere Grundbesitz von England, der beispiellose Reichthum seiner fürstlichen Domänen und der mit dem Boden gleichsam verwachsene Einfluß seiner weitverzweigten Familien, welche den Vorübergehenden aus den tiefen Fenstern, den dorischen

und ionischen Säulen dieses Palastes anblicken. Das Innere desselben bleibt nicht hinter dem Aeußern zurück. Die Zimmer, unter denen das Frühstückszimmer (Coffee-room) 92 Fuß lang, 37 Fuß breit und 21 Fuß 6 Zoll hoch ist, zeugen von der ausgesuchtesten Pracht. Hier versammeln sich Mitglieder beider Häuser, Männer fast ohne Ausnahme von der höchsten gesellschaftlichen Stellung, die kleinen Könige, welche den Grund und Boden von England zwischen sich getheilt und den andern nichts gelassen haben als die beweglichen Güter, den Dampf, das Papier, die Schiffe und das Meer; die geborenen Vertreter der conservativen Interessen, von jenem altmodischen Landjunker, dessen Vorfahren noch vor hundert Jahren ihren Rothwein für den König „über dem Wasser" tranken und die jetzt regierende Dynastie „ein Pack von hannoverischen Ratten" nannten, bis zu jener modernsten Schattirung der Partei, deren Politik eine Färbung feudaler Romantik hat, dem „jungen England" D'Israeli's. Der „Conservative" ist jünger (1840) als der „Carlton Club" (1832) und gewissermaßen die Filiale desselben für diejenigen Tories, welche in diesem keine Aufnahme finden konnten. Er zählt 1200 Mitglieder.*) Der Stifter des Carlton Clubs ist „der eiserne Herzog", Wellington, und die Zahl seiner Mitglieder beträgt gegenwärtig, mit Ausnahme der Peers und M.P. s (Mitglieder des Parlaments) 950. Obwol diese, wie gesagt, der reichsten Klasse von England angehören, so beträgt das Eintrittsgeld in den Club doch nur 20 Pfd. Sterling, der jährliche Beitrag nur 10 Pfd. Sterling und 10 Schilling, ersteres nicht mehr und letzteres

---

*) Diese und die folgenden Zahlenangaben nach Whitaker's „Almanack" für 1871.

weniger in der That als bei der Mehrzahl der andern Clubs, deren Stärke nicht gerade die Güter dieser Welt sind. Aber es bedarf nur einer Gelegenheit, um zu zeigen, was diese „Herren von England" vermögen. Wenn es den Sturz eines Whigministeriums gilt, dann kann man es wahrnehmen, daß die Triebräder dieser politischen Werkstatt von Gold sind. Wenn es darauf ankommt, neue Stimmen zu gewinnen oder alte zu sichern, und bei einer Wahlbewegung ganze Dörfer und Marktflecken in stattlichen Kutschen nach der Wahlurne transportirt und ganze Grafschaften betrunken gemacht werden müssen, so werden in diesem Club an einem Abend an 40—50000 Pfd. Sterling gezeichnet, und bei einer der letzten Krisen, welche das herrschende Gouvernement bedrohten, soll er eine Summe von nicht weniger als einer halben Million zu seiner Verfügung gehabt haben.

Ein rechter Whig wird an einem rechten Tory niemals viel zu loben haben, und es versteht sich von selbst, daß ihm auch sein Clubhaus nur wenig gefällt. „Der Carlton ist ein auf die Sinne berechnetes Gebäude", sagt der Whig, „mit seinen pomphaften bunten Säulen und überladenem Zierath, wie ein Mann mit Ringen an allen Fingern, dicken goldenen Ketten und schwerem Petschaft, oder schlimmer noch, wie ein geputztes Frauenzimmer; seine Höhe stimmt nicht zu seiner Länge, seine Pracht nicht zu seinen Proportionen und alles zusammen nicht zu dem Klima von London, in welchem sein rother Granit bald genug verwittert sein wird." Diese letztere Behauptung hat sich nun zwar nicht bestätigt, denn der Glanz der Säulen hat sich seit 1832 um nichts vermindert; doch ist so viel allerdings wahr, daß der Reformclub, der Hauptclub der Whigs, in einem viel ernstern Stil erbaut, fast schmucklos neben seinem

prunkenden Nachbar erscheint. Im Jahre 1834 gegründet, zählt er 1400 Mitglieder. Beide Clubs stehen Seite an Seite, in Pall-Mall, nur durch einen schmalen Gang getrennt, welcher nach Carlton-Garden führt, und sie bilden in politischer Beziehung kaum einen stärkern Gegensatz als in architektonischer. Das Clubhaus der Whigs macht durchaus den Eindruck der Einfachheit, der planvollen Harmonie und einer gewissen nüchternen Grandeur; es sieht aus wie ein römischer Republikaner neben einem üppigen venetianischen Nobile, und es hat nichts in seinem Aeußern, was die Sinne anregt, nichts für die Phantasie, sondern allein etwas Strenges, was an die Pflichten des Lebens mehr erinnert als an dessen Genuß. Der Stil dieses Gebäudes ist der rein italienische des 16. Jahrhunderts, in welchem „jener mehr poetische Hauch, jene lebensvollere Phantasie der Werke des 15. Jahrhunderts schon etwas verringert erscheint" (Kugler), und in der That schwebte das Muster des Palazzo Farnese in Rom, von Sangallo begonnen und von Michel Angelo vollendet, dem londoner Architekten (Barry) vor, welcher namentlich die von Säulentabernakeln eingefaßten Fenster seinem Vorbild entlehnte.

Es ist keine Frage, daß von den beiden Clubs der beiden großen politischen Parteien derjenige der Whigs treuer dem englischen Nationalcharakter ist, welcher die Entfaltung nach außen, das Zurschautragen wenig liebt. Je maßvoller daher die Wirkung ihres Clubhauses ist, wenn man es von der Straße betrachtet, um so mehr überrascht den Eintretenden der wahrhaft fürstliche Luxus, der im Innern herrscht. Eine große Halle, von der ganzen Höhe des Gebäudes, empfängt ihn und ein Aufgang von wenigen Stufen führt ihn zu dem Salon, welcher von einer künstlerisch entworfenen Colonnade umgeben ist, deren Säulen

von reichem Scagliolia-Marmor auf Basen von dunkelrothem Porphyr ruhen. Die Colonnade trägt eine Galerie, von welcher sich graziös die korinthischen Säulen erheben, und darüber wölbt sich wie eine schimmernde Kuppel das Krystalldach. Die Wände sind von farbigem Marmor, in welchen hinter der Colonnade lebensgroße Porträts der berühmtesten Reformer und über der Galerie Frescogemälde, die Poesie, die Musik, die Malerei und die Sculptur darstellend, eingesenkt sind. Der Fußboden ist Mosaik, und das Ganze bildet einen Anblick von fast überwältigendem Glanz. Wie in einem italienischen Palast führt eine Treppe aus dieser Halle zu der obern Galerie, auf welche sich ringsum die verschiedenen Gemächer des Gebäudes öffnen, die Speisezimmer, die Karten- und Billardzimmer, die Gesellschaftszimmer u. s. w. Vielleicht das anziehendste von allen ist das Bibliothekzimmer, ein imposanter Raum, ein ganzes Stockwerk hoch, voll von Ruhe, Behaglichkeit und Büchern. Schöne Säulen tragen die Wölbungen der Decken, reiche Portièren verhüllen die Thüren, schwere Teppiche bedecken den Boden, kostbare Bücherreihen schmücken die Wände, weiche Sessel laden zum Nachdenken ein, und durch ein großes Fenster blickt und athmet die ganze Frische, der Schimmer des Grüns und der Resedageruch von Carlton-Gardens. Ein solches Zimmer und eine solche Bibliothek könnten wol den stillen Neid des Mannes erregen, welcher die Bücher liebt. Vielleicht gibt es kein schöneres Studirzimmer in der Welt. Eine wunderbar gute Luft, welche die Brust mit Behagen füllt, und eine den Augen und dem Geist wohlthätige Mischung von Licht und Schatten ist hier immer. Das tiefe Grau der Marmorwände, gehoben durch einen geringen, aber hinreichenden Schmuck goldener Ornamentik, scheint berechnet für jene Ruhe des

Gemüths, welche dem Nachdenkenden so nothwendig, und das scharlachene Roth der Damastvorhänge, Saffiansessel und Ledereinfassungen der Bücherschränke bringt eben jenen Anhauch eines warmen Tons in die Temperatur des Zimmers, welcher sich unvermerkt der Temperatur der Seele mittheilt. Eine Sammlung von 10000 Bänden ist in den Fächern enthalten, prächtig gebunden, sorgfältig gewählt und übersichtlich geordnet nach dem System Panizzi's, des großen Reformers vom British Museum, und außer dem Theil, welcher die schönwissenschaftliche und Reiseliteratur begreift, soll hier die reichhaltigste politische Bibliothek des ganzen Königreichs aufgestellt sein.

Aber das wahre Wunder des Reformclubs ist seine Küche. Denn auch ein Mann von liberalen Grundsätzen kann die Freuden der Tafel lieben, wie ja bekanntlich noch kurz vor dem Hinscheiden Lord Palmerston's, „old Pam's", ein Mitglied der Diplomatie zur Entschuldigung für alles, was er sonst an dem alten Whig auszusetzen hatte, seinem österreichischen Collegen gesagt haben soll: „Mais on dîne fort bien chez lui." Nun, der Reformclub war glücklich genug, sich die Dienste eines solchen Künstlers zu sichern, wie Soyer, von unsterblichem Ruhm in den Annalen der Gastrosophie. Manche seiner gelungensten Erfindungen haben ihren Ursprung bei den Diners, welche dieser Club hervorragenden Gästen gab; denn es war der Ehrgeiz dieses seltenen Mannes, die Tafel bei solchen Gelegenheiten nicht nur mit guten, sondern auch mit neuen und zuweilen sogar mit witzigen Gerichten zu schmücken, und unter seinen größten Erfolgen waren die „Windbeutel à la Clontarf" zu Ehren O'Connell's und das „Eis à l'Ibrahim-Pascha" zu Ehren des Pascha von Aegypten, 1846. Das Atelier, in welchem dieser Meister arbeitete, mit andern Worten:

die Küche des Reformclubs, soll eine von den größten Sehenswürdigkeiten Londons sein, nur mit dem Unterschiede, daß man sie nicht zu sehen bekommt. Doch war eine Dame, die Vicomtesse de Mallville, so begünstigt, in dieses Sanctuarium einzudringen, dessen Geheimnisse von ihr im „Courier de l'Europe" folgendermaßen geschildert werden:

„Diese Küche ist geräumig wie ein Ballsaal, und weiß wie eine junge Braut. Der allmächtige Dampf, dessen Lärm das Ohr begrüßt, wenn man eintritt, verrichtet hier alle möglichen Dienste; er vertheilt eine gleichmäßige Hitze auf eine lange Reihe von Gerichten, wärmt die Metallschüsseln, in welche die verlangten Gerichte gelegt werden, dreht die Spieße, schöpft das Wasser, bringt die Kohlen herauf und das gebrauchte Geschirr hinunter, wie ein geschickter und unermüdlicher Diener. Hier sind wir vor einem achteckigen Apparat, welcher den Mittelpunkt des Etablissements einnimmt. Ringsum siedet das Wasser, brodeln die Schmorpfannen, und ein wenig weiter ist ein beweglicher Ofen, von welchem die Fleischstücke in saftigen Braten verwandelt werden. Hier sind Saucen und Brühen, Suppen und Bouillons. In der Entfernung sieht man holländische Oefen, Marmormörser, Kamine mit Holzfeuer, Eisplatten für Fische und verschiedene Abtheilungen für Vegetabilien, Früchte, Kraut und Gewürze. Man sollte nach dieser Aufzählung sich einen Zustand allgemeiner Confusion vorstellen. Doch würde man sich irren. Die Ordnung ist so vollständig, ihre Vertheilung als Ganzes und ihre Beziehungen zueinander im Einzelnen so durchdacht, daß man wenig sieht und gar nichts hört von allen den obenbeschriebenen Dingen, daß man eines Führers bedarf, um sie zu entdecken, und ein gut Theil Zeit und Nach-

denken, um alle diese Entdeckungen im Geiste zu klassificiren."

Die übrigen Clubs von Pall-Mall und den benachbarten Squares, deren Specialität meistens durch ihren Namen angedeutet wird, sind: der Armee- und Flottenclub (The Army and Navy Club), mit 2250 Mitgliedern, der Club der Garden, 1813 gegründet, mit 357, des Vereinigten Dienstes (United Service), 1815 gegründet, mit 1550, der Oxford und Cambridge Club, 1830 gegründet, mit 1170, der Union Club, eine Vereinigung von Kaufleuten, Juristen, Parlamentsmitgliedern und Gentlemen im allgemeinen, auf Trafalgar-Square, 1822 gegründet, mit 1000, der Club der Reisenden (The Travellers), 1819 gegründet, mit 725 Mitgliedern, unter deren Zahl statutenmäßig niemand aufgenommen werden kann, „welcher nicht gereist ist aus den britischen Inseln auf eine Entfernung von wenigstens 500 (englischen) Meilen, in directer Linie von London".

Der Club der Literatur und Kunst ist das Athenäum, gegründet im Jahre 1824 von einer Anzahl von Notabilitäten, unter denen Walter Scott und Thomas Moore waren. Das gegenwärtige Clubhaus, 1829 gebaut und 1830 eröffnet, in griechischem Stil und mit einem säulengetragenen Fries, auf welchem in schöner Nachahmung die athenischen Jünglinge und herrlichen Rosse der panathenäischen Procession vom Parthenongiebel erscheinen, ist eins der bemerkenswerthesten Gebäude von Pall-Mall und bedeckt zum Theil denkwürdigen Boden, die Stelle, wo bis zum Jahre 1826 Carlton-House, der Palast des Prinz-Regenten, gestanden. Weisheit und Tugend, der Ruhm der Schriftsteller, Maler und Bildhauer, in ehrlicher Arbeit gewonnen und makellos bewahrt, folgten hier auf dem

Fuße jenen Irrthümern des Herzens, jenem Leben ohne Ernst und Weihe, jener Indifferenz gegen die öffentliche Meinung, welche sich immer rächen wird, so oft man den Namen Georg's IV. ausspricht. Eine Kolossalfigur der Minerva über der römisch-dorischen Eingangspforte hat das Wächteramt übernommen, welches einst, in den Blütetagen der Regentschaft, Big Ben, der kolossale Thürhüter des Prinzen, versah, und wo sich einst die Genossen seiner Feste trafen, da haben sich seitdem in der hohen Halle, unter den Säulen des Lysikrates, bessere Männer und zu bessern Zwecken versammelt. Keusche Statuen schmücken den Raum und eine vortreffliche Bibliothek, dem besondern Charakter dieses Clubs angemessen, ist auch hier. Der Club zählt 1200 Mitglieder, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man sagt, daß alle Berühmtheiten der Gegenwart in dieser Zahl einbegriffen sind und daß nirgends sich so wie hier mit den eigentlichen Vertretern der Literatur und Kunst die Patrone derselben, geistliche und weltliche Peers, Bischöfe, Nobelmänner und Angehörige jeden Standes in freiem Verkehr bewegt hätten. Das Athenäum war lange der Mittelpunkt der schriftstellerischen Kreise von London; hier pflegte man immer die Fremden von Distinction zuerst einzuführen, und den Eintritt zu erhalten ward für die Einheimischen immer mehr ein Ziel des Ehrgeizes. Vielleicht zu sehr für die ursprünglichen Tendenzen desselben; denn wenn wir dem Blatte glauben dürfen, welches man wol das Blatt dieses Clubs nennen kann, weil es aus der Mitte desselben hervorgegangen ist und unter Englands kritischen Journalen immer den Rang eingenommen hat, wie in Englands Gesellschaft der literarische Club, dessen Namen und Bild es trägt — wir meinen das „Athenäum" —, so hätte sich in letzter Zeit durch das Ueberwiegen

jenes fremden Elements die Bedeutung desselben in etwas verringert. „Ein hervorragender Geistlicher“, heißt es in dem genannten Blatt (Nr. 2001, S. 295), „dessen Namen zwei oder drei Jahre lang auf der Candidatenliste war, fragte neulich den Secretär, wann denn endlich für ihn eine Chance sei, Mitglied zu werden? «Werden Sie nur ein Bischof, Sir», war die Antwort, «und die Sache macht sich von selbst.»“

Mit bemerkenswerther Kühnheit wagt das „Athenäum“ die Behauptung, daß es auch unter den Bischöfen der Kirche und den Richtern der hohen Höfe von England einige sehr langweilige, ungenießbare und ungesellige (unclubable) Leute gebe, und daß diese, vereint mit dem reichen Kaufmannselement von London, das meiste dazu beigetragen hätten, die Natur eines Clubs zu verändern, welcher ursprünglich gegründet worden sei für die Mitglieder des Gelehrtenstandes, Künstler, Autoren und Männer mit verwandten Neigungen, und welcher, obwol die „Ritter vom Geiste“ (the brotherhood of intellect) noch zahlreich genug vertreten und die Crême des Athenäum noch immer an der alten Stätte gefunden werden, doch aufgehört habe, das zu sein, was er einst gewesen.

Dies mag der Grund sein, weswegen man im Jahre 1864 einen Neuen Athenäum-Club „Junior Athenaeum“ gegründet, welchem es so wohl ward, in dem prachtvollen Hause des amsterdamer Millionärs, Van der Hope, Piccadilly, ein Unterkommen zu finden, und der gegenwärtig schon 600 Mitglieder zählt. Ueberhaupt scheint es, als ob jeder größere Club seinen „Junior“ erhalten solle, so der „Junior United Service“ seit 1827 mit 2000, der „Junior Carlton“, seinem ehrwürdigen Ahnen gegenüber, seit 1864 gleichfalls mit 2000, und der „Junior Garrick-

Club", seit 1867, allerdings nur mit 350 Mitgliedern. Vor diesem „Jungen" indessen behauptet der alte und eigentliche Garrick-Club, seit 1831 mit 650 Mitgliedern, immer noch den Vorrang. Dieser Club, zunächst für die Mitglieder und Freunde der Kunst, in welcher der Mann, dessen Namen er angenommen, so sehr geleuchtet hat, dann aber ein beliebtes Rendezvous für Schriftsteller und Künstler im allgemeinen, hat den alten Boden heilig gehalten, auf welchem zur Zeit des „kleinen David" noch Rang, Reichthum, Gesellschaft und Mode sich bewegten, die Gegend von Coventgarden.

In diesem Club sah man bis vor wenigen Jahren täglich einen Mann mit greisen Haaren, obwol seine Figur noch kräftig und sein Gesicht keine Spur außer der des gereiften Urtheils, des feinen Geistes und des Wohlwollens zeigte. Täglich aus den glänzenden Umgebungen des Westends kam er hierher, um diesen Fleck Erde zu betreten, den er liebte und kannte wie kein zweiter in London, und um sich an die großen englischen Humoristen, seine Vorbilder zu erinnern, er, der größte von Englands neuern Humoristen, Thackeray. Einen langen Zeitraum hatte er zu durchpilgern von jenen kleinen und räucherigen Stuben, „wo sich gewöhnlich die beste Gesellschaft nach dem Theater versammelte, um Piquet zu spielen und sich zu unterhalten, wo man blaue und grüne Bänder mit Sternen sah und nicht blos englische Blätter mit den auswärtigen Ereignissen, sondern auch moralische Zeitschriften hatte" (Defoe); weit war der Weg von jenen Tavernen, in denen „der jedesmalige Präsident immer den Wein mitbringen mußte" (Swift), bis zu den hohen Hallen und silberschimmernden Speisesälen der verschiedenen Clubs, denen der Dichter von „Vanity Fair" angehörte. Von

allen diesen Clubs war der Garrick sein liebster Aufenthalt. Hier, umgeben von den letzten Erinnerungen an die Königin Anna und die vier George, war seine Welt. „Die beiden großen Nationaltheater auf der einen Seite, ein Kirchhof voll moderiger, aber nicht sterbender Berühmtheiten auf der andern; ein Saum von Häusern, in jedem Theil besetzt mit Anekdote und Geschichte; eine Arcade, oft düsterer und einsamer als ein Kathedralenflügel; ein reicher Haufe von alten braunen Tavernen, eine von ihnen gefüllt mit der bildlichen Darstellung vieler Schauspieler, lange schon schweigsam, welche noch einmal schmollen oder lächeln auf die Enkel ihrer todten Bewunderer; ein Etwas in der Luft, welches nach alten Büchern, alten Bildern, alten Malern und alten Schriftstellern riecht; ein Platz, den man vor allen wählen würde, die Glocken um Mitternacht zu hören; ein Krystallpalast, der Repräsentant der Gegenwart, welcher schüchtern aus einem Winkel auf viele Dinge der Vergangenheit hereinblickt; eine verwelkte Bank, welche von einem betrügerischen Beamten trocken gesogen worden ist; ein plattes Gebäude, mit hundert Säulen und kapellenartigen Fronten, welche beständig knietief in Körben, Blumen und herumgestreuten Vegetabilien stehen; ein gemeinsamer Mittelpunkt, in welchen die Natur ihre gewähltesten Gaben ausschüttet und wo die freundlichen Früchte der Erde oftmals die schmalen Durchgänge verstopfen; eine Bevölkerung, welche niemals zu schlafen scheint und alles, was in ihrer Macht ist, thut, um andere am Schlafen zu verhindern; ein Platz, wo die spätesten Soupers und die frühesten Frühstücke einander auf den Fußwegen begegnen", das ist Coventgarden, „mit einigen seiner umgebenden Züge", wie Thackeray ihn oft gesehen und zum letzten mal sah am 22. December 1863.

Jene braune Taverne, „gefüllt mit der bildlichen Darstellung vieler Schauspieler, lange schon schweigsam“, unter ihnen auch das Porträt von Perdita-Robinson, welche in dem Roman des Prinzen von Wales eine so lieblich-traurige Rolle gespielt, — das alte Gebäude des Garrick-Clubs ist nicht mehr und ein neues steht einige hundert Schritte weiter westwärts. Wenige Monate, nachdem Thackeray für immer zu den Genossen seines Ruhms und seiner Unsterblichkeit gegangen, ist das alte Gemäuer gestürzt, niedergerissen und fortgeräumt worden, „und sein Ort wird ihn nicht mehr kennen“.

Aber unter den großen Schatten, denen der Geschichtschreiber, der Novellist und Liebhaber der Vergangenheit dort begegnet, ist nun auch der von Thackeray.

Die Juden in England.

Die Geschichte der Judenemancipation ist überall und in einem ganz allgemeinen Sinne die Geschichte der siegreich fortschreitenden Entwickelung des modernen Geistes und der Freiheit. Mit dem Worte, welches die Pforten der Judengassen sprengte, hat sich auch die letzte Fessel des Mittelalters gelöst, welche jenen Geist noch bedrückte; und sie fiel in demselben Augenblicke, wo die Befreiten der Ghetti sich mit ihren ehemaligen Verfolgern bürgerlich und gesellschaftlich zu mischen begannen. Das Verhältniß der Christen zu den Juden, in irgendeinem andern als religiösem Betracht, kann als der Gradmesser politischer Bildung gelten; die Befreiung der einen geht Hand in Hand mit der Befreiung der andern — von Vorurtheilen!

„Die Vorurtheile sind die Könige der Menge“, sagt Voltaire. Derselbe Mann jedoch, so stolz und aufrecht gegen die Könige mit einer Krone, beugt sich vor diesen des Pöbels, indem er in seiner „Literatur der Geschichte der Philosophie“ erklärt: „Man wird in den Juden nur ein unwissendes und barbarisches Volk finden, welches seit langer Zeit den schmuzigsten Geiz zu dem abscheulichsten Aberglauben hinzufügt und zu dem unbesieglichsten Haß gegen alle Völker, welche sie dulden und welche sie bereichern.

Uebrigens braucht man sie darum nicht zu verbrennen" — „il ne faut pourtant pas les brûler".

Gar köstlich und erhaben nimmt sich dieser Satz im Munde des großen Philosophen aus, der sein Jahrhundert aufgeklärt, die Religion und die Vorurtheile geleugnet, und vielleicht nur das Eine den Juden niemals verziehen hat, daß sie in Geldgeschäften ihn ein- oder zweimal überlistet haben, wie jener Abraham Hirsch in Berlin, der von Voltaire für gute Steine schlechte Wechsel erhalten hatte und dem hernach, um sich aus seiner ärgerlichen Situation zu ziehen, Voltaire beides bezahlen mußte, die Steine und die Wechsel. „Il ne faut pourtant pas les brûler!" — Wie tolerant von Herrn von Voltaire nach einer solchen Erfahrung! Und wie richtig, wenn Lessing in seinem bekannten Epigramm sagt: „Herr Voltaire war ein größerer Schelm als er!" —

Wie fast alle staatlichen Fragen hat Deutschland auch diese mehr auf dem Wege der vorbereitenden geistigen Arbeit, in den stillen Stuben seiner Denker und Dichter erledigt, als auf dem eines verfassungsmäßig geführten, parlamentarischen Kampfes, zu welchem freilich zwei Dinge fehlten, nämlich die Verfassung und das Parlament. Als diese kamen, war die Sache reif; für die Juden in Deutschland war Lessing's „Nathan der Weise" so viel werth als ein ganzer siegreicher parlamentarischer Feldzug. Der Proceß verlief der deutschen Art gemäß vorwiegend innerlich, und seine Merkmale traten erst dann äußerlich sichtbar hervor, als der erleuchtete Geist der Zeit den Wahrspruch fällte. Die Frage, mit einem Worte, ist in Deutschland eine culturgeschichtliche gewesen, in England aber eine politische. Es markiren sich daher in England die Phasen dieser Bewegung schärfer, weil sie hier frühe schon, in einem ver-

gangenen Jahrhundert, aus dem Gebiete der nur philanthropischen oder philosophischen Speculation und Debatte gehoben, zu einer Verfassungsfrage gemacht ward, welche wir alle Stadien einer solchen bis zum endlichen Triumphe durchlaufen sehen. Die Geschichte der Judenemancipation in England bietet der Betrachtung daher auch ein deutlich übersehbares Gesichtsfeld, in welchem wir Anfang, Mitte und Ende klarer übersehen können als in irgendeinem andern Lande.

1.

Längst befinden sich die englischen Juden im Vollgenuß aller bürgerlichen und politischen Rechte. Sieben Juden sitzen im Parlament, und zweimal im Verlauf weniger Jahre sind Juden mit den höchsten städtischen Ehren, der Lord-Mayorswürde von London, bekleidet gewesen. Allein dem war nicht immer so. Grausamkeiten, wie wir deren in unserm eigenen Jahrhundert gegen die Juden in den wenig civilisirten Ländern des Ostens verüben sahen, haben einst auch die Juden in England erduldet. Es scheint, daß sie dort schon im 8. Jahrhundert angesessen waren. Wilhelm der Eroberer zog eine größere Zahl von ihnen aus der Normandie herüber, unter ihm, seinem Nachfolger und den ersten Königen aus dem Hause Plantagenet erging es ihnen wohl in dem neuen Lande. Wie fast überall zu jener Zeit waren sie die Bewahrer der Wissenschaft, die Lehrer und Aerzte, die geehrten Freunde der Könige — „dilectus et familiaris noster". Sie hatten in London ihr eigenes geschütztes Quartier und einige der vornehmsten Collegienhäuser von Oxford waren ihr Eigenthum. Mit dem Tage, an welchem Richard Löwenherz den Thron bestieg (1189), wandte sich das Blatt. Als nach seiner

Krönung eine Deputation sämmtlicher Juden Englands dem Könige huldigen und reiche Gaben bringen wollte, wurden sie auf Veranlassung des Erzbischofs von Canterbury fortgewiesen; man sollte von Juden keine Geschenke nehmen und die Juden sollten den Schloßhof nicht betreten dürfen. Die Roheit der Menge, welche die Juden niemals geliebt, ward durch diese Worte aus geistlichem Munde sanctionirt und entfesselt. Man hatte mit Unwillen das kleine Häuflein derselben wachsen und gedeihen, an Reichthum und Macht zunehmen sehen. Man war ihnen Geld schuldig geworden, und fand es unbequem, es ihnen wiederzubezahlen. Man legte ihnen unerschwingliche Steuern auf und klagte sie des Wuchers an, wenn sie hohe Zinsen nahmen, um das Verlangte aufzubringen. Wir können uns eine genaue Vorstellung davon machen, wenn wir an die Dinge denken, welche vor unsern Augen sich in Rumänien zugetragen und was ein englisches Blatt (Saturday Review, März, 1872) über diese gesagt, paßt genau, wenn wir es zurückdatiren, auf England und das 13. Jahrhundert. „Es muß für den barbarischen Geist etwas sicherlich sehr Süßes darin liegen, zuerst eines Mannes Geld zu nehmen, und wenn er sein Geld zurückverlangt, ihn zu stoßen und zu schlagen und halb zu tödten aus hochreligiösen Gründen.“ Es ist die alte Geschichte, die sich leider nur zu oft und überall, wo Juden waren, wiederholt hat. Das unheilvolle Feuer verbreitete sich aus dem Königshofe von Westminster über ganz England, die Monarchie wurde die Mitschuldige der Prälaten und das Volk in ihrer Hand ein blindes Werkzeug der Habsucht der einen, des fanatischen Glaubenseifers der andern. Das alte schauerliche Märchen vom Christenblut, welches die Juden in der Osternacht gebrauchen sollten, ward aufs neue vorgebracht — sie, denen in den

fünf Büchern Moses sogar der Gebrauch des Thierbluts verboten — sie, denen Grausamkeit ein Greuel und Mord ein Unding war! Die Judenverfolgungen begannen. Mit unmenschlicher Fühllosigkeit gehetzt und massacrirt von ihren Feinden und Widersachern, die meist in jenen Zeiten ihre Schuldner zu sein und ihre Erben zu werden pflegten, begrub sich einmal, da kein anderer Ausweg der Rettung und Ehre blieb, in der berüchtigten Brand- und Mordnacht von York eine ganze Gemeinde von 500 jüdischen Männern, Weibern und Kindern mit ihrem Rabbiner an der Spitze unter den rauchenden Trümmern des Castells — eine That des Heroismus, wol würdig des Geistes der Makkabäer!

Durch fast hundert Jahre von nun ab mußten die Juden in England ihr Dasein, Tag für Tag, mit Gold erkaufen; und endlich sollte die Schale des Grimmes doch voll werden, sollte der zürnende Gott Israels auch über seine Verirrten an den Küsten des Meeres sie ausgießen! Die Juden wurden unter Eduard I. im Jahre 1290 aus England verbannt. Man hat diese grausame Maßregel, welche Tausende und abermals Tausende von dem liebgewordenen Boden, den bescheidenen Heimstätten und den Gräbern ihrer Todten vertrieb, darauf zurückführen wollen, daß die Juden sich der Falschmünzerei schuldig gemacht. Doch neuere Forschungen haben ein anderes Resultat an das Licht gebracht.*) Man würde die Juden so leichten Kaufs wol nicht aufgegeben haben; im Gegentheil, man machte sehr häufig Versuche, sie zum Christenthum hinüberzuziehen. Der letzte derselben sollte verhängnißvoll für sie werden.

*) Grätz, Geschichte der Juden, und Adler, The Jews in England (London, Longmans, 1870).

Ein Dominicanermönch, Namens Robert de Redding, ein gewandter Redner und tüchtiger Hebräer, ward mit der Aufgabe betraut; allein anstatt sie zum Christenthum zu bekehren, ward er zum Judenthum bekehrt. Die Dominicanermönche, entsetzt über die Schmach, die sie ihrem Orden zugefügt glaubten, drangen in die Königin-Mutter Eleonore, und diese setzte bei ihrem Sohne Eduard I. das Verbannungsdecret durch. Hume, der, als er seine „History of England" schrieb, den eigentlichen Grund der Verbannung der Juden aus England noch nicht kennen konnte, legte doch schon, aus einem richtigen Instinct der Wahrheit, kein besonderes Gewicht auf die „Imputation der Falschmünzerei", sondern wälzte die ganze Schuld auf den König, den ein verkehrter Zug von Heldenverehrung in unsrer eigenen Zeit als den „größten der Plantagenets" zu feiern unternommen hat. Hume nannte die Sache beim rechten Namen, wenn er sagt, daß Eduard, „von seinem Zelotismus und seiner Habsucht getrieben, das Königreich ganz von der verhaßten Rasse zu säubern und als den Lohn seiner Arbeit ihr Eigenthum an sich zu nehmen beschloß". Das Herz schaudert einem, zu lesen, wie nun 16000 Bettler das Inselreich verließen, wie die Bootsknechte sie schon auf der Themse mishandelten, wie die Bewohner der fünf Häfen ihnen sogar das Reisegeld nahmen, welches die Raubsucht des Königs ihnen gelassen, wie hierauf die Schiffseigner sich weigerten, sie an Bord zu lassen, und wie sie zu Hunderten angesichts der offenen See umkamen. „Ein Verbrechen", sagt Hume, „für welches der König, welcher der einzige Plünderer in seinen Besitzungen zu sein beschlossen hatte, schwere Strafen verhängte. So wurden die Juden ihres Vermögens beraubt und aus dem Königreiche verwiesen; aber", fügt er hinzu, „da es für ein Königreich

unmöglich ist, ohne Geldverleiher zu existiren, und niemand ohne Compensation Geld leihen wird, so ward der Wucher, wie man es damals nannte, fortan von den Engländern selbst besorgt."

So endet der erste Abschnitt der Geschichte der Juden in England.

Nur wenige Spuren aus dieser Zeit ihres ersten Aufenthaltes in England sind übriggeblieben: in der alten auch durch Reste römischer Bauten ausgezeichneten Stadt Bury St.-Edmunds in Suffolk hat sich das prachtvolle Gemäuer einer steinernen Synagoge erhalten, welches gegenwärtig in eine Polizeistation verwandelt worden ist, aber vom Volke noch immer „Moses' Halle" und „die Judensynagoge" genannt wird. Ebenso heißt der Stadttheil in der City von London, in welchem sie damals wohnten und ihre Gotteshäuser hatten, bis auf den heutigen Tag „Jewry" (Judenviertel).

Aber beinahe vierhundert Jahre lang, von 1290 bis etwa 1650, ward kein Jude in England gesehen, und nur hier und dort erschienen sie noch in der englischen Dichtung; man kann sich wol denken, in welcher Gestalt!

Immer, wenn Juden auftreten, bildet ihr grimmiger Haß gegen die Christen, ihr Durst nach Christenblut das düstere Thema des Gesanges. Schon unter den frühesten englischen Balladen, welche sich in Percy's „Reliques" aufbewahrt finden, ist eine von „des Juden Tochter" (The Jew's daughter), aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Juden, bevor sie England verließen, müssen den „Mord- und Nachtklang" dieses Volksliedes noch gehört haben, welches Herder, der es in seinen „Stimmen der Völker" übersetzt hat, „ein schauderhaft Märchen" nennt, „dessen Sage einst so vielen Juden oft Land und Leben

gekostet". Es stützt sich auf eine Erzählung des mönchischen Geschichtschreibers Matthew Paris († 1259), nach welcher im Jahre 1256 ein Christenkind in Lincoln von den Juden gekreuzigt worden wäre. Der Knabe Hugo läuft zum Ballspiel, als die Judentochter ihn listig mit einem Apfel heranlockt:

Und aus zog sie ein spitzig Mess'r
Sie hat's versteckt beiher;
Sie stach's dem jungen Knaben ins Herz,
Kein Wort sprach nimmer er mehr.

Lachend rollt sie ihn in einen Kasten Blei und wirft ihn in einen funfzig Faden tiefen Brunnen; der Schmerz der Mutter, als sie ihren Sohn vermißt, ist sehr ergreifend geschildert:

Als Betglock klang und die Nacht eindrang,
Jede Mutter nun kam daheim;
Jede Mutter hatt' ihren herzliebsten Sohn,
Nur Mutter Anna hatt' kein'n.

Endlich als sie an den Brunnen kommt, und nach ihrem „besten Hugo", ihrem „schönsten Hugo" ruft, hört sie eine Stimme aus der Tiefe antworten:

Geh heim, geh heim, meine Mutter theu'r,
Mach mir ein Leichenkleid!

Offenbar von derselben Tradition eingegeben ist, etwa 100 Jahre später, als schon längst keine Juden mehr in England waren, „die Erzählung der Priorin", in Chaucer's „Canterbury Tales", nur daß hier schon das Mirakel hinzutritt und der blutigen That einen legendenhaften Hintergrund leiht. Eben dieser Heiligenschimmer, der die judenfeindlichen Legenden umgab, war um so mehr darauf berechnet, den Haß gegen die armen Verfolgten immer fanatischer aufzustacheln. Während der Knabe in der Ballade nur

zum Ballspiel geht, läßt Chaucer ihn, in so jungen Jahren schon, einen Ausbund von Frömmigkeit sein, der, wenn er durch die Judenstadt zur Schule geht, laut sein Lied: „O alma mater Redemptoris!" singt. Die Juden beschlossen ihn deswegen zu ermorden, und er wird ein Opfer seines Glaubens. Man verscharrt ihn in einer Düngergrube; dort findet ihn die Mutter, denn noch zerschnittenen Halses singt er seinen Sang: „O alma Redemptoris mater!" Die Juden ließ der Profoß natürlich unter Folterqualen zum schmachvollen Tode führen:

Sie wurden erst geschleift von wilden Pferden
Um dann nach dem Gesetz gehängt zu werden.

(Hertzberg's Uebersetzung.)

Der Knabe dagegen, der junge Märtyrer, wird von dem Abt und den Mönchen feierlich in einem Marmorgrab zur ewigen Ruhe gebettet, und damit in dem Sündenregister der Juden ja nichts vergessen werde, recapitulirt der Dichter zum Schluß jene andere Mordgeschichte, welche nach fast anderthalbhundert Jahren noch in der Erinnerung und dem Munde des Volkes lebte:

O junger Hugh (Hugo) von Lincoln, du auch bist
Von den verruchten Juden, wie bekannt,
Erschlagen worden. . . .

(Hertzberg.)

Aus dieser, wie sehr auch barbarischen, im Grunde doch eigentlich recht naiven Anschauung sehen wir den Juden gleich bei den ersten Dramatikern in eine etwas höhere Sphäre gehoben: er ist hier wenigstens ein Mann, der einen Zweck hat. Obwol Grausamkeit noch immer seine Haupteigenschaft bleibt, so wird sie doch für ihn zu einem Mittel, um etwas anderes zu erreichen. Er ist nicht mehr der Vampyr, der Christenblut lediglich zu seinem Vergnügen saugt. Zwei Motive leiten ihn fortan: Habsucht

und Rachsucht; und diese, wenn auch böse, verwerfliche, sind doch mindestens die Eigenschaften eines Menschen. In dem „Juden von Malta" (The famous Tragedy of the Rich Jew of Malta) von Christopher Marlowe (1563—93), einem der Vorgänger Shakspeare's, finden sie sich chaotisch zusammengeballt, aber in der wüsten Masse von Ungeheuerlichkeiten, wie wir sie von Marlowe gewöhnt sind, doch immerhin schon erkennbar. Er vergiftet die Brunnen (auch eine von den Lieblingsbeschäftigungen der Juden im Mittelalter); schneidet den Kranken im Schlafe den Hals ab, steckt Klöster in Brand, sprengt die ganze Besatzung von Malta in die Luft und gräbt dem Gouverneur eine Grube (mit ungelöschtem Kalk), in die er schließlich selbst hineinstürzt, um elendiglich darin zu verbrennen. Die Leichen müssen zu Dutzenden auf der Bühne umhergelegen haben, auf der Barrabas, der Jude Marlowe's gewüthet, und es gibt wol keine Todesart, die derselbe nicht angewandt hätte, um seine Opfer zu erreichen. Allein es ist ein menschlich verständlicher Grund zu diesen Wuthausbrüchen vorhanden, wenn es auch gerade nicht nöthig gewesen wäre, dieselben durch eine solche Massenmetzelei zu illustriren. Man hat ihm, weil er nicht Christ werden will, sein Hab und Gut genommen, sein Haus in ein Nonnenkloster verwandelt; und zuletzt verliert er auch seine Tochter Abigail, die ihm so lieb ist „wie Iphigenia Agamemnon war" —, sie bekehrt sich, nachdem ihre beiden christlichen Liebhaber durch des Vaters Anstiften einander umgebracht, zum Christenthum und wird Nonne.*)

Man sieht, daß es genau dieselben Motive sind, die Liebe zum Geld und die Liebe zur Tochter, welche Shakspeare

*) Bodenstedt, Shakspeare's Zeitgenossen, III, 319 fg. —

in seinem Shylock aufgenommen. Aber wie ganz anders erscheint Shakspeare's Jude gegen Marlowe's Juden! Es ist nicht anzunehmen, daß Shakspeare die Juden mehr geliebt als sein dramatischer Vorgänger; aber er war der größere Dichter. Er fühlte, daß ein Gegenstand des moralischen Abscheus, wo dieser nicht durch einen wenn auch noch so geringen Zusatz der Theilnahme, hier des Mitleids, gemildert wird, niemals eine Figur für das Schauspiel werden kann. Er legt daher, aus ästethischen sowol als den höchsten ethischen Beweggründen, gleich zu Anfang das größte Gewicht darauf, in dem Juden Shylock uns den Menschen verstehen zu lernen, um erst daraus das Unmenschliche seines Beginnens erklärlich zu machen. „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? . . . Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben. . . .“ Um ganz zu würdigen, was Shakspeare für seinen Juden gethan, muß man die beiden Quellen vergleichen, aus welchen er die Geschichte desselben genommen, die Novelle von Gianetto und Anselmo aus dem „Pecorone“ des Giovanni Fiorentino*) und die Ballade „Gernutus, the Jew of Venice“ aus Percy's „Reliques“. Die Novelle sowol als die Ballade geben Zug für Zug die geringsten Einzelheiten an, aus welchen Shakspeare, nachdem er sie mit dem Reichthum seiner dichterischen Kraft erfüllt, diesen Theil seines wunderbaren Dramas aufgebaut hat: die Freundschaft Antonio's und Bassanio's, die rettende Dazwischenkunft Porzia's, sogar die verliebte Neckerei mit dem Ring findet

*) In englischer Uebersetzung mitgetheilt bei Delius, in der Einleitung zum „Merchant of Venice“, S. II—VIII.

sich in der Novelle, während die Ballade (zu singen nach dem Tone „Schwarz und Gelb") das genaue Vorbild der Gerichtsscene, speciell Shylock's Benehmen seinen Schuldnern gegenüber, enthält. Aber was in der einen und in der andern fehlt: das ist des Juden Tochter, Jessica! Sie ist des Dichters eigenstes Werk; durch diese Gestalt wird dem ganzen Vorgang, soweit er den Juden betrifft, ein neuer Inhalt gegeben. Wir sehen zuerst und vor allem nicht den Juden, nicht den Wucherer, nicht den hündischen, grausamen Mann in ihm, sondern den Vater, den tief gebeugten, den in seinen heiligsten Empfindungen verletzten Vater, dem das Einzige, was er außer seinem Gelde liebte, seine Tochter geraubt wird, und zwar von einem derjenigen, die er am meisten haßt — von einem Christen.

— ich hab 'ne Tochter,
Wär' irgend wer vom Stamm des Barrabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Christ!

So groß ist diese Gewalt der Liebe zur Tochter, daß, indem ein Strahl derselben auf jene andere niedrige Liebe zum Geld fällt, auch diese in unserm Auge weniger gehäßig erscheint; daß da, wo beide zusammen auftreten, wir geneigt sind, die eine mit der andern zu entschuldigen, und tiefstes Mitleid, welches sogar die Schauer der Gerichtsscene überlebt, uns ergreift, als wir sehen, daß er beides verloren, die Tochter und das Geld. Das eine hat keinen Werth für ihn ohne das andere. „Der Fluch ist erst jetzt auf unser Volk gefallen", ruft er, als er die Kunde von Jessica's Entführung vernahm; „ich hab' ihn niemals gefühlt, bis jetzt. . . Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren! Wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge!" . . . Weit entfernt, in diesen

Worten, wie Kreyßig will, einen Beweis dafür zu finden, daß dem Wucherer die Nationaltugend seines Stammes, das starke hingebende Familiengefühl, abgesprochen werde, redet es uns aus denselben vielmehr in seinen wildesten, verzweifeltsten Accenten an. Die furchtbare Oede des Todes gähnt ihm überall entgegen, mit nur Einem lichten Punkte, der ihn an das Leben fesselt: der Gier, sich zu rächen; diese jedoch wird ihm zur tragischen Schuld, infolge deren ihm auch das Letzte genommen werden soll, was er noch sein genannt, sein Vermögen. Nun gellt der erschütternde Schrei von seinen Lippen: „Nehmt mein Leben auch, schenkt mir das nicht" — und jetzt wird man wol begreifen, daß er „die anerkannte und sehr hoch zu stellende Nationaltugend seines Stammes" nicht verleugnet, weder „weil", noch „obgleich" er ein Jude ist, sondern daß sie recht eigentlich den menschlich-versöhnenden Zug bildet, ohne welchen ein Shylock im Sinne Shakspeare's überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Seine Grausamkeit verschwindet vor der größeren und unentschuldbarern seiner Richter; wir hören nur noch den Jammer seines mishandelten, seines in den Staub getretenen Herzens. „Als ich dieses Stück", erzählt Heinrich Heine, „in Drurylane aufführen sah, stand hinter mir in der Loge eine schöne blasse Britin, welche am Ende des vierten Actes heftig weinte und mehrmals ausrief: The poor man is wronged! (dem armen Mann geschieht unrecht!) Es war ein Gesicht vom edelsten griechischen Schnitte und die Augen waren groß und schwarz. Ich habe sie nie vergessen können, diese großen und schwarzen Augen, welche um Shylock geweint haben!"

Wir wagen nun allerdings nicht zu glauben, daß die Wirkung auf Shakspeare's Zeitgenossen dieselbe gewesen wie auf Heine's „blasse Britin" des 19. Jahrhunderts; möchten

sogar bezweifeln, daß Shakspeare selbst sie beabsichtigt. Sein Interesse für den Juden, so denken wir uns, mag anfangs ein rein pathologisches gewesen sein; allein es ward mehr, indem er sich mit ihm beschäftigte. Denn es war unmöglich, daß er sich in seinen Zustand versetzte, wie nur eben Shakspeare sich in eines andern Zustand versetzen kann, ohne daß er mit einem scharfen Gefühl das ganze Unrecht erkannte, welches ihm geschehen; ohne daß er mit der angeborenen Hoheit seines Geistes Partei genommen hätte gegen die Unterdrücker und für den Unterdrückten. Unwillkürlich wächst dieser aus der anfänglichen Niedrigkeit heraus zu der eigentlich großen und beherrschenden Figur des Stückes, während alle andern, mit Ausnahme von Porzia, vor ihm wahrhaft zusammenschrumpfen. Es ist wahr, daß Shakspeare seinen Juden mit all den traditionellen Greueln des Mittelalters ausstattet, und daß er ihn, wie er noch in den Wahnvorstellungen seiner eigenen Zeit leben mochte, nach Christenblut lechzen läßt; allein dafür gibt er ihm eine bittere Art der Beredsamkeit, vor welcher kein Argument seiner Gegner Stich hält, eine Fülle schneidenden Witzes, welche — nicht das Christenthum, wohl aber die Bekenner desselben, die in diesem Stücke auftreten, mitten ins Herz trifft. Wer möchte, wenn er das Betragen dieser saubern Herrn untersucht, von christlicher Demuth oder christlichem Erbarmen reden? Es fehlte nur noch die letzte Consequenz, und der verachtete, der geschmähte Jude, wie er der eigentliche Held des Dramas geworden, wäre auch als Sieger aus demselben hervorgegangen. Allein diese Consequenz zu ziehen verbot dem Dichter vielleicht die Rücksicht auf das Publikum seiner Zeit, dem er ja auch sonst mannichfache Concessionen gemacht. Es wäre wenig nach dem Geschmack desselben gewesen und würde

sicherlich nicht seinen Beifall gefunden haben, wenn der Jude, nachdem er den Proceß verloren, in einem höhern und moralischen Sinne dennoch recht behalten hätte. Viel populärer und verständlicher war die Moral der Ballade von „Gernutus dem Juden", welche damit schließt, „alle Christenleut' insgemein" vor den Elenden zu warnen, „die mit ihrer Habgier und List uns zu fangen suchen und vor denen Gott der Herr uns beschützen möge, in Ewigkeit, Amen!" Demgemäß überhäuft Shakspeare den gänzlich Gebrochenen mit Hohn, in welchen, wie wir uns vorstellen können, die „Gründlinge" des Blackfriar- und Globe-Theaters weidlich mit eingestimmt haben mögen; und läßt ihm am Ende die Wahl zwischen der Hälfte seines Vermögens und seinem Glauben. Was Shakspeare persönlich über Proselytenmacherei gedacht, hat er dem Spaßmacher seines Stückes, Lanzelot Gobbo, in den Mund gelegt: „Dies Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern; wenn wir alle Schweinefleischesser werden, so ist in kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben." Allein das Publikum zu Anfang des 17. Jahrhunderts mochte wol anders denken, und Shylock wird Christ. Dadurch verwirkt er, als Jude, mit Einem Schlag alle die Sympathien, die wir ihm als Menschen bisher geschuldet; indem der Vergewaltigte sich so tief demüthigt, den Glauben der Vergewaltiger zu bekennen, hebt er alle Prämissen auf und sinkt in eine Niedrigkeit zurück, die größer ist als die, aus welcher er sich anfänglich erhoben. Das war der wahre Jude nicht mehr — er, der eben um jene Zeit, in Spanien und Portugal, mit dem Lobe seines Gottes auf den Lippen, lieber als ihm entsagen, den Scheiterhaufen der Inquisition bestieg oder diesem nur entgehen konnte, indem er in fremde Länder wanderte zu einem freudlosen Exil.

Diesen Juden, der mehr noch als seine Dukaten, ja mehr noch als sein Kind, seinen Gott liebte, den Gott seiner Väter, den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's — den kannte Shakspeare nicht, oder wenn er ihn gekannt, so durfte er ihn seinen Zeitgenossen nicht zeigen. Allein nicht funfzig Jahre später, und England sollte ihn sehen!

2.

Dieser Jude war Menasseh ben Israel*), ein Gottesgelehrter aus Amsterdam.

England war durch die furchtbare Prüfung des Bürgerkrieges gegangen, Karl I. auf dem Schaffot gefallen und Oliver Cromwell stand auf der Höhe seiner kurzen, aber für alle Zukunft entscheidenden Laufbahn, die gleichsam mit einem scharfen Strich das Mittelalter von der neuen Zeit trennt. Er, als der erste fast, sprach diese beiden Worte aus, deren Echo nie mehr gänzlich verhallen sollte: Gedankenfreiheit und Toleranz. Sein Kampf gegen die dunkeln Mächte der Geistesknechtschaft und des Gewissenszwangs, gegen das Papstthum und dessen weltliche Verbündete mag ihn zu harten Mitteln genöthigt haben; aber seitdem wir Aehnliches in unserer eigenen Zeit erlebt, seitdem wir unsere Feinde, die auch die seinigen waren, aufs neue kennen gelernt, werden wir ihm aus seiner Härte keinen Vorwurf mehr machen können. Denn ihm entsprach ein großes Herz für die Heiligthümer der Menschheit und eine starke Hand für alle, die um ihretwillen bisher gelitten hatten. Der Gedanke seines Reiches war der eines Gottes-

---

*) Kayserling, Menasseh ben Israel. Sein Leben und Wirken (Berlin 1861.), S. 54.

reiches, in welchem kein Platz war für die Verfolger; aber die Verfolgten fanden in ihm allezeit das, was der einzige Titel, den er annehmen wollte, besagte: den Protector!

Der Ruhm dieses Gewaltigen, dessen Erscheinung in den Augen seiner biblisch geschulten Zeitgenossen etwas Messianisches haben mußte, drang auch übers Meer zu den Juden, welchen seit nunmehr bald 400 Jahren die Küsten Englands gesperrt waren; und einer derselben, Rabbi Menasseh ben Israel, faßte den kühnen Entschluß, ihre Wiederzulassung bei Cromwell zu betreiben. In Portugal geboren und einer Familie angehörig, welche, von der Inquisition verfolgt, ihr Heimatsland verlassen hatte, war Menasseh schon als Kind nach Amsterdam gekommen und hier, nachdem er seine Studien vollendet, in der jüdischen Gemeinde Rabbiner und Talmudlehrer geworden — auch Spinoza war sein Schüler. Das aufsteigende Gestirn Cromwell's erregte seine Aufmerksamkeit, und als er die Zeit gekommen glaubte, trat er mit seinem Plane hervor, dessen Ausführung durch die bekannte, in den damals herrschenden Independentenkreisen weitverbreitete Vorliebe für das Alte Testament wesentlich begünstigt ward. Nach mehrern Schritten einleitender und privater Natur that Menasseh ben Israel endlich im Jahre 1650 den ersten öffentlichen, indem er sich mit einer Bittschrift in Sachen der Juden ans Parlament wandte.

So sehen wir denn, so früh schon und von diesem ersten Punkte an, die Frage auf den politischen Boden gehoben, welchen sie fortan auch, bis zu ihrer gänzlichen Lösung in unserm eigenen Jahrhundert, immer behauptet hat. Es war im Jahre 1653, wo sie, auf Veranlassung einer erneuten Petition Menasseh's, im englischen Parlament unter lebhaften Debatten zum ersten mal zur Sprache

kam, und im nächsten Jahr erging an den Rabbi von Amsterdam, der sich inzwischen persönlich an den Lord-Protector gewandt, auf diplomatischem Wege eine Einladung, infolge deren er nach London reiste und dort als „Abgesandter der jüdischen Nation“ erschien. Er ward mit der größten Auszeichnung behandelt und von Cromwell in feierlicher Audienz in Whitehall empfangen, um diesem eine Schrift zu überreichen, welche die Wünsche der Juden zusammenfaßte und den Titel führte: „An Seine Hoheit, den Lord-Protector des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland: die unterthänige Adresse des Menasseh ben Israel, eines Gottesgelehrten und Doctors der Physik, im Namen der jüdischen Nation“.*) Cromwell nahm die Adresse huldvoll entgegen und suchte die darin vorgetragene Sache nach Kräften zu fördern.

Allein es fehlte nicht an einer sehr heftigen Opposition, namentlich von seiten der presbyterianischen Geistlichkeit, welche Cromwell soviel als möglich zu schonen allen Grund hatte, und der Kaufmannschaft, welche in der Rückkehr der Juden nach England eine Beschädigung ihrer Interessen erblicken mochte. Man suchte das uneigennützige und hochherzige Wohlwollen, welches Cromwell den Juden bewies, auf das unlautere Motiv einer Geldspeculation zurückzuführen, als ob er sich mittels ihrer Reichthümer aus finanziellen Verlegenheiten habe ziehen wollen. So sagt Abraham Cowley, ein zeitgenössischer Royalistenschriftsteller in seinem „Discours über die Regierung Oliver Cromwell's“, nachdem er von der Schuldenlast des Protectorats ge-

*) Im Jahre 1868 ward in Melbourne (Australien) ein Wiederabdruck dieser Adresse veranstaltet, von welchem uns ein Exemplar vorliegt.

sprochen: „Der andere Plan, um eine verfügbare Summe Geldes zu erheben, welchen er leidenschaftlich verfolgte, doch nicht ausführen konnte, war die Zurückberufung und Wiederzulassung der Juden in London ..... und zu diesem Zweck kam er, wie man sagt, auf den Einfall, ihnen St.-Paul's als Synagoge zu verkaufen, wenn ihre Börsen und ihre Frömmigkeit für den Handel groß genug wären. Und wenn er es nur gethan hätte, um die Nation zu belohnen, welche das erste noble Beispiel gegeben, ihren König zu kreuzigen, so möchte es noch einen Anschein von Dankbarkeit gehabt haben; aber er that es nur aus Liebe zu ihrem Mammon." Dieses gehässige Gerücht, welches man damals als ein Agitationsmittel gegen die judenfreundlichen Bestrebungen Cromwell's in Umlauf setzte und seitdem als Beschuldigung gegen seinen Charakter unzählige male wiederholt hat, hatte nichts Unglaubliches, wenn man erwägt, daß um die Zeit, wo es verbreitet ward, die Kathedralkirche von London als ein Pferdestall benutzt ward*) und daß (während des Seekriegs mit den Niederlanden) mehrfach Gesetzesvorschläge ins Parlament eingebracht wurden, welche die Regierung ermächtigen sollten, einige Kathedralen auf den Abbruch öffentlich zu versteigern.**) Allein Cromwell hatte mit diesen Dingen so wenig zu thun als die Juden, und Menasseh ben Israel widerlegte sie ganz

*) Carlyle, Oliver Cromwell's Letters and Speeches (Tauchnitz-Edition, II, 136): „Paul's Cathedral, we remark, is now a Horseguard; horses stamp in the Canons' stalls there."

**) Guizot, Histoire de la Révolution d'Angleterre, III, 295: „Des bills furent aussi proposés pour la vente des forêts royales et même de quelques cathédrales, qu'on se proposait de démolir."

direct in seiner Schrift zur Ehrenrettung der Juden (Vindiciae Judaeorum), indem er ausdrücklich bemerkt:*) „Es ging z. B. allgemein die Rede, daß unsere Nation die St.-Paulskirche gekauft habe, um sie zu ihrer Synagoge zu machen.... So sind noch mancherlei andere Dinge von uns erzählt worden, die uns nie in den Sinn gekommen...." Dagegen ward von Harrington, den wir als Gründer des ersten politischen Clubs, des Rota-Clubs in einem vorhergehenden Abschnitt kennen gelernt, allen Ernstes in seiner „Oceana" der Vorschlag gemacht, das Königreich Irland an die Juden zu verkaufen, um England auf diese Weise zugleich von seiner Staatsschuld und von Irland zu befreien. Allein die Juden würden viel zu gute Geschäftsleute gewesen sein, um auf einen solchen Antrag einzugehen, selbst wenn er ihnen gemacht worden wäre. Neben diesen kleinlichen Insinuationen fehlten auch nicht Stimmen, um die alten Märchen von den gemordeten Christenkindern wieder vorzubringen, welche dem englischen Volk aus seinen Balladen noch so wohl bekannt waren. Unermüdet aber während seines mehrjährigen Aufenthaltes setzte Menasseh ben Israel den einmal begonnenen Kampf gegen Uebelwollen und Vorurtheil fort, gleichsam Aug' in Auge mit seinen Widersachern. Wol sollte er das große Ziel, das er sich vorgesetzt, nicht erreichen: die Zurückberufung der Juden mittels Parlamentsbeschlusses. Für eine solche Maßregel, welche das Princip der Judenemancipation anerkannt hätte, war die Zeit noch nicht gekommen. Doch war das Wort gesprochen worden, um nach allen Niederlagen immer und immer wieder aufgenommen zu werden, bis zu seiner

*) Deutsch von Moses Mendelssohn, in dessen „Gesammelten Werken" (Leipzig, 1843), III, 218.

endlichen Erfüllung. Der Widerstand, der sich damals noch von allen Seiten heftig erhob, machte Cromwell bedenklich. Er berief einige der angesehensten Persönlichkeiten der Geistlichkeit und des Richterstandes zu einer Conferenz in die Empfangssäle von Whitehall, gewissermaßen um die Stimmung zu sondiren, bevor er mit der Angelegenheit vor das Parlament trete. Nur spärliche Nachrichten haben sich über diese denkwürdige Versammlung erhalten; so viel aber wissen wir, daß Cromwell sich der Juden mit dem wärmsten Eifer angenommen, und ein Ohrenzeuge sagt, daß er niemals einen Mann so gut habe reden hören, als der Protector bei dieser Gelegenheit geredet habe. Dabei blieb es jedoch; Cromwell hatte sich überzeugen müssen, daß ein Gesetzesbeschluß nicht durchzubringen, und entschied sich daher für den praktischen Weg der stillschweigenden Duldung, den Juden überlassend, auf dem ihnen also wiedergegebenen, freilich noch unsichern Boden in der Zukunft durch eigenes Bemühen sich bessere und dauerndere Rechte zu erwerben. Was er persönlich zu Gunsten der Juden und des ehrwürdigen Vorfechters ihrer Interessen thun konnte, das hat er gethan. Er zeichnete den Rabbi Menasseh dadurch aus, daß er ihm unter dem großen Staatssiegel eine Pension verlieh, und ließ von der Universität Oxford, als Kanzler derselben, des Rabbi gelehrten Sohn, Samuel ben Israel, zum Doctor machen — der erste und bisjetzt einzige Fall, daß man einem Juden in England die viereckige Doctorenkappe, den goldenen Ring und den Friedenskuß gegeben.

So kehrten, von den Königen vertrieben, die ersten Juden unter der Republik wieder nach England zurück, allerdings nicht auf Grund eines Gesetzes, sondern nur auf Grund der ihnen von Cromwell zugestandenen Toleranz;

allein diese schien, in Ermangelung jenes, ausreichend zu sein, wie aus einer Bemerkung des englischen Diaristen Evelyn unzweifelhaft hervorgeht, welcher unter dem 14. December 1655, nach der letzten Sitzung der Conferenz in Whitehall, folgende Worte in sein Tagebuch eintrug: „Nun sind die Juden zugelassen worden.“

Mit dieser Aussicht für sein Volk und mit hohen Ehren für sich kehrte Menasseh ben Israel im Jahre 1657 nach Holland zurück, doch sollte er sein Haus in Amsterdam nicht wiedersehen; er starb nach der Landung in Middelburg und ward auf dem jüdischen Gottesacker in Oudekerk begraben. Die Inschrift seines Leichensteins*) lautet:

Der ruhmgekrönte Menasseh ruht zwar verborgen unter mir,
Doch durch den Griffel von Eisen und Blei (d. h. durch die Buchdruckerkunst)
Ist er in der ganzen Welt als Glanz und als Zierde bekannt,
Da seine Werke seinem Haupte als Krone dienen.

Unter diesen hebräischen Zeilen steht in spanischer Sprache: „Er ist nicht todt, sondern lebt in des Himmels Höhen in heiligem Schmucke; hier auf Erden aber sind seine Leistungen zum ewigen Angedenken geblieben.“ Rings um den Stein steht dann noch in hebräischer Sprache: „Grab des ausgezeichneten Gelehrten Menasseh ben Israel, welcher starb am 14. Kislew 5418 (d. i. am 20. November 1657).

Als zwei Jahre später sein mächtiger Freund und Beschützer Cromwell in einer stürmischen Septembernacht ihm in das stille Land folgte, nach welchem er sich unter der

*) Ich verdanke die Mittheilung obiger Grabschrift und die Uebersetzung derselben der Güte des Herrn Dr. M. Wiener in Hannover, welcher sie der von de Castro veranstalteten Sammlung alter Epitaphien jenes Friedhofs entlehnt hat.

Last des auf ihm ruhenden Werkes so oft gesehnt, da fanden die Juden in London sich schon ruhig angesiedelt, theils in Bevis-Marks (Aldersgate), theils in und um Duke's Place, noch heut ausschließlich von Juden bewohnt, und der Platz ihrer großen Synagoge. Noch unter Cromwell, im Jahre 1657, hatten sie einen Ort zur Bestattung ihrer Todten in Stepney erhalten — genau da, wo heute ihr Hospital steht. In demselben Jahre errichteten sie ihre Synagoge in Kingstreet, in der Nähe von Duke's Place. Sieben Jahre später stifteten sie ihre erste mildthätige Gesellschaft zum Studium des Gesetzes und zur Pflege von armen jüdischen Kindern, und zehn Jahre später war ihre Zahl so beträchtlich gewachsen, daß sie in der Person des großen Talmudisten Jakob Sasportas, welcher schon mit Menasseh ben Israel herübergekommen war, ihren ersten Rabbiner wählten. Bisher hatten sich nur portugiesische Juden in London niedergelassen; nun kamen auch deutsche, bildeten bald eine Gemeinde und schon im Jahre 1692 errichtete ein ebenso frommes als reiches Mitglied, Moses Hart, Bruder des ersten Rabbiners derselben, auf eigene Kosten eine Synagoge in Duke's Place, an der Stelle, auf welcher ihr hundert Jahre später, 1791, die noch heute daselbst stehende Synagoge folgte, welche die größte in London und der officielle Sitz des „Land- und Seerabbiners" von England ist.

Der Traum eines Gottesreichs, welches seinen Richter und Führer in Cromwell, dem Protector, und seinen heiligen Sänger in Milton, dem Dichter des verlorenen und wiedergewonnenen Paradieses gehabt hatte, war nach zehnjähriger Dauer vergangen und ihm folgten nun, wie in der Bibel, die Könige.

Die Stuarts, als sie nach England zurückkehrten, fanden

die Juden dort angesiedelt, und da sie von ihnen nur profitiren konnten, so vertrieben sie sie auch nicht wieder daraus. Es ging ihnen damals in England nicht besser und nicht schlechter als in den meisten andern Ländern.

Die Geldgeschäfte florirten zwar, besonders in den Tagen der Restauration und König Karl's lustiger Hofhaltung, deren Kosten zumeist durch jüdische Darlehen bestritten wurden. Profitabel mochte das für die Negocianten von Duke's Place sein; viel Ehre hatten sie nicht davon. Je mehr man ihnen zu verdienen gab, desto mehr glaubte man sich im Recht, sie übel zu behandeln. Da man ihnen ihr Vermögen nicht mehr geradezu nehmen konnte wie in den einfacheren Zeiten der Plantagenets, so schmeichelte man ihnen, wenn man es gebrauchen wollte, und machte sich lustig über sie, wenn man es gebraucht hatte. Wie Ludwig XIV. „seinen Juden" Samuel Bernard in den Gärten von Versailles spazieren führte, wenn er einen Angriff auf seine Kasse meditirte, so machte die Herzogin von Mazarin, nachdem sie in Knabenkleidern aus Frankreich entflohen und in London angekommen war, immer erst einen Angriff auf das Herz „ihres Juden" Moses, wenn sie Geld nöthig hatte. Saint-Evremond, ihr Vertrauter und ihr Freund, schrieb seiner schönen Gebieterin, der er eine platonische Neigung widmete, während sie in dem Schlosse Karl's II. wohnte: „Moses hat mich die Hälfte des Wegs zu Fuß gehen lassen, indem er von Ihnen in einer Weise sprach, daß unter den achthundert Frauen Salomo's nicht eine sei, welche Ihrem Geist, Ihrer Schönheit und Ihren Reizen gleichkäme. Um alles zu sagen: wenn er der Meister des Ladens ist, so werden wir gute Einkäufe machen." Aber wie ein anderer von den Landsleuten der schönen Herzogin

gesagt: „Es ist weit angenehmer zu borgen als wiederzubezahlen.“ Man nahm ihr Geld zu hohen Zinsen und hielt sich hernach schadlos, indem man sie Wucherer und Betrüger schimpfte; man half ihren Reichthum vermehren und belegte ihre Person mit dem Makel der Anrüchigkeit, wobei man freilich nicht bedachte, daß „da, wo Reichthum ist, Macht unvermeidlich folgen muß“.

Weil man in der ritterlichen und galanten Vergangenheit wenig von den Geschäften mit Geld hielt und diese Geschäfte in der That auch nur einen kleinen und nicht selten niedrigen Charakter hatten, so ließ man es sehr gern geschehen, daß die verachtete Rasse sich derselben vorzugsweise wieder bemächtigte. Jedoch mußte der Einfluß und die Stellung derselben sich heben, sobald die Geschäfte selber aus ihrer bisher so niedrigen Sphäre sich hoben, sobald sie an Großartigkeit zunahmen, sobald sie anfingen, in den staatlichen Organismus einzugreifen und demselben eine neue Kraft zuführten, welche dem Kapital den ihm von Rechts wegen zustehenden Antheil an den Geschicken des Staats einräumte und in jenen Kindertagen der Nationalökonomie das Verhältniß beider, des Staats zum Kapital, zu regeln suchte, wie man heute, auf einer viel fortgeschrittenern Stufe derselben, das Verhältniß von Kapital und Arbeit zu regeln sucht. Das Kapital war damals eine Macht, die um ihre Anerkennung nicht weniger zu kämpfen hatte als gegenwärtig die Arbeit: aber einer der ersten, welcher, zu seinem größten Vortheil, dem Kapital diese Anerkennung nicht versagte, war Marlborough, der große General.

Es ist wahr, daß „der Schlag jenes wunderbaren Pulses, welcher durch fünf Menschenalter fortgefahren hat, die Veränderungen des politischen Körpers anzuzeigen“,

sich schon im Jahre 1692 zum ersten mal hatte vernehmen lassen, mitten in jenem langwierigen Kriege, welcher, um Frankreich zu bereichern, die Länder des Continents verwüstete; und daß er zum andern mal klopfte im Jahre 1699, dicht vor dem Ende des Jahrhunderts und dem Beginn jenes noch langwierigern Kriegs um die spanische Erbschaft. Aber dennoch war der große Mann, den wir genannt haben, Marlborough, englischer Herzog und deutscher Reichsfürst, wenn nicht der erste, der mit kühnem Feldherrnblick den Zusammenhang zwischen der Weltlage und dem Geldmarkte bemerkte, der erste jedenfalls, welcher der Ausbeutung desselben jene weiten Bahnen öffnete, in der sich die Speculation seitdem hauptsächlich bewegt hat und heute noch bewegt. Actiengesellschaften gab es im Jahre 1692, und die ersten Zeitgeschäfte wurden, nach Macaulay, schon im Jahre 1694 gemacht; allein der Handel mit Staatspapieren konnte doch erst mit den Staatsschulden aufkommen, und für die letztern sorgte der spanische Successionskrieg. Die englische Schuldenlast z. B., welche im Jahre 1689 wenig über $\frac{1}{2}$ Million betrug und jetzt allerdings einige 750 Millionen beträgt, war am Ende des Erbfolgekriegs, 1713, schon zu der respectabeln Höhe von 53 Millionen angewachsen. In diese Eventualität griff Marlborough mit geschickter Hand ein, und indem er dem Geschäft den Factor gab, der bis auf den heutigen Tag dessen eigentlicher Stamm und Stock geblieben, kann man den Herzog wol den Urheber der neuen Börse nennen, auf welcher jetzt täglich, wie F. C. Schlosser sagt, „in allen großen Städten das Schicksal Europas gekauft und verkauft wird", wiewol man zu des Herzogs Ehre hinzufügen muß, daß man ihn nicht wohl auch als den eigentlichen Urheber des „stock-jobbing" bezeichnen darf.

Johnson sagt in seinem Wörterbuch, daß dieses Wort keine Etymologie habe; aber wir finden es schon vor 200 Jahren gebraucht als ein „cant"-Wort, und „jobbery" war damals — ironisch genug, wenn man an das spätere Schicksal des Ausdrucks denkt — gleichbedeutend mit — „robbery" (Räuberei). Das Wort in seiner heutigen Anwendung begegnet uns in einer 1693 aufgeführten Komödie von Shadwell: „The volunteers or the stock-jobbers", und Macaulay rügt es daher als einen Irrthum, daß man erst der Nationalschuld die Existenz des Stockjobbing zuschreibe, während letzteres der erstern doch um viele Jahre vorausging, um sich derselben dann freilich, sobald sie ins Leben getreten, mit aller Macht im eigenen Interesse zu bedienen.

Inzwischen hatte sich die Stellung der Juden in England einigermaßen verbessert, namentlich seit dem Regierungsantritt Wilhelm's III. Machado war sein Günstling, und ein anderer Jude, Namens Suasso, hatte ihm zu seiner Expedition nach England die Summe von 2 Millionen mit den Worten vorgeschossen: „Si vous êtes malheureux, je consens de les perdre" — eine Handlung, deren Hochherzigkeit von Friedrich dem Großen in seinen „Mémoires de Brandebourg" rühmend hervorgehoben wird.*) Da Wilhelm glücklich war, so läßt sich denken, daß er auch dankbar war. So bemerkt denn auch schon der „Voyageur en Angleterre", welcher England im Jahre 1698 besuchte: „Die Juden von London (und ich weiß nicht, ob es ihrer in England anderswo noch gibt), haben allmählich aufgehört, den gelben Hut zu

*) Vgl. Grätz, Voltaire und die Juden, in Frankel's Monatsschrift (1868, Maiheft), S. 214.

tragen, welchen sie ehemals zu tragen verpflichtet waren, und gegenwärtig tragen sie gar kein Abzeichen mehr."*)

Es war ungefähr um diese Zeit, daß sich eine Manie der Köpfe bemächtigt hatte, die wir inzwischen in mancherlei Gestalt selber kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben: der Gründungsschwindel!

In Paris hatte sich ein schottischer Abenteurer Namens John Law etablirt und eine Gesellschaft auf Actien, die sogenannte „Indische Compagnie", gegründet, um ein Handelsmonopol mit den Mississippiländern auszubeuten. Der Schwindel ist immer von ansteckender Natur, und bald war ganz Paris, ganz Frankreich davon ergriffen. Die Actien stiegen auf den zwanzigfachen Preis ihres ursprünglichen Werths, und der chimärische Werth derselben überstieg (vgl. Voltaire, Siècle de Louis XV) alles Geld, welches damals in Frankreich circuliren konnte, um das Achtzigfache. In der Rue Quincampoix, dem hauptsächlichen Schauplatz dieses Handels, drängte sich von Tagesanbruch an ein ungeduldiger und geschäftiger Haufe, welcher keinen andern Hunger als den nach Gold zu kennen schien, die regelmäßigen Mahlzeiten verpaßte und selbst des Nachts nur entfernt werden konnte, nachdem eine Glocke das Signal zum Schluß des Geschäfts gegeben. Das kleinste Zimmer in dieser Straße ward für enorme Summen vermiethet, die Commis waren nicht im Stande, die Namen der Kauflustigen so rasch zu notiren als diese sich herzudrängten, und Lord Mahon erzählt in seiner „Geschichte von England", daß ein kleiner Krüppel in

*) In Deutschland dauerte diese Verpflichtung für die Juden noch weit ins folgende Jahrhundert hinein; in Frankfurt a. M. z. B. hob erst Kaiser Karl VI. sie auf.

dieser Straße nicht weniger als 50000 Francs machte, indem er den eifrigen Speculanten seinen — Buckel vermiethete, auf welchem dieselben ihre Contracte zeichneten.

Aber dieser Krüppel sollte der einzige sein, welcher bei all diesen ungeheuerlichen Speculationen reich wurde; denn wie der noble Geschichtschreiber, den wir genannt haben, sagt: „Obgleich die Posse zuerst kam, so war doch eine Tragödie dahinter.“

Das Ende fing damit an, daß es am Mississippi überhaupt gar keine Länder gab, nach welchen Handel getrieben werden konnte; aber noch bevor diese Entdeckung gemacht worden war — denn in jener Zeit gab es bekanntlich weder Dampfschiffe noch Telegraphen — hatte sich die Krankheit schon nach England verbreitet, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier noch tiefer in das eigentliche Volk, und noch directer hinauf, in die Regierungskreise, ja bis an den Thron selber ging, welchen fünf Jahre zuvor Georg I. bestiegen, ein guter Hauswirth und sorgsamer Paterfamilias, soweit nämlich die hohen Procente in Betracht kamen. Diese ließen bei der neuen Unternehmung, welche sich „Südsee-Gesellschaft“ nannte, in der That nichts zu wünschen übrig; die Actien, welche im Winter 130 gestanden hatten, standen im folgenden August auf 1000! Das Unglück war nur, daß die Reichthümer der Südsee, auf welche die englische Gesellschaft speculirte, womöglich noch weniger existirten als die Reichthümer am Mississippi, welche John Law monopolisirt hatte. Der Zusammenbruch geschah denn auch fast gleichzeitig (1720) und der Schlag war furchtbar in beiden Ländern. In Paris schrie der Pöbel nur nach dem Kopfe John Law's, und dieser rettete sein Leben durch die Flucht; in London aber gellte der Ruf: „Der Schwindel des Prinzen von Wales!“ durch Change-Alley

und die Corridore des Börsengebäudes. Man verlangte Blut und Confiscation; ein Aufruhr drohte, die Maitressen des Königs wurden verfolgt — das Parlament ordnete eine Untersuchung an, aber Tausende von bisher wohlhabenden Familien waren ruinirt.

Wie der Schuhflicker in Frankreich, so hatten auch in England nur zwei Männer in dem allgemeinen Zusammensturze gewonnen: ein Minister und ein Jude. Der Minister war Robert Walpole, welcher seine Actien, als sie 1000 standen, mit den Worten verkaufte: „Ich bin zufrieden"; und der Jude war Samson Gideon, der Sohn eines westindischen Kaufmannes.

Samson Gideon hatte sich nicht bereichert in einem Feldzug wie Malborough, oder mit einer Speculation wie Walpole: er hatte den langsamern Weg gewählt. Er hatte keinen Vortheil aus den Verlusten der andern gezogen, gleich dem Minister; mit Ausnahme dieses einen Vortheils: daß er nämlich lernte, wie man dergleichen Operationen nicht machen soll. Er hatte in der Südseeaffaire und den hundert andern Schwindelgeschäften, die damit zusammenhängen, die hohe Schule durchgemacht, und die Erfahrungen, die er darin erworben, sollten ihm bald zugute kommen. Ein ehrlicher, ehrenhafter und ein gescheiter Mann, wußte er sich mit Robert Walpole zu befreunden, welcher tolerant genug war, um sich in den finanziellen Verwickelungen, mit denen er fast immer zu thun hatte, der Hülfe eines Juden zu bedienen. Eine der hauptsächlichsten Einnahmequellen für den Staat waren in jenen Tagen noch die Klassenlotterien, und in diesem Zweige war es, daß Samson Gideon, protegirt von dem Minister, den Grund seines nachmaligen Reichthums legte. Den Meisterstreich aber machte er im

Jahre 1745, wo der große Jakobitenaufstand die britische Welt, namentlich Kaufmannswelt, in die höchste Bestürzung versetzte. Karl Eduard, der letzte Stuart, war auf einer von den schottischen Inseln gelandet, hatte die Clans unter die Waffen gerufen, hatte seinen Vater, den Prätendenten, unter dem Namen Jakob's III. als König von Großbritannien und Irland proclamirt, und war nun mit seiner Armee von Hochländern auf dem Marsche nach London, nur noch wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt. Die Panique an der Börse war allgemein, die Fonds fielen mit unglaublicher Schnelle, und jeder wollte um jeden Preis verkaufen. Samson Gideon war fast der einzige Mann, welcher den Kopf nicht verlor. Anstatt zu verkaufen, verwendete er jedes Pfund, das er besaß oder borgen konnte, um zu kaufen. Dies war im Monat November. Während der folgenden Monate schwankte die Stimmung zwischen Furcht und Hoffen. Ende April des Jahres 1746 endlich kam die Nachricht von der Schlacht bei Culloden, von der gänzlichen Niederlage der Insurgentenarmee, von der Flucht des Prinzen, von der siegreichen Unterdrückung der Rebellion durch den Herzog von Cumberland. Nun begann Samson Gideon zu verkaufen, und in kurzer Zeit fand er sich im Besitze von etwas wie einer Viertelmillion, einer Summe, welche sich im Laufe der folgenden vierzehn oder funfzehn Jahre vervierfachte. Während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Samson Gideon eins der größten, wenn nicht das größte Haus der City von London, besonders ausgezeichnet und verdienstvoll — nicht blos für eigene Rechnung, sondern für das allgemeine dauernde Beste — durch die Beförderung des Versicherungs- und Rentenwesens. Allein Gideon's Ehrgeiz culminirte in dem Bestreben, ein eng-

lisches Haus zu begründen. Er sei zu alt, sagte er, seinen Glauben zu wechseln; aber er ließ seine Kinder taufen, und sein ältester Sohn ward durch Walpole's Vermittelung in seinem elften Jahre sogar zum Baronet gemacht. Der würdige Mann gab sich besondere Mühe, den präsumtiven Thronfolger seines Hauses in der neuen Religion recht fest zu machen, und einst versuchte er ihn über die Hauptpunkte derselben zu katechisiren. „Wer hat dich erschaffen?“ war seine erste Frage. „Gott!“ antwortete der Knabe. „Wer hat dich erlöst?“ fragte er weiter, ohne daß sein Gewissen ihm dabei Schwierigkeiten machte. „Jesus Christus“, war die Antwort. Aber was war die dritte Frage? Gideon konnte sich nicht besinnen, was er drittens fragen solle. „Wer . . . wer . . . wer . . .“ stotterte er, und da ihm absolut nichts Besseres einfallen wollte, so fragte er: „Wer hat dir diesen Hut gegeben?“ Der junge Katechumen Samson Gideon jur., Baronet von England, war seiner Sache sicherer als sein Vater: „der Heilige Geist!“ erwiderte er.*)

Gideon sen. starb im Glauben seiner Väter 1762. Er hinterließ als Erben seines ungeheuern Vermögens einen Sohn und eine Tochter, und außerdem an Legaten die beträchtliche Summe von etwa 100000 Thalern, welche zu gleichen Theilen an jüdische und christliche Wohlthätigkeitsanstalten und Arme vertheilt werden sollte. Es scheint, als ob er es auch auf dem Todtenbette noch mit keiner von den beiden Confessionen verderben wollte. „Gideon ist todt“, heißt es in dem Briefe eines Zeitgenossen, „und sein Nachlaß ist mehr werth als das ganze Land Kanaan.“

---

*) H. R. F(ox) B(ourne), The merchant princes of England („London Society“, 1866, Bd. 9).

Samson Gideon gehörte zu dem Theile der Juden, welche sich unter dem Namen der „Sephardim" oder „portugiesischen" Juden gegenwärtig nur noch in einigen ziemlich unwesentlichen rituellen Dingen (z. B. Aussprache des Hebräischen) von den „Aschkenesim", den „deutschen" oder „polnischen" Juden unterscheiden. Die portugiesischen Juden, unter den veredelnden Einflüssen des sonnigen Südens und jahrhundertelang im freundlichen Verkehr mit den hochgebildeten Mauren und den ritterlichen Spaniern, machten gleichsam den Adel des jüdischen Volkes aus, dessen Schönheit, Wissenschaft und Poesie sie bewahrten, und als sie vor der Inquisition flohen, ins zweite Exil mitnahmen, während der andere Zweig der Juden, zahlreicher und unternehmender als jener, nach seiner Wanderung durch die weniger cultivirten Länder des Nordens und seinem Aufenthalt unter den rauhern Bevölkerungen von Rußland, Polen und Deutschland die Spuren des leiblichen und geistigen Druckes mitbrachte. Zu sagen, daß diese beiden Zweige zwei Sekten wären, würde zu viel sein, obwol sie sich früher beinahe so betrachtet haben. Gegenwärtig existirt das beste Einvernehmen zwischen ihnen, in London und anderswo; doch noch vor dreißig, vierzig Jahren herrschte die bitterste Animosität zwischen den beiden Synagogen, von denen die portugiesische sich für viel vornehmer hielt und der Mehrzahl ihrer Angehörigen nach in der That wol auch war, als die deutsche, und eine Heirath zwischen Mitgliedern der einen und der andern ward für ein Familienunglück gehalten. Nirgends scheint diese Trennung schärfer hervorgetreten zu sein und endlich eine vollständigere Trennung hervorgebracht zu haben, als in England. Denn nur zu geneigt waren diese „Sephardim" oder „Kinder Israels", vielleicht getrieben von einem Gefühle der Abneigung gegen

ihre minder bevorzugten Brüder, sich von dem Glauben ihrer Väter abzuwenden, um in einer auch gesellschaftlich anerkannten Stellung den Adel geltend zu machen, als dessen Träger sie sich betrachteten. „Sie hatten niemals“, sagt der Right Hon. Benjamin D'Israeli in dem edeln und einfachen biographischen Denkmal, welches er seinem Vater, dem verdienten Forscher und Antiquar Isaak D'Israeli gesetzt, — „sie hatten niemals die Küsten des Mittelländischen Meeres verlassen, bis Torquemada sie aus ihren schönen Palästen und reichen Besitzungen in Aragonien und Andalusien und Portugal vertrieb, um größere Segnungen als selbst eine klare Atmosphäre und eine glühende Sonne, in den Marschen von Holland zu suchen.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele von den großen und angesehenen Familien der zweiten jüdischen Einwanderung, von Cromwell's Zeiten an, zu diesem portugiesischen Zweig gehörten; obwol es ebenso sicher ein Irrthum ist, wenn der Right Hon. D'Israeli sagt, daß alle von ihnen Sephardim gewesen, und daß sie ihre Synagoge den „Hebräern des nördlichen Europas, welche sich damals gelegentlich nach England hereinstahlen, als einer niedrigern Kaste“ verschlossen hätten. Wie wir weiter oben gesehen haben, ward schon im Jahre 1692 von den deutschen Juden eine Synagoge auf Duke's Place gebaut; und wenn die Portugiesen ihnen im Anfang auch der Zahl, der Bildung und dem Range nach überlegen gewesen sein mögen, so hat sich doch schon im Laufe des 18. Jahrhunderts das Verhältniß der beiden Zweige der jüdischen Gemeinschaft in England durchaus zum Nachtheil des portugiesischen entschieden, nachdem ihre großen Familien ihnen untreu geworden: die Villa Real's, „welche Reichthümer an diese Küsten brachten, fast so groß als ihr

Namen, obgleich dieser nur der zweite in Portugal ist, und welche sich zweimal mit der englischen Aristokratie verbunden haben"; ferner die Medinas, die Laras und die Mendez da Costas, von welcher letztern Familie jedoch ich Mitglieder in London gekannt habe und in Manchester kenne, die ihre Religion nicht gewechselt haben. —

Zu den Sephardim-Familien, welche zu der angegebenen Zeit und in der geschilderten Weise nach England kamen, gehörte die der D'Israeli. Auch sie war um das Ende des 15. Jahrhunderts von der Inquisition gezwungen worden, aus der spanischen Halbinsel auszuwandern; suchte, gleich so vielen andern ihrer Glaubens- und Leidensgenossen, ein Asyl auf dem damals tolerantern Boden von Italien, und fand es in der Republik Venedig. Hier legten sie den stolz klingenden spanischen Namen ab, welchen sie in dem Lande geführt, wo es bis zu ihrem Sturz unter Ferdinand und Isabella nichts Ungewöhnliches war, daß Juden die Minister und Leibärzte der Könige gewesen; und dankbar dem Gotte Jakob's, welcher sie durch Prüfungen ohnegleichen geführt und sie beschützt in unerhörten Gefahren, gaben sie sich den Namen „D'Israeli", einen Namen, niemals zuvor oder seitdem von einer andern Familie getragen, damit ihr Geschlecht für immer daran erkannt werden möchte. Ungestört und unbehindert blühten sie als Kaufleute während zweier Jahrhunderte unter dem Schutze des Löwen des heiligen Marcus, und erst um die Zeit, wo der rapide Aufschwung von Samson Gideon's Haus die Augen der jüdischen Geschäftswelt nach London lenken mochte, sandte der damalige Repräsentant der D'Israeli zu Venedig den jüngsten seiner beiden Söhne dahin, Benjamin, „den Sohn seiner rechten Hand", den Großvater desjenigen, der dreimal Schatzkanzler und einmal Premier von England gewesen.

Mit jener Feinheit, welche die Feder des letztern immer ausgezeichnet hat, erzählt er uns die Geschichte des Uebertritts seiner Familie zum Christenthum — reich an typischen Zügen und Motiven, welche wol überall in ähnlichen Fällen ähnlich gewirkt haben mögen. Sein Großvater verkehrte wenig mit den Glaubensgenossen, und war im besten Falle gleichgültig gegen sie; die Triebfeder des endlichen Bruchs war seine Gemahlin. „Meine Großmutter", sagt der ehemalige Ministerpräsident von England, „die schöne Tochter einer Familie, welche viel von Verfolgung gelitten, hatte jenen Widerwillen gegen ihren Stamm eingesogen, welchen die Ehrgeizigen nur zu sehr geneigt sind, anzunehmen, wenn sie finden, daß ihre Geburt sie zu einer gesellschaftlich niedrigen Stellung verurtheilt. Das Gefühl der Erbitterung, welches für den Verfolger bewahrt werden sollte, wird, wo die Empfindlichkeit bis zu einem gewissen Grade gereizt worden, nur zu oft an dem Schlachtopfer ausgelassen und die Ursache der Beleidigung nicht in der Unwissenheit und dem bösen Willen des Mächtigen gesucht, sondern in der Ueberzeugung und dem Gewissen des unschuldig Leidenden."

Dieses Gefühl persönlicher Kränkung, so richtig von einem Manne geschildert, welchem die Familientradition wol noch manch einen Zug davon aufbewahrt haben mag, hat mehr dazu beigetragen und trägt noch immer dazu bei, reizbare Naturen, wie die Juden sind, zu einem Entschluß zu treiben, den andere, weltliche Vortheile wol nur in den allerseltensten Fällen ihnen abringen würden. Doch dauerte der Kampf in der Familie D'Israeli's siebzehn Jahre. Erst im Jahre 1782 fand der Uebertritt zum Christenthum statt, und Benjamin D'Israeli, der Großvater, ward nun ein Mann, welcher, mit allen Gütern hinreichend

gesegnet, sich in der Nähe von London eine Besitzung erwarb, daselbst einen Garten im italienischen Geschmack anlegte, „seine Freunde bewirthete, Whist spielte mit Sir Horace Mann, der seinen Bruder in Venedig, den Bankier, gekannt hatte, Maccaroni aß, die der venetianische Consul in London zubereitet, Canzonetten sang und trotz einer Gemahlin, welche ihm niemals seinen Namen verzieh, und trotz eines Sohnes, der alle seine Plane vereitelte, lebte, bis er fast neunzig war und dann, 1817, starb in dem vollen Genuß eines so langen Lebens".

Dieser Sohn, „dem Vater bis zur letzten Stunde seines Lebens ein Räthsel", war Isaak D'Israeli, einer der liebenswürdigsten Bibliophilen und Forscher auf den Seitenwegen der Geschichte, dessen Bücher einen aufgehäuften Schatz anekdotischen Wissens enthalten und noch lange eine Lieblingslekture der Engländer bilden werden, wie sie für den Wißbegierigen jeder Nation ein Compendium von unschätzbarem Werthe sind. Isaak D'Israeli starb, zweiundachtzigjährig, im Februar 1848 auf seinem Landsitz Bradenham in Buckinghamshire; und hier, unter den Erinnerungen an John Hampden, dessen Tochter einst Herrin von Bradenham gewesen, an den großen Parlamentsmann und Lehrer des gesetzlichen Widerstandes, erwuchs Benjamin D'Israeli, der eminente Staatsmann und Romandichter, den wir alle kennen. Wohl mag es jener eigenthümlich aristokratische Zug seiner Vorfahren gewesen sein, der ihn antrieb, sich einen Platz zu erkämpfen unter dem großen Feudaladel des Landes, wie er sich auch in allen seinen Romanen spiegelt. Aber, zu seiner Ehre sei es gesagt, niemals hat er sich seiner Abstammung geschämt oder sie verleugnet, weder in seinen Romanen, wo er die Verherrlichung mittelalterlicher Romantik mit einer schwärmerischen Begeisterung für das

Judenthum zu vereinen wußte, noch in seiner parlamentarischen Laufbahn, wo er, ein standhafter Vorkämpfer der Judenemancipation, nicht wenig dazu beitrug, diese Frage unter dem zweiten Derby-Ministerium, dem er angehörte, zum glücklichen Abschluß zu bringen.

Wenig hatte der Großvater des Schatzkanzlers diese Stellung und Richtung seines Nachkommen vorausgesehen, als er sich vom Geschäft zurückzog am Vorabend jener großen Finanzepoche, mit welcher zu ringen ihn seine Talente so wohl befähigten, und als die Kriege und Anleihen der Revolution anfingen, jene Familien von Millionären zu schaffen, unter deren Zahl er wahrscheinlich seine eigene hätte eingereiht sehen mögen. „Das war indessen nicht unsere Bestimmung", sagt, mit einem bescheidenen Lächeln, der anerkannte Führer der englischen Tories.

In der That, das „Geldfürstenthum in Israel" war nun von dem portugiesischen Zweig auf den deutschen in London übergegangen. Während des ganzen 18. Jahrhunderts ist in Englands großen Städten, besonders London und Bristol, eine stetige Vermehrung des jüdischen Elements wahrzunehmen; und sie steigerte sich zu Ende des genannten Zeitraums, als der Krieg mit Frankreich und die von Napoleon angeordnete Continentalsperre den Schmuggelhandel in großem Maßstab hervorrief. Jetzt geschah der Zuzug meistens aus Norddeutschland, aus Hamburg, Hannover, vom Rhein und aus Holland, in welchem letztern Lande namentlich die Lage der Juden eine höchst prekäre geworden, indem sie, vom eigentlichen Handel ausgeschlossen, sich fast einzig auf die Diamantenschleiferei beschränkt sahen: ein Geschäft, in welchem einige reich wurden und die meisten zu Grunde gingen.

Fester hangend an den alten Ueberlieferungen, hatten

diese Einwanderer aus dem Norden zwiefach zu leiden: von der Zurückhaltung, mit welcher ihre durch den Aufenthalt im Süden verfeinerten Glaubensgenossen auf sie heruntersahen, und von dem religiösen Vorurtheil der Engländer. Allerdings war schon einmal, in der Mitte des Jahrhunderts, der glückliche Versuch gemacht worden, ihnen Heimatsberechtigung in dem Lande zu geben, in welchem die Juden nun beinahe schon wieder hundert Jahre friedlich gelebt hatten. Eine Naturalisationsbill ging 1753 mit großer Majorität durch beide Häuser des Parlaments: allein die City von London, mit dem Mayor an der Spitze, nahm diese Neuerung so ungeberdig auf, daß es darüber fast zum Aufstand gekommen wäre. Große Volkshaufen wogten durch Londons Straßen mit dem Geschrei „Keine Juden! Keine Holzschuhe!“ und die Wirkung auf das Land blieb nicht aus. Der witzige Horace Walpole schrieb damals an seinen Freund, Sir H. Mann, britischen Gesandten in Florenz: „Sie fürchteten, daß die Erfüllung der Weissagungen, welche den Juden Unglück und ewige Zerstreuung verkünden, durch eine Parlamentsacte verhindert werden könne, und es fehlte ihrem Eifer nichts, als die Eingabe einer Bittschrift an beide Häuser, um die Erfüllung dieser Weissagungen zu beschließen. Die Dorfpfarrer predigten gegen die Bischöfe, weil sie der Sache des Evangeliums ungetreu geworden, und Aldermen betranken sich in Grafschaftsclubs zu Ehren Jesu Christi, wie sie es weiland um König Jakob's willen gethan.“ — Die Bill mußte zurückgenommen werden: allein die Judenfrage hatte ihr zweites Stadium durchlaufen und es hatte sich gezeigt, welche Fortschritte sie seit der Debatte vom Jahre 1655 gemacht, in welcher sie zum letzten mal öffentlich behandelt worden: der intelligente Theil der Nation, ihre Gesetzgeber

und hohe Geistlichkeit waren für sie gewonnen. Wie sehr aber das Volk ihr noch entgegen war, das sollte noch einmal drohend bei Veranlassung des Gordon-Aufruhrs (1780) zum Vorschein kommen, in welchem es die Tumultuanten freilich zunächst nur auf die Katholiken abgesehen hatten, im Vorübergehen aber auch, die günstige Gelegenheit benutzend, die Häuser der Juden zu demoliren anfingen, welche letztere dann, um sich zu schützen, auf ihre Fensterläden schrieben: „Dieses ist ein treu protestantisches Haus." Indessen nahm die Gemeinschaft, welche zu Anfang des Jahrhunderts in London nicht mehr als 60—70 Familien mit einer Synagoge gezählt hatte, durch die fortgesetzte Einwanderung so sehr zu, daß sie 1770 schon drei Synagogen hatte.

Der große Mann dieser Zeit, der Aera Georg's III., war Aaron Goldsmid. Er war nicht so reich wie Samson Gideon, aber er war der bessere Mensch, und dem unverbrüchlichen Herkommen seiner Glaubensgenossenschaft gemäß der strengere Jude. Goldsmid war um die Mitte des Jahrhunderts von Hamburg gekommen und hatte sich in London als „merchant", d. h. Großhändler etablirt. Den höchsten Flor erreichte sein Haus erst nach seinem Tode unter seinen vier Söhnen, und jenen Coup, den jedes Haus einmal machen muß, wenn es sich mit Einem Schlag über das Niveau der andern erheben will, machte diese Firma zur Zeit der französischen Revolution. An die Spitze des Geschäfts traten immer vorwiegender die beiden Brüder Abraham und Benjamin, Männer von der anerkanntesten Ehrenhaftigkeit und wohlbefreundet mit Newland, dem damaligen ersten Kassirer der Bank von England. Auch dieser war ein selbstgemachter Mann, welcher aus einem Bäckerladen emporgestiegen war zu seiner enorm

einflußreichen Stellung, und von so großem Verdienst um die Verwaltung derselben, daß sein Bildniß gegenwärtig das sogenannte „Bank parlour", das Sitzungszimmer der Bankdirectoren schmückt. Durch Newland wurden die Gebrüder Goldsmid in Verbindung mit dem Gouvernement gebracht, welches seit dem Jahre 1793 infolge des Continentalkriegs zu fortwährenden Anlehen gezwungen war. Aber nicht nur das, was sie durch eine bedeutende Betheiligung an diesen Operationen gewannen, steigerte den Reichthum der Brüder, sondern ebenso sehr das, was sie nicht verloren, zu einer Zeit, wo durch Krieg und Revolution an allen Ecken und Enden Europas große Häuser von einem Tage zum andern massenhaft zusammenbrachen. Eine der merkwürdigsten Eigenschaften Benjamin's war seine wahrhaft erstaunliche Firmenkenntniß, welche sich nicht auf England beschränkte, sondern den ganzen europäischen und außereuropäischen Geldmarkt umfaßte; er taxirte mit einer an das Unglaubliche grenzenden Sicherheit jeden Namen, der sich auf der Rückseite eines Wechsels finden mochte. Diesem Umstande hatte die Firma zu danken, daß in dem gefährlichen Jahre 1794, wo bei dem allgemeinen Umsichgreifen des Revolutionskrieges die Grundmauern der ganzen Geschäftswelt zitterten und rings um sie her in der That auch die großen Firmen wie die Kartenhäuser fielen, der Gesammtverlust der Gebrüder Goldsmid sich auf nicht mehr als 50 Pfd. Sterling belief! Es gab zu Anfang unsers Jahrhunderts in London kein größeres, glänzenderes und allgemeiner beliebtes Haus als dieses. Die Großartigkeit ihrer Unternehmungen war nicht weniger berühmt als die Solidität derselben. Ihre Wohlthätigkeit, namentlich gegen die Glaubensgenossen, kannte keine Schranken. Ihre Gastfreundschaft, mit offener Hand geboten, ward gern und

freudig angenommen. Sie hatten prachtvolle Häuser in der Stadt und reiche Besitzungen auf dem Lande, wo sie nicht selten die Berühmtheiten und Spitzen der damaligen Gesellschaft um sich versammelten.

Allein ein sehr trauriges Ende war diesem Hause bestimmt, welches in jeder Beziehung so groß und geachtet dagestanden. Eines Morgens, im April 1808, fand man den jüngern der beiden Brüder, Benjamin, todt in seinem Schlafzimmer. Er hatte sich in einem Anfall von Melancholie, der er in letzterer Zeit immer häufiger ausgesetzt gewesen, am Pfosten seines Bettes selbst erhenkt.

Sein älterer Bruder Abraham sollte ihn nicht lange überleben. Immerfort trauernd um den Verlust seines Bruders, mit welchem er während seines ganzen Lebens innig vereint gewesen, schien es, als ob mit demselben der Stern von dem Hause Goldsmid gewichen. Kein Unternehmen wollte mehr in der alten Weise reussiren, und zuletzt, im Jahre 1810, setzte Abraham sein ganzes Vermögen auf ein neues Regierungsanlehn von 14 Millionen Pfd. Sterling, welches er in Gemeinschaft mit dem Hause Baring discontirte. Das Geschäft mislang; das Haus Baring, gleichfalls von deutschem Ursprung und noch heute von europäischem Rufe, überlebte den Sturz. Aber sein damaliger Chef, Sir Francis Baring, starb, und Abraham Goldsmid — erschoß sich.

In die Lücke, welche zwei so gewaltige Männer der City von London gelassen, trat ein neuer Name: Rothschild, ein. Das Haus Rothschild — oder wie der Engländer es beharrlich nennen wird: „Roß-scheild" — etablirte seine Weltmacht auf den Trümmern des Hauses Goldsmid.

Wenn wir den Namen Rothschild nennen, so weiß jeder, was das bedeutet. Größer als Gideon, größer als

Goldsmid, beherrscht das Haus Rothschild nicht nur den Geldmarkt der City, sondern der ganzen Welt. Es war unserm Jahrhundert vorbehalten, die Anhäufung von Reichthümern zu beobachten, gegen welche diejenigen des Krösus sich etwa verhalten mögen wie die hängenden Gärten der Semiramis und die andern Wunderwerke der Alten Welt gegen, sagen wir nur den Krystallpalast von Sydenham, die Eisenbahn über den Semmering, die Durchbohrung des Mont-Cenis und das transatlantische Kabel. Und doch sind es nicht mehr als hundert Jahre, daß ein sehr bescheidenes Männlein in einem sehr bescheidenen Hause und in einem sehr bescheidenen Laden unter dem Zeichen des rothen Schildes in der Judengasse von Frankfurt saß; nicht mehr als 75 Jahre, daß die Franzosen in Frankfurt einrückten und Meyer Amschel sein Gold und Silber nach Kassel flüchtete und dem Landgrafen von Hessen zur Bewahrung anvertraute; nicht mehr als 66 Jahre, daß der, inzwischen zum Kurfürsten avancirte Landgraf seinerseits vor den Franzosen flüchtend, s e i n Gold und Silber dem frankfurter Geschäftsfreund anvertraute, und nicht mehr als 60 Jahre, daß dieser Meyer Amschel Rothschild, welcher sechs Jahre vor Goethe geboren war, in einem Alter von 69 Jahren und mit einer Hinterlassenschaft von 12 Millionen Gulden starb. Gegenwärtig allerdings, unter den neuen Conjuncturen und Constellationen in der Finanzwelt, ist das Haus Rothschild nicht mehr die Großmacht, die es noch vor zehn Jahren unbestritten war. Andere Mächte, die großen Creditinstitute, sind neben ihm emporgewachsen und drängen es in den Schatten; die Association, das Consortium hat die Einzelherrschaft gebrochen. Aber wir erinnern uns doch alle noch der Zeit, wo der Name dieser

Dynastie mit jeder großen Operation auf dem Geldmarkte verbunden war; und neben so vielen andern Depossedirten des letzten Decenniums wird auch das Haus Rothschild immer ein historisches Interesse behaupten.

Mit welcher Rührung führt Börne den jungen Heine an einem Winterabend des Jahres 1827 durch die Judengasse von Frankfurt, die am Tage so düster, jetzt aufs fröhlichste illuminirt war, weil „die Kinder Israel an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr lustiges Lampenfest feierten". Vor dem Hause der alten Madame Rothschild blieben sie stehen. „Sehen Sie", sagte Börne, (vgl. Heinrich Heine über Ludwig Börne, S. 35) „hier in diesem kleinen Hause wohnt die alte Frau, die Lätitia, die so viele Finanz-Bonaparte geboren, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will und heute wegen des großen Freudenfestes ihre Fenster mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit ihren eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und seine Brüder ebenso tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau diese Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und sie erinnert sich mit wehmüthiger Wonne jener jüngern Zeit, wo der selige Meyer Amschel Rothschild, ihr theuerer Gatte, das Lampenfest mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten und in kindischer Lust darüber hin- und hersprangen, wie es Brauch und Sitte ist in Israel!"

Auf dem Todtenbette soll Meyer Amschel seinen fünf

Söhnen einen Eid abgenommen haben, daß sie sich niemals trennen, sondern das Geschäft in Gemeinschaft fortsetzen, das Vermögen soviel als möglich vermehren, aber niemals theilen wollten. Jedermann weiß, wie gewissenhaft dieser Eid erfüllt worden, und die Folge davon war, daß das Haus Rothschild, mit den Jahren immer wachsend, nicht nur in seinen Reichthümern, sondern ebenso sehr in der Zahl seiner Söhne, Schwäger, Neffen und Enkel, zu einer Herrscherfamilie ward, welche die Hauptbörsen der Welt unter sich vertheilte, welche sich an den fremden Plätzen durch ihre Repräsentanten diplomatisch vertreten ließ, und welche endlich auch ihre innern Angelegenheiten, ihre Heirathen, Mitgiften und Erbschaften, durch Hausgesetze autonom ordnete. Das Haupt dieser neuen Dynastie war, solange er lebte, der londoner Rothschild, Nathan Meyer, der dritte Sohn des alten Amschel.

Nathan Meyer war schon in seinem 21. Jahre gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach England gegangen, mit einem Anlagekapital von nicht mehr als 20000 Pfd. Sterling. Er hatte sich zuerst nach Manchester begeben, wo zu dieser Zeit eben das Calicogeschäft einen bisher ungekannten Aufschwung genommen hatte. Der junge Mann wußte seinen Vortheil wahrzunehmen, und während seine bescheidenern Concurrenten sich damit begnügten, entweder die Manufacturisten oder die Verkäufer zu sein, war Nathan Meyer beides und machte noch dazu den Bankier für alle. Seine Mühe bezahlte sich so gut, daß nach sechs Jahren sein Vermögen sich verzehnfacht hatte. Mit diesen 200000 Pfd. Sterling begab er sich im Jahre 1803 nach London, dem Schauplatz kaufmännischer Größe, woselbst er schon nach kurzer Zeit eine solche Figur war, daß Levi

Barnett Cohen, einer von den jüdischen Citymagnaten ersten Ranges, ihm seine Tochter gab.

Man sagt freilich, daß dieser fast bereut habe, dem jungen Menschen, dessen Speculationen von Tag zu Tag kühner und gefährlicher wurden, das Schicksal seiner Tochter anvertraut zu haben; aber Nathan Meyer soll ihn beruhigt haben, indem er sagte: „Ihr habt mir nur Eine von Euern Töchtern gegeben; aber was das anbetrifft, Mr. Cohen, so hättet Ihr kein besseres Geschäft machen können, als wenn Ihr sie mir alle zusammen gegeben hättet.“

Das große Ereigniß für Nathan Meyer und sein Haus war der Befreiungskrieg. Indem er zuerst als Nebenbuhler über das damals noch souveräne Haus Goldsmid auftrat, erwartete er die Restauration der Bourbons. Er berechnete, daß für das Glück der Rothschilds der letzte Tag der Revolution ebenso entscheidend sein würde, als der erste Tag derselben für das Glück der Goldsmids gewesen. Er setzte sich in Kriegsbereitschaft bei Gelegenheit jener Regierungsanleihe von 1810, infolge welcher die beiden damals größten Bankhäuser Gideon und Baring stürzten, respective erschüttert wurden. Hierauf eröffnete Nathan Meyer seine Campagne: er kaufte die Wechsel auf, welche Wellington damals, mitten im Spanischen Kriege, discontirt und welche das englische Gouvernement zu bezahlen kein Geld hatte. Durch die Prolongation dieser Wechsel accreditirte sich Nathan Meyer bei der Regierung und machte zugleich ein gutes Geschäft für sich. Ein directes Verhältniß zwischen ihm und der Regierung kam nun zu Stande: sie fand ihn sehr brauchbar wegen seiner continentalen Connexionen und bediente sich seiner vielfach als ihres Agenten. Durch seine Hand gingen die Gelder

an die Armeen, die Subventionen an die verbündeten Mächte. Mit den besten Nachrichten, welche zu haben waren, durch seine Brüder vom Continent bedient, erfuhr er zugleich durch seine Beziehungen zu dem englischen Ministerium mehr von der innern und äußern Politik desselben als irgendein anderer Mann in England. Und er blieb nicht hinter der Gelegenheit zurück. Plötzlich ward er Taubenzüchter. Seine Bekannten, welche bukolische Neigungen an dem starren Geldmann bisher nicht wahrgenommen, erstaunten; aber der Grund dieser Sache war, daß Nathan Meyer Kuriertauben abrichtete. Bald flogen seine Tauben nach Süd und Ost, während schnellsegelnde Boote auf den kürzesten Routen, die er selbst mit Hülfe von Seekarten ausgesonnen, seine Sendboten und Geldsäcke zwischen den Küsten von Deutschland, Frankreich und England hin- und hertrugen. Es macht dem Scharfsinne dieses merkwürdigen Mannes nicht wenig Ehre, daß die Kurierdampfer, welche heute zwischen Folkestone und Boulogne fahren, genau denselben Weg für die kürzeste Seereise gewählt haben, welchen Nathan Meyer einst für seine Segelboote ausfindig gemacht.

Während in dieser Weise Nathan Meyer seine Bewegungen machte, machten die großen Armeen die ihrigen; die Siegesfeuer von Leipzig, der Einzug der Alliirten in Paris, Elba, die Hundert Tage — dies alles drängte Wellington und Blücher, aber auch Nathan Meyer zur Entscheidung: zur Schlacht von Waterloo. Dieser Schlacht wohnte Nathan Meyer in Person bei. Aus einem Versteck in der Nähe des Schlosses von Houguemont folgte er den Schwankungen des 18. Juni mit nicht weniger Spannung als Wellington und Napoleon. Als er aber gegen Abend vernahm, daß die Preußen da seien, und auf den Höhen

von Belle Alliance sah, wie Blücher und Wellington sich bei Sonnenuntergang grüßten, da sagte er: „Das Haus Rothschild hat die Schlacht gewonnen!“ und bestieg ein Pferd, welches während des ganzen Tages für ihn gesattelt und bereit gestanden hatte. Er ritt die ganze Nacht durch und kam früh am Morgen nach Ostende. Die See war so stürmisch, daß kein Bootsmann sich hinauswagen wollte. Zuletzt gelang es ihm, einen Fischer zu bewegen, für 80 Pfd. Sterling den Versuch zu machen. Am Abend war er in Dover, am 20. Juni früh in London und auf der Börse. Gerüchte der trübsten Art hatten sich hier inzwischen verbreitet, und Nathan Meyer hütete sich wohl, dieselben zu zerstreuen. Im Alleinbesitz des Geheimnisses, war er nebst seinen Agenten ebenso eifrig zu kaufen, als alle andern sich drängten, zu verkaufen. Als am 21. Juni die Börse schloß, da waren die Papierschränke Nathan Meyer's in St.-Swithin's Lane gefüllt; und eine Stunde später traf der Regierungskurier mit den Depeschen vom Schlachtfeld ein. Ganz London klang von Siegesjubel, und am andern Morgen eröffnete die Börse mit fabelhaften Preisen. Auf einem englischen Kriegsschiffe fuhr der gefangene Kaiser, dieser gigantische Sohn der Revolution, nach seinem Felsenkerker von St.-Helena. Ludwig XVIII. bestieg noch einmal den Thron der Bourbonen, und um eine Million Pfd. Sterling reicher stand Nathan Meyer unter seinem Pfeiler in der südlichen Ecke des Börsengebäudes von London.

Von diesem Tage an datirt der eigentliche Glanz des Hauses Rothschild. Unternehmungen von mäßigerm oder vielleicht schlechtem Erfolg (wie die englische Anleihe von 1819 oder die französische von 1823) wurden mehr als aufgewogen durch andere Unternehmungen, welche wie

die Erwerbung der Gruben von Almaden in Spanien und von Idria in Illyrien den ganzen europäischen Quecksilberhandel zu einem Rothschild'schen Monopol machten. Nach und nach wurde das Haus der Agent fast aller Regierungen, und die großen Anleihen wurden zum größten Theil durch seine Vermittelung abgeschlossen. Dabei hielten die Brüder, eingedenk des Eides, den sie dem sterbenden Vater geleistet, treue Gemeinschaft, und dadurch, daß Cousins und Cousinen fast ausnahmslos untereinander heiratheten, blieb auch über die zweite Generation hinaus das kolossale Vermögen in unverminderter, stets sich durch sein eigenes Gewicht mehrender Masse zusammen. Wie reich Nathan Meyer für seinen eigenen Theil gewesen, weiß niemand. Einige schätzten ihn auf drei, andere auf zehn Millionen Pfd. Sterling. Aber beide Vermuthungen sind wahrscheinlich noch unter der Linie geblieben. Seiner Witwe hinterließ er eine Rente von 20000 Pfd. Sterling das Jahr, nebst einer Residenz in London und einem Landgute bei London; jeder seiner vier Söhne hatte, sobald er majorenn geworden, 25000 Pfd. Sterling erhalten und sollte ferner 75000 Pfd. Sterling bei der Verheirathung bekommen. Seinen drei Töchtern, außer den 25000 Pfd. Sterling, welche jede mit dem Eintritt der Majorennität erhielt, vermachte er letztwillig noch 100000 Pfd. Sterling, die Hälfte als Hochzeitsgeschenk, die Hälfte, um im Geschäft zu bleiben und mit 4 Procent verzinst zu werden. Es war am Hochzeitstage seines ältesten Sohnes Lionel, welcher im Jahre 1836 zu Frankfurt eine seiner neapolitanischen Cousinen heirathete, daß Nathan Meyer plötzlich krank wurde. Wenige Tage später, am 28. Juli, starb er, nicht ganz 60 Jahre alt, und am folgenden Morgen wurde durch Zufall eine seiner eigenen Kuriertauben, welche

über Brighton flog, geschossen. Sie sollte die Nachricht seines Todes nach London bringen. An ihrem Halse fand man einen Zettel mit diesen drei Worten: „Il est mort."*)

*) H. R. F. B, The merchant princes of England, a. a. O.

3.

Nunmehr war der Tag gekommen, an welchem sich das Wort Macaulay's bewahrheiten sollte, daß „da, wo Reichthum ist, Macht unvermeidlich folgen muß". Zum dritten mal im Verlaufe zweier Jahrhunderte ward die Judenfrage ins Parlament gebracht, um diesmal vor ihrer endgültigen Lösung aus demselben nicht mehr zu verschwinden. Der Kampf dauerte 28 Jahre, doch das Ende war der vollständigste Sieg.

Es war im Jahre 1830, daß Mr. Robert Grant den Antrag stellte, eine Bill einbringen zu dürfen, welche die bürgerliche Unfähigkeit der Juden aufheben sollte. Der Antrag ging in der ersten Lesung mit einer Majorität von 18 Stimmen durch, fiel aber in der zweiten mit einer Majorität von 36. Hierauf schrieb, im Januar 1831, Macaulay sein classisches Essay über die bürgerliche Unfähigkeit der Juden (Civil disabilities of the Jews). Es heißt darin: „Die Unterschiede zwischen Judenthum und Christenthum haben sehr viel zu thun mit der Fähigkeit eines Mannes, ein Bischof oder ein Rabbiner zu sein. Aber sie haben mit seiner Fähigkeit, eine Magistratsperson, ein Gesetzgeber oder ein Finanzminister zu sein, nicht mehr

zu thun als mit seiner Fähigkeit, ein Schuhflicker zu sein. Niemals hat jemand daran gedacht, Schuhflicker zu zwingen, eine Erklärung über den wahren christlichen Glauben abzulegen .... Die Leute handeln so, nicht weil sie indifferent gegen die Religion wären, sondern weil sie nicht einsehen, was die Religion mit dem Ausbessern von Schuhen zu thun habe. Aber die Religion hat gerade so viel mit dem Ausbessern von Schuhen zu thun als mit dem Budget und der Armeevorlage." Und weiter: „Man behauptet, daß es gottlos sein würde, einen Juden im Parlament sitzen zu lassen. Aber ein Jude kann Geld machen und Geld kann Parlamentsmitglieder machen. Gatton und Old Sarum können das Eigenthum eines Hebräers sein. Ein Wähler von Penrhyn wird 10 Pfund von Shylock lieber nehmen als 9 Pfund, 19 Schilling, 11 Pence und 3 Farthings von Antonio .... Daß ein Jude Geheimrath eines christlichen Königs sein sollte, wird eine ewige Schande für die Nation sein. Aber ein Jude kann den Geldmarkt beherrschen, und der Geldmarkt kann die Welt beherrschen. Der Minister kann in Betreff seines Finanzplanes in Zweifel sein, bis er mit dem Juden sich berathen hat. Ein Congreß von Souveränen kann sich gezwungen sehen, den Juden zu seiner Unterstützung herbeizurufen. Der Federzug des Juden auf der Rückseite eines Stückchens Papier kann mehr werth sein als das königliche Wort dreier Fürsten oder die nationale Bürgschaft von drei neuen amerikanischen Republiken." — Im Jahre 1833 wiederholte Mr. Grant seinen Antrag, und diesmal ging er, von Macaulay's warmer Beredsamkeit unterstützt, glänzend durch.

Das Parlament war den Juden geöffnet; es galt nur noch, es zu betreten. Allein auch das war so leicht nicht.

Zuerst mußte ein Jude gewählt werden; es mußte sich zeigen, ob das Volk in seiner Masse so erleuchtet war, wie seine Vertreter im Parlament. Hundert Jahre, von 1653 bis 1753 hatte es gedauert, bis das Parlament eine günstige Ansicht über die Sache gewonnen; jetzt mußte man sehen, welche Fortschritte das Volk in den andern hundert Jahren, vom 18. zum 19. Jahrhundert gemacht. Schon 1836 stellte sich der erste Jude, Mr. Salomon, einer englischen Wählerschaft in Shoreham vor, aber ohne Erfolg; 1841 erschien er aufs neue vor der von Maidstone, auch diesmal nicht glücklicher. Aber im Jahre 1847 wurden zwei Juden auf einmal gewählt: Mr. Salomon in Greenwich und Baron Lionel Rothschild, der Sohn Nathan Meyer's, für die City. Als die beiden jedoch von ihrem Rechte Gebrauch machen und ihren Sitz einnehmen wollten, da war noch ein letztes Hinderniß im Wege: die Eidesformel. Diese schloß sie noch für weitere 11 Jahre aus. Es war das letzte Stadium in dem zweihundertjährigen Kampfe.

Die Worte der Eidesformel „upon the true faith of a Christian" (auf den wahren Glauben eines Christen) hatten die Juden bislang auch von der Erwerbung des City-Bürgerrechts und damit aller bürgerlichen Ehrenämter ausgeschlossen. Es sollte nun aber geschehen, nachdem die Geistlichkeit und die Gesetzgeber längst gutgemacht, was sie gegen die Juden zu Cromwell's Zeiten gethan, daß die City, welche sich gegen sie noch zu den Zeiten der Pelhams erklärt, die erste war, welche ihnen den Weg ins Parlament öffnete. Der Umschwung zu Gunsten der Juden war allgemein, die ganze Bevölkerung von England in allen ihren Schichten bereit, in ihnen die Mitbürger zu sehen. Als ein bedeutsames Zeichen der veränderten

Stimmung muß der ungeheuere Erfolg eines Stückes betrachtet werden, welches recht eigentlich zu dem Zwecke geschrieben ward, für den lange verachteten Stamm zu plaidiren: „Der Jude" von Cumberland. Im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts zum ersten mal in Drury-lane aufgeführt (1793), blieb dieses Schauspiel über das erste Drittel des unserigen hinaus ein Liebling des britischen Publikums, ward auch auf der deutschen Bühne heimisch und erscheint selbst heute hier und dort immer noch einmal auf den Bretern. Ein Tendenzstück, wiewol im besten Sinne des Wortes, wird sein dichterischer Werth kaum bedeutend genug gewesen sein, um Vorurtheile zu besiegen; allein der schwerere Theil der Arbeit war, umgekehrt wie wir es in Deutschland gesehen, schon auf dem politischen Gebiete vollbracht. Den Kampf aufzunehmen, bedurfte es eines Lessing; in England war er so weit gediehen, daß es an einem Cumberland genügte. Andererseits zeigt der Unterschied der Auffassung zwischen Shakspeare's und Cumberland's Juden, zwischen Shylock und Schewa, die ganze Strecke, welche die öffentliche Meinung während der beiden Jahrhunderte zurückgelegt hat. Schewa hat, wenn auch noch immer kein bürgerliches Recht, doch schon eine Art von bürgerlich anerkannter Existenz: er lebt in Duke's Place, ist der Mäkler eines reichen Citykaufmanns, Sir Stephen Bertram's, „und keines Mannes Charakter steht höher in Change-Alley", der damaligen Börse von London; seiner äußern Erscheinung nach nicht viel besser als Shylock, richtet sich doch sein beleidigtes Gefühl nicht hart und stolz und rachsüchtig auf gegen seine Verfolger, sondern sein Herz wird weich und demüthig und fließt „in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander". (Börne.) Ein Geizhals in Befriedigung seiner eigenen Wünsche, wird er ein

Verschwender, um die der andern zu erfüllen; im harten Kampfe mit sich selbst macht er seine Feinde zu Freunden. — „Redet nicht von meiner Güte; ich gebe niemals etwas um der Güte willen. Wenn Mitleid es von meinem Herzen losringt, ob ich will oder nicht, dann gebe ich. Was kann ich dagegen thun?" . . . Das Ende des Stückes zeigt nicht den armen Schewa gedemüthigt und beschämt, sondern den reichen Citykaufmann und Baronet von England; „seht hier", ruft Ratcliffe, indem er auf seinen Wohlthäter deutet, „den Freund der Witwen! den Vater der Waisen! den Beschützer der Armen! den Mann, der die ganze Menschheit liebt!" Worauf Schewa, der seinem jungen christlichen Freund sein ganzes Vermögen verheißt, erwidert: „Ich vergrabe es nicht in einer Synagoge oder einem andern Gebäude; ich verschwende es nicht auf eitle Dinge oder öffentliche Arbeiten: ich vermache es einem mildthätigen Erben, und baue ein Hospital in einem menschlichen Herzen."

Nicht alle Juden sind Schewas; aber, wie dieser dem reichen Citykaufmann zuruft, sind auch nicht alle Christen Bertrams. „Es ist merkwürdig, einen Aberglauben aussterben zu sehen", meint Charles Lamb in seiner Analyse von Marlowe's „Juden von Malta" (vgl. Specimens of English Dramatic Poets, Bohn's Edition, S. 28), „die Vorstellung von einem Juden (welche unsere frommen Vorfahren mit solchem Abscheu betrachteten) hat jetzt nichts Erschreckendes (revolting) mehr für uns. Wir haben die Klauen des wilden Thieres gezähmt und seine Krallen gestutzt, und nun nehmen wir es in unsere Arme, liebkosen es, schreiben Stücke, um ihm zu schmeicheln; es wird von Fürsten besucht, gibt sich eine Miene von Kennerschaft, patronisirt die Künste, und ist das einzige wohlanständige

Ding in der Christenheit, welches einem Gentleman ziemt (the only liberal and gentlemanlike thing in Christendom)." —

Wir haben ähnliche Stoßseufzer allzu besorgter Gemüther auch in Deutschland gehört; aber weder hier noch in England hat dergleichen den ruhigen und stetigen Fortschritt gehindert, und nachdem die guten Bürger der City von London den edeln Schewa 37 Jahre lang auf der Bühne von Drurylane bewundert hatten, gaben sie ihm das langersehnte Bürgerrecht. Es war im Jahre 1830, daß sie nach Aenderung der Formel den ersten Juden zum Bürgereid zuließen, und 1835 war Mr. David Salomon schon Sheriff von London und Middlesex; im Jahre 1845 ging unter Sir Robert Peel die Parlamentsacte durch, welche auch bei der Einführung in Corporationsämter erlaubte, den Zusatz „auf den wahren Glauben eines Christen" wegzulassen, und sogleich sehen wir zwei Juden als Aldermen von Aldgate und Portsoken. Durch das große Thor der City waren sie jetzt gegangen, und es konnte nicht lange mehr dauern, bis sie auch durch das des Parlaments schreiten durften. Das Präjudiz war gegeben und der Strom der öffentlichen Meinung zu stark, als daß auch das letzte Hinderniß ihm nicht endlich hätte weichen sollen. Indessen thaten auch die Juden alles, um diese Meinung zu verdienen, und an keinen Namen wird sich in dieser Beziehung für alle Zukunft ein ehrenvolleres Gedächtniß knüpfen, als an den Sir Moses Montefiore's. Einer der ersten jüdischen Sheriffs von London, war er auch einer der ersten, welchen in den Anfangstagen ihrer segensreichen Regierung die Königin Victoria die Ritterwürde verlieh (1837). Drei Jahre später sollten die grauenvollen Judenverfolgungen in Rhodus und Damaskus diesem

seltenen Manne die Gelegenheit geben, sich in der ganzen Größe seines menschenfreundlichen Charakters zu zeigen. Es wird immer in dankbarer Erinnerung bleiben, wie damals in dem allgemeinen Schrecken, der die Welt ob dieses Rückfalls in die mittelalterliche Barbarei betäubte, dieser Eine sich thatkräftig erhob, um Rettung und Hülfe zu bringen. Sechshundert Jahre waren verflossen, seit auf diesem englischen Boden die Beschuldigung vergossenen Christenbluts gegen die Juden vorgebracht worden war; jetzt wiederholte sie sich im fernen Osten, und jetzt war es England, welches ein Regierungsschiff unter der Flagge von Großbritannien und Irland für die Bedrängten bereitstellte. Man weiß und wird es niemals vergessen, wie Sir Moses Montefiore seine selbstübernommene Mission ausführte, und wie seine Heimkehr einem Triumphzug glich. Jetzt war es nicht eine von Cumberland's Schauspielfiguren, die auf dem Drurylane-Theater von Schewa sprach, sondern im Mansionhouse, dem Palast des Lordmayors von London, hörte man vor einer großen und glänzenden Versammlung alles dessen, was angesehen und vornehm in England war, die Worte, „daß keiner unserer Mitbürger eifriger bemüht ist, Humanität zu befördern, Armen und Bedürftigen zu helfen, Waisen zu beschützen und Literatur und Wissenschaft zu begünstigen, als sie, und daß sich ihre Wohlthaten nicht nur auf die beschränken, welche ihres Glaubens sind, sondern daß auch Christen, sowie die Bekenner jedes Glaubens sich derselben erfreuen". Die Königin Victoria, von dem Wunsche beseelt, „unserm getreuen und lieben Sir Moses Montefiore . . . ein besonderes Zeichen unsrer königlichen Huld zu geben für diese seine anhaltende Bemühung zu Gunsten seiner gekränkten und verfolgten Brüder im Morgenlande und der Nation

im allgemeinen", ließ ihm eine Wappenbesserung zutheil werden, wie sie sonst nur den Pairs und Personen vom höchsten Range verliehen wird: sie gab ihm sogenannte „supporters" oder Wappenschilderträger, die sein Verdienst zu verewigen bestimmt waren, nämlich einen Löwen, einen Hirsch und eine Fahne mit der hebräischen Inschrift „Jerusalem".*)

So standen die Juden Englands auf der Schwelle des Parlaments bis in die funfziger Jahre: nur noch die Tories hinderten sie, dieselbe zu überschreiten, indem sie sich weigerten, in eine Fassung der Eidesformel, nach dem Vorgang der City, zu willigen. Da trat, aus ihren eigenen Reihen, ein Kämpfer auf, dem es beschieden war, die Sache, die er vertrat, zum ruhmreichen Abschluß zu bringen. Es war im Jahre 1851, daß er in der „Politischen Biographie von Lord George Bentinck" zum ersten mal laut und beredt für den Eintritt der Juden ins Parlament plaidirte, nachdem er in seinen Romanen schon lange vorher eine glühende Vorliebe für sie gezeigt. Der Verfasser dieser Biographie, kein anderer als Benjamin D'Israeli, damals noch ein Gentleman ohne Titel, hatte die Genugthuung, seine Sache bei seiner Partei allmählich durchdringen zu sehen, und in dem Jahre, wo seine Schrift die fünfte Auflage und er selbst es erlebte, zum zweiten male Schatzkanzler zu sein, ward endlich der entscheidende Sieg proclamirt, und am 26. Juli des Jahres 1858 trat, an seiner Hand, der erste Jude, Baron Lionel von Rothschild, in das englische Parlament, indem er zum ersten mal die Worte der Eidesformel: „auf den wahren Glauben eines Christen", ausließ, und ihm folgten bald sechs andere jüdische Mitglieder.

*) Grätz, Geschichte der Juden, XI, 535 und 552.

Indem wir die Geschichte der Juden in England erzählt, haben wir ein Thema behandelt, welches fast ganz schon der historisch gewordenen Vergangenheit angehört; allein von allen interessanten, ja wunderbaren Zügen, die dabei zur Sprache gekommen, ist dieser letzte, der die Entscheidung durch D'Israeli herbeiführt, vielleicht der interessanteste und in seiner ganzen Verkettung wunderbarste. In der That, ein Phänomen, bezeichnend nicht nur für England allein, sondern für die ganze moderne Welt, er, von Geburt ein Plebejer, der die Torypartei reconstruirte und, als Haupt derselben, die Whigs mit deren eigenen Waffen, der Reformbill, schlug, um in dem Moment zu siegen, wo die von ihm durchgesetzte Reformbill zum ersten mal in Wirksamkeit trat; er, wenn nicht ein geborener Jude, doch erst seit seinem zwölften Jahre Christ (31. Juli 1817 *), der Sohn von Aeltern, welche beide (seine Mutter war eine Basevi) noch Mitglieder der portugiesischen Judengemeinde von London gewesen waren. An dem Tage, wo man ihn im Jahre 1868 als ersten Minister an der Spitze von Ihrer Majestät Regierung sah, hat er jenen andern Tag gesühnt, wo im Jahre 1290 ein Plantagenet die unglücklichen Verbannten, seine Vorältern, übers Meer trieb, nachdem man sie gebrandschatzt und geplündert; und mit den vier englischen Herzogen zu seiner Rechten und zu seiner Linken hat D'Israeli damals den Plunder von einem halben Jahrtausend ein für allemal ausgekehrt.

---

*) „Getauft, 31. Juli 1817: Benjamin, angeblich zwölf Jahre alt, Sohn von Isaak und Maria D'Israeli, King's Road, Gentleman." Taufregister der St.-Andreas-Kirche, Holborn, London. Mitgetheilt im „Athenaeum" vom 12. Sept. 1868, S. 336.

Die Gesammtzahl der in Großbritannien und Irland ansässigen Juden beläuft sich auf 40000, von denen der größere Theil in England, und in London allein 25000 leben; 5000 von denselben kann man zu der bessern, 8000 zu der mittlern und 12000 zu der niedern Klasse rechnen.

In der obern Klasse der Juden finden wir englische Baronets: Sir Francis Goldsmid (1841), Sir Moses Montefiore (1846), Sir Anthony Rothschild (1846) und Sir David Salomons (1869); ferner sieben Parlamentsmitglieder und endlich zahlreiche Angehörige der von Gentlemen betriebenen Berufsarten, Juristen, Aerzte, Kaufleute.

Aus mannichfachen und begreiflichen Gründen, auf die wir noch zurückkommen, ist der Kreis des Handwerks unter den Juden in England immer noch ein verhältnißmäßig enggezogener, wiewol er die Tendenz hat, sich zu erweitern und bereits folgende Arten jüdischer Handwerker in London umfaßt: Goldschmiede, Uhrmacher, Cigarrenarbeiter, Schmiede, Schlosser. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Juden, besonders die aus Polen, sich mit Vorliebe dem Glaserhandwerk widmen.*) Die Frauen beschäftigen sich mit dem Anfertigen von Hemden, von Sonnen- und Regenschirmen, von Mützen und Pantoffeln. Auch der Fisch- und Fruchtverkauf wird vielfach von den Juden in London betrieben.

Während die obere und mittlere Schicht der jüdischen Bevölkerung von England also schon in reichem Maße der Segnungen einer erleuchteten Zeit genießt, kann dies von

---

*) Cacroft, The Jews of Western Europe („Essays", London 1868, Bd. 2).

der eigentlichen Masse der untern jüdischen Klasse vorläufig noch nicht gesagt werden. Kein größerer Unterschied ist denkbar als zwischen den feinen und aristokratischen jüdischen Bewohnern des Westends und ihren in den dumpfen Citywinkeln zusammengepfropften Glaubensgenossen. Man muß sie da nur dichtgedrängt sitzen sehen in den alten schmuzigen und ungesunden Quartieren, welche schon ihre Väter und Vorväter innegehabt. Ihre Börse ist die Lumpenbörse in Houndsditch und ihre Hauptstraße ist Pettycoat-Lane, eine schmale, übelriechende Gasse, in der von früh bis spät gehandelt und gefeilscht, gebacken und gebraten wird. Vollgestopft sind die Sackgäßchen und Höfe ringsum von alten Kleidern und Trödelkram; eine wahrhaft morgenländische Fruchtbarkeit hat alle Treppenstufen und Rinnsteine mit kleinen, schmuzigen, schwarzäugigen und schwarzhaarigen krabbelnden Wesen bevölkert, und mit dem Kindergeschrei mischt sich das Keifen corpulenter Mütter, das Gelächter hübscher, nachlässig gekleideter Mädchen, Orgelspiel, Gesang und eifriges, lautes Gespräch handeltreibender Männer, die beständig irgendein altes Ding in der Hand haben, bald eine alte Hose und bald eine alte Uhr. Ueberall wird deutsch gesprochen, — nicht das Deutsch von Sanders' Wörterbuch, sondern ein Gemauschel, welches nur der Eingeweihte versteht. Zwischen dieser Klasse von Juden und den ihnen benachbarten Christen besteht allerdings noch eine Scheidewand, die, bis auf das Verbrennen und Häuserdemoliren, im Mittelalter nicht stärker hätte sein können; aber daran ist nicht die Religion der einen und das Vorurtheil der andern schuld, sondern das liegt ebenso sehr in der Natur der Sache als die Geringschätzung, mit welcher der christliche Londoner auf den christlichen Irländer herabsieht, der, nicht weit von der Gegend, die wir

geschildert, ungefähr dieselben Geschäfte treibt wie sein Nachbar, der Jude von Pettycoat-Lane, arm und unsauber, wie dieser, aber sittlich durchweg viel verwahrloster und verkommener. Der Unterschied ist, daß die gebildeten und reichen Juden für ihre ungebildeten und armen Glaubensgenossen in ganz anderer und hochherzigerer Weise sorgen, als dies sonst bei einer religiösen Gemeinschaft der Fall ist und vielleicht auch der Fall sein kann. Wenn wir dies nicht aus eigener Anschauung und Erfahrung bestätigen könnten, so würden wir uns auf das Zeugniß eines Mannes berufen, der die Verhältnisse der Armen in London sehr genau kennt und die Resultate seiner Nachforschungen über diesen Gegenstand neuerdings in einem ausführlichen Werke niedergelegt hat.*) Daß die meisten von den Neuankommenden mittellos sind, bedarf wol kaum der besondern Erwähnung. Die jüdische Einwanderung in England, besonders London, ist noch immer sehr stark, und den größern Theil derselben liefert Holland, Norddeutschland (Hamburg) und Polen. Sie helfen daher entweder den anfänglich nicht sehr ausgedehnten Kreis der Armuth unter den Juden vermehren, oder sie schließen sich ihren Brüdern von Pettycoat-Lane an und vermehren den Schacher. Gegen beides richtet sich die Tendenz der jüdischen Mildthätigkeit in London. Man sucht die niedrigere Klasse der Juden dem Handel und Trödel immer mehr zu entreißen, indem man sie für das Handwerk erzieht, für die Fabrikthätigkeit, für die Arbeit mit Einem Wort. Allein mannichfache Schwierigkeiten stellen sich diesem Vorhaben entgegen. Die einheimischen Juden der niedern Klasse sind durchgängig

*) Dr. Stallard, London Pauperism amongst Jews and Christians (London 1867).

so strenge Anhänger des mosaischen Gesetzes, daß es nicht möglich ist, wenigstens vorderhand nicht, sie bei einem christlichen Meister in die Lehre zu geben, wegen der Sabbatfeier, der Speisegesetze, und jüdische Meister gibt es noch nicht oder nur wenige. Man versuchte, sie in den Docks arbeiten zu lassen; allein das war jedenfalls der am schlechtesten gewählte Platz für den Beginn der bürgerlichen Thätigkeit unter den Juden: die Dockarbeiter hatten ihre jüdischen Concurrenten bald genug aus den Docks herausgeschimpft und geprügelt. Für die Eingewanderten treten zu diesen noch andere, größere Schwierigkeiten hinzu. Sie kommen meist in einem höchst elenden Zustande an; sie kennen weder die Sprache noch sind sie in dem Alter, wo man überhaupt noch etwas lernen kann. Der Fortschritt der Reform nach dieser Richtung hin wird daher nur ein langsamer sein, muß sich naturgemäß mit kleinen Resultaten für die Gegenwart begnügen und die größern von der Zukunft hoffen; doch ist das Meiste gethan mit der Einsicht, daß es solch innerlicher Reform bedarf, um die Emancipation durchaus zu verwirklichen und sie, statt eines Privilegs für einzelne, zu einem Recht für alle zu machen. Zu dieser Einsicht scheint man nun auch in England gelangt. Die großen jüdischen Familien, sagt Dr. Stallard, wetteifern buchstäblich miteinander in Spenden und persönlichen Bemühungen um das Wohl ihrer weniger begünstigten Mitbrüder. Schulen und Stiftungen tragen dazu bei, nicht nur die Noth fern zu halten, sondern auch, namentlich in der heranwachsenden Generation, den Sinn für eine geregelte Thätigkeit zu wecken und mit der Lage der armen zugleich den Bildungsgrad der untern jüdischen Klassen insgemein zu verbessern.

Es verdient dabei hervorgehoben zu werden, daß selbst

diese niedrigste Klasse der jüdischen Bevölkerung von London (wie die Juden im allgemeinen) in Bezug auf Sittlichkeit des allerbesten Rufes genießt und daß es zu den größten Seltenheiten gehört, in den londoner Gefängnissen eine Jüdin, alt oder jung, zu finden. Ferner kann ein jüdischer Armer nur dann Anspruch auf Unterstützung machen, wenn er nachweist, daß er — falls er Kinder hat — diese in die Schule schickt, in welcher übrigens der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird.

Dies ist der Weg, um die Vorurtheile, welche in den höhern Gesellschaftsschichten factisch und rechtlich fast überall schon beseitigt worden sind, auch in der großen Masse der Bevölkerung verschwinden zu machen. Immer mehr werden die Juden von der einzigen Art des Erwerbes, welcher in den sublimen Regionen der Börse beginnt, um in den filzigen Buden des Trödelmarktes zu enden — von diesem Erwerb, zu welchem in der That die Kurzsichtigkeit früherer Jahrhunderte sie verurtheilt hatte, sich zu den übrigen Beschäftigungen wenden, um auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, arbeitend und kämpfend, theilzunehmen an dem Schicksal der Nationen, mit welchen die heiligsten Interessen sie bereits unzertrennlich verbunden haben.

Bilder von der englischen Landstraße.

1.

Bisjetzt ist England weit mehr noch als Deutschland das Land der Eisenbahnen. Zu sagen, daß es in England kaum ein Dorf gibt, von welchem man nicht zu einem andern mit der Eisenbahn reisen könnte, ist noch gar nichts, wenn man bedenkt, daß es in London kaum ein Haus gibt, aus welchem man zu irgendeinem andern nicht auf der Eisenbahn gelangen könnte, sei es mit der, welche unter den Grundmauern der Häuser, oder mit der, welche über den Dächern derselben hinläuft. Es ist deswegen auch kein leichtes Stück, das eigenthümliche Leben der englischen Landstraße zu schildern; die Schwierigkeit ist nämlich, eine Landstraße zu finden, die von der Schienenstraße noch nicht verdrängt worden ist. Wo sich indessen eine solche erhalten hat, da kann man sicher sein, Bilder und Gestalten zu erblicken, welche aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen scheinen und uns mit sich direct in jene Zeit zurückversetzen. Nun gibt es einige Gegenden in England, wo die Landstraße niemals aufhören wird: diejenigen, in welchen es unmöglich ist, eine Eisenbahn zu bauen. Obenan, durch ihren romantischen Zauber, steht unter diesen eisenbahnlosen Gegenden der sogenannte

„District der englischen Seen“ hoch im Norden, fast an der schottischen Grenze, in Westmoreland und Cumberland. Hier thürmen sich die Berge ringsum gleich einem Festungswall, und ihre wild zerrissenen Abgründe wehren dem Dampfroß den Eingang, ihm höchstens erlaubend, die Fremden, die es bringt, an der Grenze abzusetzen. Innerhalb derselben hat der Reisende dann die gute, alte, englische Landstraße zu seiner Verfügung, und dahin bitte ich den geehrten Leser mir zu folgen, um ihm ihre ganze Herrlichkeit zu zeigen.

Dasjenige von den englischen Seen, was mich schon beschäftigt hatte, bevor ich dieselben gesehen, waren ihre Namen, die ich zuweilen an den Wänden von Bahnhöfen, öfter noch in meinem „Bradshaw“ (dem englischen Cursbuch par excellence) gelesen. Einige von den Seen, es ist wahr, werden einfach als „Wasser“ bezeichnet, wie z. B. „Conniston Water“, der erste der Seen, den wir von Süden kommend erreichen; aber bei weitem die Mehrzahl ihrer Namen wird durch eine Zusammensetzung mit „mere“ gebildet, wie Windermere, Grasmere, Buttermere u. s. w. Nun, dieses „mere“ ist nichts anderes als unser deutsches „Meer“, von welchem wir uns immer gewundert haben, daß es aus der Sprache derjenigen unserer Stammesverwandten verschwunden sein sollte, die demselben und allem, was mit ihm zusammenhängt, am meisten zugethan sind. Aber die Wahrheit ist, daß die Engländer in ihrer Bezeichnung des Meeres, was wir so nennen, viel deutscher geblieben sind als wir Deutschen selber, indem unsere alten Gedichte, wie z. B. die „Gudrun“, immer nur von der „See“ sprechen. Wir kennen zwei Arten von Seen: d i e See, die große See, das Weltmeer, und d e n See, den Land- und Binnensee — unsere deutschen Schiffer nennen noch

heute das Mittelländische Meer „den Mittelsee". Der Engländer kennt nur die eine See, welche die Inseln und die Welt umspült; das Wort „Meer" hat er entweder nie gehabt oder er hat es verloren, außer in diesem abgeschiedenen District der Seen, wo es aber, dem deutschen Sprachgebrauch zuwider, einen Landsee bezeichnet.

Mit Conniston Water eröffnet sich das Panorama dieser Seen, wenn man, wie bereits gesagt, aus der Richtung von Süden kommt. Das ist das letzte Stück Eisenbahn von dieser Seite, und ein wildes Stück Eisenbahn ist es, dem Gebirge, welches sich immer kühner hier aufthürmt, mit unsaglichen Schwierigkeiten abgerungen. Die Fahrt von Furneß-Abtei, der letzten Station, ist ein fortwährendes Gepolter über Brücken und Schluchten, begleitet von einem donnerartigen Widerhall aus den Schlünden und Gründen der sich hier eröffnenden Bergwelt, bis der Zug plötzlich dicht vor der Kante des Sees anhält. Hier haben wir den ersten Blick ins Seenland, den ersten schmalen Streifen Wassers, der, durch eine Baumvista gesehen, wie aus einer Schale grünbewachsenen Steingebirges heraufschimmert. Conniston Water ist von einer bescheidenen Schönheit und in keiner Weise so reich mit Reizen ausgestattet wie seine bevorzugtern Nachbarn; indessen gewährt der See mit seinem stillen tiefen Blau in der schweigenden Umgebung seiner Hügelketten ein anziehendes Bild, wenn man es vom Wirthshaus betrachtet, welches nicht weit von der Station, auf einer Landzunge in das Wasser hinausgebaut und von einem Garten voll heller lachender Farben umgeben ist.

Unter dem steinernen Portal stand Madame Atkinson, die Wirthin, und Fräulein Atkinson, die Wirthstochter; erstere rund, wohlgenährt, mit ziegelrothen Wangen, letztere

schlank, zierlich und blond. Diese Formen- und Farbenscala ist dem Geschlecht der Wirthinnen von Großbritannien eigenthümlich. Von Wirthen ist daselbst nicht die Rede. Ich glaube wol, daß es solche Personen wie Wirthe daselbst geben muß, aber man sieht sie nicht. Der Wirth in einem englischen Landwirthshause bekümmert sich um alles, nur nicht um die Gäste; er pflegt ein rüstiger Sportsman zu sein, ein Angler und Pferdeliebhaber, aber die Sorgen der Wirthschaft überläßt er den Frauen. Die einzigen Orte, wo man seiner vielleicht einmal ansichtig werden kann, ist die Trinkstube seines Etablissements, wo er die Miene eines Gastes, oder der Stall, wo er diejenige eines Connoisseurs annimmt. Ueberhaupt ist das Leben in solch einem englischen Landwirthshause — dem, was man ein „Country Inn" nennt — ein ganz absonderliches, altfränkisches und gemüthliches. In diesen entlegenen Winkeln und Ecken von England hat sich noch ein gut Stück der alten Zeit erhalten, sowol im Reisen selber als auch in den Wirthshäusern. Es ist eine Behaglichkeit um sie ausgebreitet und ein Anflug von solidem Humor, der einem das Herz ordentlich erquickt nach der nüchternen Hotelprosa mit ihren langen Vatermördern und noch längern Rechnungen. Auch pflegen die Wirthshäuser hier noch ihre Schilder zu haben, fein säuberlich bemalt mit diesem oder jenem schönen Bilde, zuweilen wol auch versehen mit einem gar feinen und gottesfürchtigen Spruch, wie z. B. dem folgenden, welchen ich auf irgendeinem Schild in dieser Gegend gesehen habe:

O Menschenkind, das du da lebst von Brot,
Was färbte deine Nase dir so roth?
Du dummer Esel, komm und greif zum Glase,
Es kriegt kein Mensch umsonst 'ne rothe Nase

Aber um wieder auf Madame und Fräulein Atkinson zu kommen, so standen beide unter der Thür, während vor derselben Pferde, Kutschen und Kutscher in großer Menge standen. Denke man sich unter diesen Kutschern keine gewöhnlichen Menschenkinder wie bei uns! In jenen Gebirgsgegenden von England, wo die Eisenbahn die Kutsche, die altehrwürdige „coach" nicht zu verdrängen im Stande war, da ist auch den Lenkern derselben noch etwas von der Glorie jener „Kutschentage von Altengland" geblieben, wo unzufriedene Pfarrvicare, Offiziere auf halbem Sold und misrathene jüngere Söhne sich „auf die Chaussee begaben", wie es im Ausdruck jener Zeit lautete, d. h. Kutscher wurden, dabei aber nicht aufhörten, „Gentlemen" zu sein und „gentlemen of the whip" (Herren von der Peitsche) hießen im Gegensatz zu etwelchen andern Herren, welche auch auf der Chaussee lagen, „gentlemen of the high road", auch „captains" hießen und, in den Sprachgebrauch unserer Tage übersetzt, Räuber waren. Die Straßenräuberei war damals ein ganz allgemeines Hülfsmittel für „gentlemen in distress" oder „under a cloud", d. h. für anständige Leute, welche zu Hause Frau und Kinder und nichts für dieselben zu essen hatten, wie z. B. mit dem Straßenräuber der Fall war, welcher in Fielding's Roman unsern Freund Tom Jones und seinen Kumpan, den Schulmeister Partridge, „innerhalb einer Meile von Highgate" attakirte.

Dieser „Mann von der Landstraße" war noch ein Novize in seinem Gewerbe und seine Pistole war — ungeladen. Unter Weinen und flehentlicher Bitte um Gnade gestand er, nachdem Jones ihn zu Boden geworfen, daß er zu diesem Schritt durch Noth getrieben, „der größten in der That, welche man sich denken könne, indem er zu Hause

fünf hungernde Kinder und ein Weib habe, welches eben mit dem sechsten in die Wochen gekommen sei". Der edelmüthige Jones schenkte seinem besiegten Feinde das Leben, das ungeladene Pistol und ein paar Goldstücke obendrein, wodurch der arme Sünder so gerührt wurde, daß er sich noch im Verlauf des Romans und vor den Augen des Lesers bessert. Leute, welche es ernsthafter mit ihrem Beruf meinten, luden dagegen ihre Pistolen scharf und legten sich damit, sobald es dunkel geworden, auf eine der einsamen hügeligen Heiden, über welche der Weg nach London hereinführt. Besonders beliebt zu diesem Zweck waren die Heiden von Hounslow und Blackheath, die Hügel von Highgate und Primrose. Denn obgleich die Straßenräuberei in allen Theilen des Königreichs florirte, so war sie doch aus augenfälligen Gründen in einem Umkreise von 30 Meilen um London am reifsten. Hier nun lag der Gentleman bei Nacht und Nebel im Hinterhalt, bis das schwere Rad einer Kutsche oder der Hufschlag eines Pferdes sich hören ließ, worauf er den von der Dunkelheit überfallenen Reisenden den Weg vertrat und, wenn sie nicht besser bewaffnet waren als er, sie mit vorgehaltener Pistole zum Stillstehen zwang.

Der geistreiche Horace Walpole, welcher kaum eine Stunde weit von London in seinem Landschloß von Strawberry Hill wohnte, schrieb noch um das Jahr 1782 in einem Brief an den Grafen von Strafford, daß er sich nach Sonnenuntergang nicht zwanzig Minuten weit von seinem Haus entfernen könne ohne einen oder zwei mit Blunderbüchsen bewaffnete Bedienten. Man hatte sich an diesen Krieg auf der Landstraße so sehr gewöhnt, daß man ihn auf beiden Seiten zu einer Art von Kunst ausbildete; und so wie es berühmte Straßenräuber gab, fehlte es

unter den großen Herren der Zeit auch nicht an solchen, die sich durch ihre Manier, mit denselben fertig zu werden, einen Namen gemacht hatten. Zu diesen gehörte der Graf Berkeley, von welchem Lord Mahon (Earl Stanhope) in seiner „Geschichte von England" folgende ergötzliche Anekdote mittheilt. Eines Tages — so lautet die Erzählung — ward der Graf, welcher nach Eintritt der Dunkelheit über die Heide von Hounslow fuhr, aus seinem Schlummer aufgeweckt durch ein fremdes Gesicht an seinem Wagenfenster und ein geladenes Pistol auf seiner Brust. „Da hab' ich Euch endlich, Mylord", sagte der Angreifer, „nachdem Ihr lange geprahlt, wie ich höre, daß Ihr Euch niemals würdet plündern lassen!" — „Ich würde es auch jetzt nicht", versetzte der Lord, indem er seine Hand in die Tasche steckte, als ob er die Börse herausziehen wollte, „wenn der verfluchte Kerl nicht wäre, der Euch über die Schulter sieht." — Hastig wandte der Straßenräuber sich ab, um den vermeintlichen Zweiten zu sehen, der ihm vielleicht seine Beute streitig machen könnte; doch in diesem Augenblick zog der Graf statt der Börse sein Pistol und — weniger großmüthig als Tom Jones im Roman — schoß er seinen Gegner auf dem Flecke todt.

Alles dies wurde mit der größten Gemüthlichkeit ausgeführt und die Zeitungen jener Tage referirten darüber in einem ähnlichen, ganz geschäftsmäßigen Tone: „Am letzten Samstag Abend", sagt das „St. James's Chronicle" von 1762, „wurde Mr. Tims, der Baumeister von Edgeware, von einem gutgekleideten Straßenräuber auf Dollars-Hill, nahe bei dem sechsten Meilenstein auf dem Edgeware-Road, angefallen und seiner Uhr und seines Geldes beraubt." Oder: „Am Sonnabend wurden drei Postkutschen diesseit Dartford von drei Wegelageren, welche mit Pistolen be-

waffnet waren und Peitschen in der Hand hatten, angehalten und um eine beträchtliche Summe Geldes beraubt. Dieselben drei Männer wurden später auf Blackheath gesehen, wo sie nach London zu ritten."

Die Regel war es nicht, daß die „Männer von der Landstraße" sich auf diese Weise associirten" und in Gesellschaft „arbeiteten"; sie betrieben ihr Gewerbe meistens jeder für sich, „auf eigene Rechnung und Gefahr".

Mancher Leser dürfte hier vielleicht die Frage aufwerfen, wie es möglich gewesen, daß ein einziges Pistol solche Thaten der Tapferkeit verrichten konnte? Nun, diesen Zweifel beseitigt schon unser obengenannter Freund, der Schulmeister Patridge, welcher sich während des Faustkampfes seines Herrn Tom Jones mit dem schwachherzigen Straßenräuber in einem Graben versteckt hatte, aus welchem er nach Beendigung des Kampfes und vollständig hergestellter Sicherheit wieder zum Vorschein kommend, sich über die Unzuverlässigkeit von Feuerwaffen also aussprach: „Eintausend nackte Männer sind nichts gegen ein Pistol! Denn obgleich es richtig ist, daß es mit einem Schuß nur Einen tödten wird, so kann doch niemand sagen, ob dieser Eine nicht er selber sein mag."

Allein nicht blos für ehrliche Leute, welche Frau und Kinder hatten, war der „road", das letzte Mittel, um Brot zu schaffen; auch vornehme junge Leute, „the bloods" (das Blut), d. h. die aristokratischen Taugenichtse, welche bei „Whites" in London ihr Vermögen verwürfelt oder verwettet hatten, bedienten sich desselben, um wieder zu Gelde zu kommen, und machten den Straßenraub in einer gewissen Periode des vorigen Jahrhunderts zu einem sehr fashionablen Erwerbszweig. Sie gaben demselben die Perfection der bessern Geburt und feinern Erziehung, welche

außerhalb des engen Gesichtskreises der Leute von niedrigerm Rang gelegen; und unter seinen Händen vertauschte er seinen ursprünglichen Charakter des Handwerks mit jenem der „freien" Kunst, zu deren Ausübung ein großer Theil von Anstand, Galanterie und Generosität erforderlich war. Aus dieser Klasse stammten die „Kapitäns", deren ritterliche Abenteuer und edelmüthige Thaten die Schriftsteller jener Tage mit einem solchen Enthusiasmus für Mord und Todschlag inspirirten. Einzelne von ihnen, z. B. ein gewisser Defoe, ein leiblicher Enkel des Robinson Crusoe-Dichters, brachten es zu einem hohen Grade von Popularität, und sie mit aller Grazie ihren tugendhaften Lebenswandel am Galgen von Tyburn beschließen zu sehen, war eine Volksbelustigung, zu welcher man sich lange im voraus Plätze miethete wie zu einem Hahnenkampf oder Preisboxen. Der Biograph Oliver Goldsmith's, Mr. John Forster, erzählt in dieser Beziehung, daß zu jener Zeit kaum ein Montag kam, der nicht ein „schwarzer Montag" für Newgate (das Criminalgefängniß von London) gewesen sei. Eine Hinrichtung fand so regelmäßig statt als irgendein anderes wöchentliches Schauspiel; und wenn es sich ereignete, daß ein furchtbarer (shocking) Anblick von 15 Verurtheilten, die hingerichtet werden sollten, angekündigt ward, so war das Interesse natürlich um so größer. George Selwyn, einer der berühmtesten Schöngeister jener Zeit, verbrachte ebenso viel Zeit in Tyburn (wo der Galgen stand), als in dem fashionablen Club bei Whites; und Boswell, der Biograph Johnson's, hatte einen Anzug von „Hinrichtungs-Schwarz", um in der Nähe des Schaffots mit Anstand erscheinen zu können. Ja man hatte sogar einen eigenen terminus technicus für diese Gattung von Delinquenten, es hieß nämlich, sie würden „gehängt für die

Landstraße". Eine große Berühmtheit in dieser Linie scheint „der fliegende Heerstraßenmann" gewesen zu sein, dessen die alte Zeitung, aus welcher ich schon einmal Citate genommen, das „St. James's Chronicle" von 1762, des öftern und jedesmal mit besonderer Reverenz Erwähnung thut. „Vor einigen Tagen", heißt es darin an einer Stelle, „beraubte der «fliegende Heerstraßenmann», bekannt unter dem Namen Campbell, den Postillon eines Gentleman in Colebrook und nahm ihm 1 Guinee 3 Schillinge und etwa 6 Pence in Kupfer. Er fragte den Burschen, wie weit er noch zu fahren habe, und bekam die Antwort: «Noch sehr weit und habe an drei Schlagbäumen zu bezahlen», worauf der Räuber ihm das Silber und Kupfer zurückgab mit den Worten: «Wenn du nach Hause kommst, so kannst du erzählen, daß der «fliegende Heerstraßenmann» nicht gefangen ist, wie aus London gemeldet worden; und als einen Beweis dafür magst du anführen, daß du ihm diesen Abend begegnet bist» — und dann sagte er dem Burschen Adieu."

Der von „Kapitän" Campbell erwähnte falsche Bericht entstand, wie uns diese alte Zeitung ein paar Blätter weiter berichtet (solche Räubergeschichten sind ihr Hauptthema!) aus der Ergreifung eines andern „Kapitäns", Namens Walter oder Samuel oder Norris (er führte alle drei Namen abwechselnd), welcher, nachdem er in Bourgoyne's leichter Reiterei gedient, sich für die Chaussee als eine einträglichere Art des Gelderwerbs entschied. Gleich den meisten seiner Kameraden hatte er „seine volle Bezahlung in Tyburn zuletzt", und seine Erscheinung am Fuße des „Baums" wird als „diejenige eines gut aussehenden jungen Mannes mit einem ehrlichen Gesicht" von demselben Blatte geschildert.

Woher nun, so wird der deutsche Leser fragen, nicht

sowol dieser Zustand einer grenzenlosen Unsicherheit, als vielmehr die Popularität der Räuber in England? Es ist dies ein Zug, der tief begründet ist in dem englischen Nationalcharakter; und Henri Taine, in seiner „Geschichte der englischen Literatur", macht auf diesen Zug aufmerksam, indem er an Robin Hood erinnert, den König der Wälder, der noch heut im Volkslied und Volksspiel fortlebt, und aus einem spätern Zeitalter (15. Jahrhundert) den Kanzler Sir John Fortescue citirt, welcher sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Es ist Feigheit und Mangel an Herz und Courage, nicht Armuth, welche den Franzosen davon abhält, sich zu erheben. Kein Franzose hat den Muth eines Engländers. Es ist oft in England gesehen worden, daß drei oder vier Diebe sich aus Armuth auf acht ehrbare Leute geworfen und alle beraubt haben; aber es ist in Frankreich niemals gesehen worden, daß sieben oder acht Diebe Muth genug gehabt hätten, um sich auf drei oder vier ehrbare Leute zu werfen, weswegen es sehr selten ist, daß Franzosen wegen Straßenraubs gehängt werden, weil sie nicht Herz genug haben, um eine so furchtbare That zu begehen." Mit einer Art von Schadenfreude fügt dann der biedere Kanzler hinzu, daß aus all den obengenannten Gründen in England während eines Jahres mehr Räuber gehängt würden als in Frankreich in sieben Jahren; ja, die nationale Meinung von der Superiorität der englischen Räuber war noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so unbestritten, daß wir in den Briefen, welche der bekannte Karl Philipp Moriz aus England an den Oberconsistorialrath Gedike in Berlin (1785) schrieb, folgende Stelle lesen: „Darauf fing er (ein Mitpassagier im Wagen) an, die Ehre der englischen Straßenräuberei gegen die französische zu retten: diese raubten doch nur, sagte er, aber

jene mordeten zugleich.“ Ein vornehmer und gelehrter französischer Reisender, Mr. Pierre Jean Grosley, Mitglied der französischen Akademie und der londoner Royal Society, welcher im Jahre 1765 England besuchte, machte die Fahrt von Dover nach London an einem Sonntag. Wegen der an diesem Tage herrschenden Sabbatruhe fand er unterwegs nichts zu essen; „aber“, so tröstet der Reisende sich, „auch keinen gentleman of the road, keinen Straßenräuber, die sonst auf dieser Strecke ganz besonders häufig sind“, woraus hervorgeht, daß diese Herren außer ihren andern Tugenden auch die der Religiosität besaßen: sie feierten am Sonntag. Wenn dem französischen Akademiker aus diesem Grunde das Vergnügen entging, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, so sollte er wenigstens einige Exemplare von ihnen sehen, welche hier und dort, den Weg entlang — am Galgen hingen. „Sie figurirten an demselben in Perrüken und von Kopf bis Fuß bekleidet.“ Die Straßenräuber bildeten damals so sehr einen stehenden Artikel in jeder richtigen Reisebeschreibung und Schilderung des englischen Volkes überhaupt, daß auch Seyfart ihnen in seinem „Gegenwärtigen Staat von Engelland“ (1757) ein eigenes Kapitel gewidmet hat, in welchem er (charakteristisch genug!) nach der Definition des Wortes „gentleman“ sogleich auf die Räuber übergehend, sagt: „Man setzt zwar die Menge von englischen Straßen- und andern Räubern mit unter diejenigen Dinge, welche in der gar zu großen Freiheit ihren Ursprung hätten; . . . . allein ich kann nicht unangemerkt lassen, daß sie eine ganz besondere und von unsern Buschkleppern weit unterschiedene Art Leute sind. Sie verrichten ihre Streifereien meistens zu Pferde und man wird wenig von Fußgängern angefallen. In den Wäldern und auf den Straßen trifft man sie

gleichfalls oft an und meistentheils haben sie vermummte Gesichter. Ein dergleichen geschäftiger Mann, welchen die Engländer Ehre halber «gentleman of the highway», einen Herrn von der Landstraße nennen, wird Sie in der Kutsche unvermerkt überfallen, er wird Ihnen die Pistole auf die Brust setzen und Ihnen entweder eine gewisse Summe, oder, wenn er unhöflich ist, alles bei sich habende Geld und Kostbarkeiten abfordern; jedoch pflegen die meisten so höflich zu sein und den Reisenden nicht allein so viel zu lassen, daß sie bis auf den nächsten Ort kommen können, sondern auch die ihnen besonders werthen Kostbarkeiten durch einen Unbekannten für einen gewissen Preis auf Verlangen wieder zu senden." Man sieht, das Gewerbe hatte seine Regeln und Gesetze, die man in den Handbüchern jener Zeit verzeichnet finden konnte, wie man heut in einem Bädeker oder Berlepsch belehrt wird über das Verhalten gegen „Wirthe, Kellner und Hausknechte", nur mit dem Unterschied, daß jene Herren sich durchaus als „gentlemen" betrachteten und das, was sie verlangten, nur als „Ritterzehrung" nahmen.

2.

Dieses ritterliche Geschlecht, welches die Monotonie der Landstraße und der Romane des vorigen Jahrhunderts auf eine so außerordentliche Weise belebte, ist nun leider gänzlich ausgerottet; aber der „coaching gentleman", der Kutscher, ist übriggeblieben. Er trägt wie vor alters seinen rothen Rock mit messingenen Knöpfen, seine rothe Weste, seinen weißen Filzhut und sein Paar gelber „Kalbsledernen" an den Händen. Ihn beschäftigen nur die Pferde, und auch diese nur, wenn sie fertig geschirrt stehen. Ihr Mann, solange sie sich im Stalle befinden, ist der „ostler" oder Stallknecht, und die Grenze, wo sich die Pflichten beider scheiden, ist die Deichsel. Sobald die Pferde an derselben zur Abfahrt bereit sind, gibt der Kutscher mit einem Horn das Signal zum Aufsitzen, unbekümmert um die Reisenden, welche er selbst dafür sorgen läßt, wie sie am besten an den Rädern und Speichen emporklettern, um ihre Plätze zu finden. Er selbst besteigt mit einer vornehmen Ruhe, als ob ihn das alles nichts anginge, seinen erhöhten Sitz vorn auf der Kutsche, auf welchem er wie ein König über den Passagieren thront, läßt sich von dem „ostler" Peitsche und Zügel zuwerfen,

die vier Pferde greifen aus und dahin fliegt die Kutsche wie im Sturm.

Hier macht das edle Roß und alles, was mit ihm in Verbindung steht, Stall und Stallknecht, eine ganz andere Figur als in Deutschland. Das hat alles noch solch ein Ansehen von Behäbigkeit und Würde. Der Engländer hat es nicht vergessen, daß Hengist und Horsa seine Stammväter gewesen; er betrachtet daher auch seinen Kutscher nicht wie irgendeinen andern seiner Diener, zahlt ihm auch nicht, wie jenem, einen „Lohn", sondern ein „Honorar", und behandelt ihn mit der gleichen Höflichkeit wie seinen Arzt oder Advocaten. Wenn die Achtung vor dem englischen Kutscher jetzt groß ist, so war sie einst noch größer: sie hatte etwas von einer Huldigung; und es kann daher nicht überraschen, daß zu derselben Zeit, wo „bedrängte" Gentlemen sich auf die Straße begaben, um ihre Verhältnisse durch Straßenraub zu verbessern, andere „Gentlemen" unter ähnlichen Umständen „zur Peitsche griffen", einem Gewerbe, das für nicht minder ehrenvoll galt, und dabei viel ehrlicher war. Unter den Kutschern jener Tage fanden sich zahlreiche Offiziere a. D., Mitglieder der gelehrten Körperschaften und Männer von Rang überhaupt.

Das „Athenaeum" in einem Artikel vom Jahre 1860 (wir können die Nummer nicht nennen, da wir sie leider in unsern Excerpten nicht angemerkt finden) sagt, daß solch ein Kutscher zuweilen der sowol seiner Geburt als seiner Bildung und Gelehrsamkeit nach beste Mann auf der Außenseite seiner gedrängt vollen Kutsche war. „In den Tagen", heißt es in dem genannten Artikel weiter, „wo Kutscheneigenthümer so große Männer waren, als Eisenbahnunternehmer heute sind, wo Richard Ironmonger Stafford repräsentirte und William Chaplin (diese Fuhr-

herrenfirma ist noch heute groß in London) für Salisbury im Parlament saß, waren ihre vorzüglichen «whips» (Kutscher) nicht selten die ersten Vettern und jüngern Brüder der Landeigenthümer, durch deren Parks sie ihr schäumendes Gespann hatten galopiren lassen. Proben, der hübsche Bursch, welcher jahrelang die Kutsche nach Reading fuhr, war ein Kapitän der k. Armee, der seinen Abschied genommen, und er verließ «die Straße» nur, um sich auf ein hübsches Besitzthum zurückzuziehen, welches er mittlerweile geerbt hatte. Ebenso war Dennis, welcher seine Laufbahn auf der Chaussee nach Norwich beschloß, ein Geistlicher, der die Stelle eines Pfarrverwesers in Berkshire aufgab, als er den Kutschbock des «Weißen Hirsches» bestieg, welcher von London nach Bath fuhr."

Seinen Höhepunkt erreichte dieser Cultus für „die Peitsche" zur Zeit von Georg IV., welcher selbst ein vollendeter Kutscher war, das gesteht ihm in seinen „Vier Georgen" selbst Thackeray zu, der doch sonst nicht viel Gutes an ihm ließ. „Er fuhr einmal", heißt es dort, „in $4\frac{1}{2}$ Stunden von Brighton nach Carlton House — 56 Meilen (engl.)!" Das waren die sonnigen Tage des „Vier-in-Hand-Clubs", d. h. des Fahrens vom Bock mit Vieren. Die Elite der damaligen jungen Männerwelt gehörte zu diesem Club. Diejenigen von ihnen, welche ein eigenes Gespann hatten, trafen ein Abkommen mit den Kutschern der „stage coaches", wonach ihnen wöchentlich einmal zustand, die Bänder zu fingern (to finger the ribbons) und den „Zaum zu ziehen" (to tool the theam) — ähnlich wie die jungen englischen Nobelmänner unserer Tage ein Vergnügen darin finden, in rußigen Kitteln neben dem Maschinisten auf der Locomotive zu stehen, diese zu diriren und tagelang von London nach Edinburgh und von

Edinburgh nach London zurückzujagen. Allein die Mitglieder des „Four-in-hand-Clubs“ gingen weiter; ein gewisser Hon. Mr. Ackers, ein reicher und vornehmer junger Mann, ließ sich einen Vorderzahn ausziehen, zu keinem andern Zweck, als um sich dadurch die richtige Manier anzueignen, wie ein Kutscher — zu spucken! Und in einem Buche, welches damals sehr populär war und welches Murray neuerdings in seiner Eisenbahnbibliothek wieder neu aufgelegt hat, nämlich Nimrod's „The Road“, heißt es: „Wenn eine so große Person wie Sophokles es nicht unter seiner Würde hielt, seine Wissenschaft öffentlich zu entfalten, indem er vor dem Volke Ball spielte, warum soll ein englischer Gentleman nicht seine Geschicklichkeit auf einem Kutscherbock ausüben dürfen?“

Obgleich man nun heute weder die Schüler des Sophokles noch die ersten Vettern oder jüngern Brüder von großen Grundeigenthümern auf dem genannten Sitz mehr findet, so wird doch immer noch der Platz neben dem Kutscher als ein Ehrenplatz betrachtet, sowol auf der Landkutsche mit Vieren als auch auf dem Omnibus von London.

Ich mit meinen beschränkten deutschen Ansichten hatte freilich einen Sitz auf der Hinterbank neben einer freundlichen jungen Dame mit blauem Schleier vorgezogen, aber vorn um den Kutscher hatten sich gruppirt: ein „Ehrwürdiger“ mit langem Rock und weißem Halstuch; ein corpulenter Farmer; ein Mann in einem Kautschukrock; ein junges Ehepaar; ein Photograph mit einer Camera obscura; ein „Volunteer“ mit einer Flinte, welche von diesen englischen Friedenssoldaten auf allen Vergnügungsfahrten wie ein Spazierstock mitgenommen wird; ein Attorney von London mit der „Saturday Review“ in der Tasche und

ein Zahnarzt, welcher die Gegend bereiste. Hinter diesen Leuten und auf dem Dach der Kutsche saß eine alte Frau, ein kleiner Junge und ein Hund, welcher an die Lehne gebunden war. Das Innere des Wagens wird theils als Frachtkammer, theils als Asyl für invalide und betagte Reisende benutzt, da jeder rüstige Wanderer die Außenseite vorzieht, schon weil sie billiger ist. Hier hatte man so viel Reisebagage zusammengepackt, daß nur noch Platz für zwei alte Leute und zwei Hunde geblieben war, von denen die erstern unaufhörlich klagten, daß ihnen die Koffer auf die Füße fielen, und die letztern unaufhörlich bellten, wahrscheinlich aus demselben Grunde.

Von einer solchen Reisegelegenheit, einem solchen Lärm und Zustand kann man dem deutschen Leser schwerlich einen Begriff machen. Wie das immer bergauf, bergab geht, und am tollsten, wenn es bergauf geht! Einem deutschen Gaul würde kein vernünftiger Mensch so etwas zumuthen; aber die Kraft und Ausdauer von englischen Pferden ist wahrhaft bewunderungswürdig. Auch werden sie ganz anders gefüttert; der Hafer, den sie bekommen, steht im richtigen Verhältniß zu dem Roastbeef, welches ihr Lenker zu sich zu nehmen pflegt. Darum sehen beide so wohlgenährt und compact aus, und das saust furchtlos an scharfen Ecken und Kanten dahin, über Wasser, Felsen und Abgründe, daß einem Deutschen, der das zum ersten mal sieht, das Herz ordentlich wehe thut. Eins fällt über das andere, indem die Kutsche so dahinrast, und abwechselnd, ohne daß wir hätten etwas dafür oder dagegen thun können, lagen die Dame und ich uns in den Armen — entweder ich in ihren oder sie in meinen. Zuerst wollte ich mich entschuldigen, aber sie sagte: „Never mind!“ (Das schadet nichts!)

So zu fahren, immer und immer im Galop, mag der Wagen noch so bepackt und die Gegend noch so bergig sein, wäre bei allen Vorzügen der englischen Pferde und Kutscher nicht möglich, wenn der Weg, die Chaussee, nicht so vortrefflich planirt wäre.

Die englische Landstraße ist das Beste, was in dieser Art gesehen werden kann; sie ist in den englischen Hochlanden und den entlegensten Gebirgsdistricten in Cumberland von derselben Festigkeit und Solidität als in den Niederungen von Kent und Sussex; sie ist überall so glatt und eben, so trocken und fest wie der Boden eines Wohnzimmers und Schwierigkeiten des Terrains gibt es nicht für sie. Die englische Chaussee ist der Triumph der Straßenbaukunst, und als solche gefeiert von Englands Dichtern und Prosaikern. So sagt Dr. Johnson, dieses Orakel Englands, daß es kein größeres irdisches Vergnügen gebe, als in einer Postkutsche über eine gute Chaussee im Tempo von, ich erinnere mich nicht genau, wieviel Meilen die Stunde zu fahren; und Byron singt in seinem Don Juan (X, 78):

Welch köstlich Ding doch ist es um Chausseen,
So sanft, so glatt, als sei rasirt das Land;
Der Adler schwebt in seinen luft'gen Höh'n
Kaum sanfter, wenn er breit die Flügel spannt.*)

Ihre Vollendung verdankt die englische Landstraße dem System der Macadamisirung, welches, auch bei uns längst bekannt und eingeführt, den Namen des Erfinders unsterblich gemacht hat, wiewol wir ihn täglich mit Füßen treten. Mr. M'Adam (Mac Adam) war ein alter schottischer Herr (er lebte von 1755—1836), welcher, da er in der Nachbarschaft der allerabscheulichsten Wege wohnte, auf den glück-

*) Neidhardt'sche Uebersetzung.

lichen Gedanken kam, daß, wenn man eine Straße mit einer Quantität kleiner Steine bedeckte, man dieselbe trocken halten und Radspuren verhindern könne. Er machte auch die ökonomische Berechnung, daß der nothwendige Proceß der allmählichen Zerreibung nicht von den Erbauern der Chaussee, sondern durch die Wagenräder derjenigen verrichtet werden sollte, welche dieselben benutzten. Die Leute lachten anfangs über die Grillen des alten Herrn; doch bevor er starb, machte er zehntausend Pfund im Jahr allein damit, daß er über die verschiedenen nach seinem System gebauten Poststraßen die Aufsicht führte.

Doch war die englische Landstraße nicht immer so, wie sie heute ist. Nachdem die Kutschen unter dem ersten Stuart, der auf dem englischen Königsthrone saß, eingeführt worden waren, mußten Reisigbündel auf den Weg geworfen werden, so oft der König ins Parlament fahren wollte, damit der Wagen desselben nicht in den Löchern stecken blieb. In den Bürgerkriegen unter dem zweiten Stuart wurden 800 Dragoner auf ihren Pferden gefangen genommen, welche sich in dem Koth der Straße festgeritten hatten. Deswegen wurden damals und bis in die Zeit der ersten George die Reisen hoch zu Roß zurückgelegt, und Kutschen wurden nur benutzt bei großen Gelegenheiten in der Stadt oder auf dem Lande, wenn sich Nachbarn feierliche Besuche machten.

Die Kutsche galt damals noch als ein Zeichen großen Reichthums oder großer Verschwendung, wiewol sie noch weit von dem heutigen Comfort entfernt war. Sie hatte z. B. keine Glasfenster; diese kamen erst nach der Restauration (1660) von Frankreich aus in Gebrauch und die Kutschen hießen dann „Glaskutschen". Bis dahin waren die Fenster nur mit linnenen Vorhängen und Franzenbesatz

geschlossen, und in einem Tagebuch, welches zur Zeit des Bürgerkrieges einer der loyalsten und unglücklichsten Anhänger des Königs, Sir Harry Slingsby, führte, klagt der Diarist, (1641) darüber, daß man ihm diese während der Nacht unterwegs gestohlen, und daß man sich während des Restes der Reise und, da man glücklicherweise schon in der Nähe von London gewesen sei, damit habe behelfen müssen, daß man ein paar Gardinen mit Stecknadeln vor den Fenstern befestigt habe.

Schlechter jedoch noch als die Wagen waren die Wege, und eine Reise, selbst die kleinste, erforderte daher immer die sorgsamsten Vorbereitungen. Die Mitglieder der damaligen „Obern Zehntausend", welche sich in ihren Wagen zu dem Diner eines benachbarten Edelmanns wagten, sandten zeitig am Morgen Männer aus, um die alten tiefen Spuren früherer Fahrten wieder zu ebnen. Alsdann schütteten sie, um ihn für die Nacht kenntlich zu machen, hohe Kalkhaufen an den Weg oder legten eine doppelte Reihe weißer Tonnen aus, durch welche — ähnlich wie noch heute in der Allee von Scheveningen nach dem Haag, wo die Bäume durch weißen Anstrich des Nachts die Auffahrt zu den Landhäusern bezeichnen — der betrunkene Kutscher seinen Herrn und Familie in vergleichsweiser Sicherheit nach dem Hafen ihres Hauses zurücksteuerte.

Doch ließen sich solche Vorsichtsmaßregeln begreiflicherweise nicht auf weitere Entfernungen anwenden, und darum kam es fast jeden Tag vor, daß Kutschen, mit goldenen Krönlein verziert, mit Sammet ausgeschlagen und von sechs Pferden gezogen (der Souverän allein durfte mit achten fahren!), am hellen Tage und auf offener Straße im Kothe stecken blieben. Im hohen Grad ergötzlich sind die Erzählungen der Leiden, welche die Reisenden jener alten Tage

auszuhalten hatten. In seiner unvergleichlichen „Geschichte von England" gibt uns Macaulay einige der reizendsten Bilder aus den Wanderungen dieser ersten „Märtyrer der Landstraße": wie sie sechs Stunden gebrauchten, um eine halbe Meile zu machen; wie sie fortwährend den Weg verloren, wie sie zuweilen Gefahr liefen, vom übergetretenen Flusse fortgeschwemmt oder von Fuhrleuten, die gleichfalls im Sumpfe stecken geblieben, geprügelt zu werden, und wie sie, um ihr Leben zu retten, durch breite Flüsse schwimmen, oder um ihre Kutsche zu retten, diese auseinandernehmen und weite Strecken Weges — tragen mußten. „Auf den besten Verkehrslinien", sagt der große Historiker, „waren die Gleise tief, die Senkungen halsbrecherisch steil und der Weg oft so, daß es kaum möglich war, ihn von den nicht eingehegten Moor= und Heideflächen zu unterscheiden.... Oft lag der Koth hoch zur Rechten und zur Linken und ein schmaler Rücken festen Grundes erhob sich aus dem Moraste. Nur in gutem Wetter war überhaupt die ganze Breite des Weges für Kutschen passirbar. Aber in der schlechten Jahreszeit hatten die Reisenden Gefahren und Unglücksfälle zu bestehen, welche hinreichend wären für eine Reise nach dem Eismeere oder der Wüste Sahara." So gebrauchte beispielsweise, was hervorgeht aus den Memoiren Sir Thomas Herbert's, eines andern der Getreuen Karl's I., welcher den unglücklichen Monarchen bis zum Schaffot nicht verließ, die vom Parlament im Januar 1646 dem König nach Newcastle entgegengesandte Commission neun volle Tage, um einen Weg zurückzulegen, der nicht viel mehr als dreißig Stunden beträgt!

Diese Schwierigkeit schreckte denn auch die meisten ab, in Kutschen zu reisen; man bediente sich vielmehr des Sattels und ritt „Post", wie es im Ausdruck jener Zeit hieß.

Unser Freund Tom Jones und sein Begleiter, der Schulmeister Partridge, ritten so, als sie die „liebliche“ Sophia suchten; und diese selbst nebst Mrs. Fitzpatrick, welche ihren Mann verlassen hatte, und Dame Honour, die wortreiche, ritten desgleichen auf Sattelpferden von einem Wirthshaus des Königreichs zum andern. Ein allgemeiner Aufschrei der Empörung ging durch die britische Nation, als man endlich um den Beginn des vorigen Jahrhunderts anfing, die Wege auszubessern und für die neue Erfindung der „Postkutsche“ in Stand zu setzen. Einige erklärten, daß der nationale Muth zerstört werden würde, wenn ein Mann, welcher gewohnt war, auf einem Roß durch das Land zu reiten und allenfalls einen Strauß mit dem Straßenräuber zu bestehen, sich nun in Kutschen fortschleifen lassen sollte. „Die Gesundheit des Publikums wird Schaden leiden!“ riefen die Philanthropen, welche sich nicht mit dem Gedanken befreunden konnten, Leute in einer heißen und staubigen Kutsche eingeschlossen zu sehen, anstatt daß sie die frische Luft auf einem muntern Rosse athmeten. „Gesundheit und Handel werden zu Grunde gehen!“ jammerten wieder andere. Dem alten Herkommen gemäß ward ein neuer Anzug während einer einzigen Reise verbraucht. In einer Kutsche konnte man ein ganzes Jahr lang reisen, ohne den Schneider einen Pfennig verdienen zu lassen. Die Sattler, Sporenmacher und Pferdeverleiher vereinigten sich zu einer Petition an das Parlament dahin, daß dieses in seiner Weisheit die Geschwindigkeit solcher „flammenden Meteore“ zügeln wolle, deren unerhörte Hast wichtigen Geschäftszweigen mit völligem Ruin und der Reitkunst mit Verfall drohte.

„Wohin geht die Sonne von England?“ war der fast allgemeine Ruf. Am ärgsten aber zankten die alten Fracht-

kärrner, denen bisher der Fahrweg ganz allein gehört hatte, und die zuweilen, wenn das Wetter in besonders schlechter und sie in besonders guter Laune waren, vom Regen überfallene Fußwanderer in das Stroh ihres Karrens kriechen ließen, auf welche Weise z. B. Roderick Random und sein treuer Gesell Strap einen Theil ihres Weges von Schottland nach London zurücklegten. Der Weg sei für ihre Karren gemacht, schrien sie, und anständige Leute hätten auf demselben nichts zu suchen. Aehnliches, nur noch viel später, haben wir übrigens auch in Deutschland gehört, wo die Reichsstände vor dem Reichstag 1790 Klage führten, „wegen vielfältiger Beeinträchtigung" durch das Postwesen, durch welche „das uralte und wohlhergebrachte Stadt- und Landbotenwesen" gestört werde. Sie bitten daher (Häusser, Deutsche Geschichte, I, 127), „die zum größten Nachtheil der bürgerlichen Nahrung errichteten Postwagen" entweder wieder abzustellen, oder doch dieselben auf alleinigen Transport der Reisenden und ihres Gepäcks zu beschränken.

Nun — über die Beschwerden der deutschen Reichsstände wie der englischen Schneider, Sattler und Fuhrleute ging die Kutsche mit Vieren siegreich dahin; auf der immer besser werdenden Chaussee erschien sie, allerdings spärlich zuerst und sehr langsamen Schrittes, vor jedem Wirthshaus haltend, übernachtend, wo sich's thun ließ, und tagelang auf der Landstraße liegend, zwischen Ortschaften, welche sich jetzt in einer Stunde erreichen.

In dem Bull Hotel zu Cambridge, einem der merkwürdigsten alten Wirthshäuser, welches ich in England gesehen habe, voll von allen möglichen Curiositäten, Kunstsachen, alten Drucken und Stichen, fand ich unter Glas und Rahmen auf dem Hausflur, dicht an der Hausthür

ein Advertissement aus dem Jahre 1706, in welchem die Kutschen angezeigt werden, welche von London nach York und vice versa fahren sollten. Diese „stage coaches" fuhren die Woche dreimal und legten ihren Weg — einen Weg, welchen heut die Eisenbahn täglich sechsmal in 5 Stunden macht — in 4 Tagen zurück; „if God permits", wenn Gott es zuläßt, wie das Blatt in Parenthese hinzufügt, so wie die großen Steamer, welche nach den überseeischen Plätzen fahren, ihre Abreise heut noch unter der Clausel angeben, „wind and weather permitting" — wenn Wind und Wetter es erlauben.

Aber je besser der Weg ward, desto rascher gingen auch die Kutschen, und es kam die Zeit des wundervollen Brighton „Age", des „Butterfly" und des „Highflyer" mit Vollblutpferden und Kutschern in rothen Röcken. Wie bunt muß damals die englische Landstraße ausgesehen haben von all den Karren, Kutschen und Fahrzeugen! Dann und wann dazwischen, zur Zeit, wenn das Parlament in London eröffnet wurde, ließ sich wol auch der ehrwürdige, breite, vergoldete Wagen sehen, in welchem Mylord und Mylady zur Stadt wackelten. In den Wagen der Nobility hatte die ganze Familie Raum, während auf dem Hintersitz, dem sogenannten „boot" oder „well" der Page, der Kaplan und die Kammerjungfer saßen. Gezogen wurde diese Arche von sechs Pferden, und ihr vorauf trabten die „Läufer", ganz in Weiß gekleidet, mit dem Wappen ihrer Herrschaft in Silber gestickt auf dem linken Arm und einem langen Stab in der Hand, um den Weg für Mylords Kutsche von Frachtkarren und andern unnoblen Fahrzeugen zu säubern, wie sie in einer frühern Periode dieselben gebraucht hatten, um das „Landschiff" (so nannte man die ersten Kutschen) wieder flott zu machen, wenn es in einem

Sumpfe stecken geblieben. Ohne diese Klasse von Dienern, (welche jetzt natürlich ausgestorben, obwol sich ihr langer Stock in den Händen der Portiers erhalten hat), war zu Anfang des 18. Jahrhunderts kein großer Haushalt vollständig. Man hielt ihrer gewöhnlich ein halbes Dutzend. Sie liefen vor und neben den feisten flämischen Mähren, mit denen die Kutschen bespannt waren, und ihre Schnelligkeit war so groß, daß sie immer noch zeitig genug ankamen, um in den verschiedenen Wirthshäusern am Wege für ihre Herrschaft entweder das Mittagsessen zu bestellen oder Quartier zu machen. Es waren leichtfüßige, starke Burschen, meist Franzosen oder Irländer, welche regelmäßig und ohne besondere Anstrengung ihre fünf Meilen des Tages „nach dem Tone von des Kutschers Peitsche" und der Begleitung seiner Schimpfreden liefen. Sie bekamen, um ihren Magen nicht zu beschweren, wenn sie im Dienste waren, nichts als Gerstenbrot, Schinken und Buttermilch.

Viele Edelleute jener Zeit ließen diese armen Burschen auf solche Weise von Schottland nach London laufen, und was ein ordentlicher „Läufer" war, der konnte es, wenn es sein mußte, auf das Doppelte, d. h. auf 10 deutsche Meilen täglich bringen. Die Dienerschaft ritt, wegen der Räuber, bewaffnet hinterher und so, zwischen seinen Läufern und seinen Bewaffneten, bewegte sich der britische Nobelmann des vorigen Jahrhunderts gen London.

Diese Glorie der englischen Landstraße ist freilich dahin, und der Ruf: „Hurrah for the road!" wird von keinem Gentleman mehr vernommen. Aber doch gibt es noch immer nichts Lustigeres in der Welt als solch eine altmodische Kutschenfahrt, wie sie sich in einigen Gegenden von England erhalten hat; auf einem Gefährt, außen und innen bepackt mit Koffern, Menschen und Hunden, mit

allerlei Beinen, die überall herumhängen, und allerlei Figuren, die in der Luft herumhüpfen, während der Kutscher im rothen Rock „Hiss, hiss!“ macht und die Viere Galop laufen bis sie dampfen. Ja, etwas von ihrem ehemaligen Reiz hat die Chaussee in England immer noch behalten! Kein Augenblick vergeht, ohne daß uns ein Wägelchen begegnet oder ein lustiger Wandersmann oder ein hübsches Hirtenmädchen mit nackten Beinen mitten in einer Ziegenheerde, oder ein Mitglied jener bewundernswerthen, bei uns unter dem Namen „Landstreicher“ bekannten Zunft der „tramps“, welche die Heerstraße zu ihrem Revier gemacht haben, unter dem Zaune schlafen und das Königreich auf Kosten derjenigen bereisen, welche in demselben angesessen sind. Diese fröhlichen Wanderer haben die meiste Aehnlichkeit mit den Zigeunern, flicken auch Kessel wie diese und werden von den Köchinnen und Bulldoggen im Hofe mit nicht viel günstigern Augen angesehen.

Aber sie selbst würden jeden Vergleich mit diesen braunen Ausländern verächtlich zurückweisen; sie sind stolz darauf, Briten zu sein, eingeborene Unterthanen Ihrer Majestät, und ihr Leben ist in der That eins der glücklichsten, welches die Welt augenblicklich zu gewähren im Stande ist. Der „Tramp“ hat einen guten Appetit, befriedigt ihn auf anderer Leute Rechnung, raucht seine Pfeife und schnuppert die reine Morgenluft früher und frischer als irgendein anderer. Es ist wahr, er wird dem Rheumatismus und dem Schnupfen ausgesetzt sein, wenn er nächtelang auf dem feuchten Erdboden liegt; allein er ist der letzte Romantiker der englischen Landstraße, und ihn zu sehen, wenn er mit seinem kleinen zerlumpten Haushalt aus einem Ding wie eine Schäferkarre kriecht, um sich zur Seite eines Wiesenbachs hinter einem Wirthshaus und unter dem Schutze

einer hohen Hecke wohnlich einzurichten, oder wenn sie bei Nacht auf einem freien Stoppelfeld um ein Feuer lagern: dieses sind in der That sehr malerische Blicke, die man zuweilen zur Seite der englischen Landstraße hat. Jenes Gefährt aber, zugleich Wagen und Wohnung, in welchem diese nomadisirenden Kesselflicker Frau und Kinder, Küche und Keller zusammenpacken, erinnert den Wanderer an die gemeinsame Abstammung von den germanischen Voreltern, welche zu ihrer Zeit, vor einigen tausend Jahren, „den classischen Morast, den Tacitus beschrieben", in ähnlichen Wagenhäusern durchzogen.

Nun, dies ist eine Reminiscenz, die uns allen ziemlich fern liegt, besonders den Engländern; näher liegt ihnen die andere Reminiscenz aus den „Kutschentagen von Altengland", wo es hieß: „Vor jedem Wirthshaus, das Gott gegeben, wird Station gemacht und getrunken." An diesem Grundgesetz hält nun die heutige Generation noch fest, und namentlich ward der Ehrwürdige vorn, zur Seite des Kutschers, nicht müde, den dicken Wirthinnen, die vor der Thür erschienen, die Hand zu schütteln und den drallen Töchtern derselben, die ihm das „bittere Bier" credenzten, die Wangen zu streicheln. Er schien jedes Wirthshaus am Wege, jede Hebe der Landstraße zu kennen und leerte an jeder Station seine Kanne, was ihm übrigens nicht das mindeste zu Leide that, außer daß am Ende unserer Reise der „ostler" ihm die biedere Rechte bot, auf die gestützt er mittels einer Leiter vom Wagendach herabstieg.

Dies war in Ambleside, nach einer zweistündigen Fahrt, welche ich für eine der vergnügtesten halte, auf die ich mich besinnen kann. Wie in einem großen Panorama hatten Bergsichten, Häuser, Gärten und helle Wasserstreifen beständig abgewechselt, und schon den Wohlstand überall,

den Reichthum der Landschaft, das Behagen der Dörfer und die heitern Gesichter der Menschen zu sehen, war eine Freude.

Noch mehr aber: in diesen zwei Stunden war ich im Geiste gleichsam durch zwei Jahrhunderte gereist — hatte die wechselnden Gestalten der Landstraße während einer so langen Zeit gesehen und alle Schrecken derselben sowie alle lustigen Thorheiten an mir vorüberziehen lassen, all ihren Glanz und ihre fröhliche Herrlichkeit, und erwachte erst wieder zum Leben der Gegenwart, als unter den letzten Bäumen von Ambleside-Road die Pracht des Sees von Windermere unter einer lieblichen Herbstnachmittagssonne heraufschimmerte. Hier nahm ich Abschied von Straßenräubern und Gentlemen-Kutschern, um in einem kleinen anmuthigen Dampfnachen neuen Zielen zuzusteuern.

Herbst an den englischen Seen.

(1862.)

— et haec olim meminisse juvabit.

Aen. I, 203.

1.

Furneß-Abtei.

Der District der Seen — „the lake district" — nimmt die äußerste Nordwestecke von England ein, umschließt einen Theil der Grafschaften Lancaster, Westmoreland, Cumberland und stößt hart an die Ausläufer der Berge von Schottland und das „border-land", jene Grenzscheide, auf welcher — hochgefeiert in der alten Dichtung beider Völker — die blutigsten und romantischsten von allen Kämpfen zwischen Schotten und Engländern ausgemacht worden sind. Der Boden ringsum ist reich an kriegerischen Spuren der Vergangenheit; die letzten von Nessel und Stechpalme überwucherten Reste römischer Stationen, sowie die zahlreichen Burgen, die theils in Trümmern liegen, theils von den späten Nachkommen der ersten Erbauer noch bewohnt werden, geben Kunde von jenem wilden Geist der Fehde, der hier länger als ein Jahrtausend getobt, der mit dem düstern Namen der Picten verbunden zuerst in der Geschichte auftaucht, und die Tage innerer Zerrissenheit, die Kriege der weißen und der rothen Rose überdauernd, sein Ende erst fand in jenem Staatsacte,

welcher die beiden Königreiche zu einem Namen und einem Parlament verband.

Aber seitab von diesem Schauplatz des ununterbrochenen Haders hat die Natur alles, was sie Schönes, Liebliches und Friedevolles besitzt, in einen Umkreis der Berge geflüchtet, welche mit blauen, weichen Contouren eine Gegend umschließen, mannichfaltig geschmückt mit allen Reizen landschaftlicher Anmuth, mit Wald und Wiese, mit Hügeln und Abhängen, vor allem aber mit dem, was der Landschaft die Seele ist und ihr den Ausdruck des Seelischen verleiht: mit Wasser, mit Seen! Dieses ist das Land der Seen — ein Heiligthum der englischen Vorzeit, deren Andenken sich mit den Ueberresten des celtischen Druidenthums hier in so manchem stillen Seitenthal verbindet — ein Heiligthum der englischen Poesie, welches den Erinnerungen an Coleridge gewidmet ist, das Grab von Wordsworth birgt und in dem Namen der „Seeschule" ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte der englischen Literatur erhalten hat.

Man kann sagen, daß das „alte romantische Land" bei Lancaster beginne, eine Stunde (mit der Eisenbahn) hinter Preston, der Baumwollenstadt, und zwei hinter Liverpool, der Stadt der Schiffe und des Welthandels. Hier, in Lancaster, steht ein altes wettergraues Schloß, mit alten wettergrauen Thürmen, von denen einer durch des römischen Reiches Kaiser Hadrian im Jahre 122, und ein anderer, mehr als 1000 Jahre später, durch den ritterlichen Plantagenet, Eduard III., erbaut worden ist. Auf dem höchsten dieser Thürme stand ich einst, an einem sanften Herbstnachmittage vor Jahren, das Auge gefesselt von der rings ausgebreiteten Schau — von der Stadt, die sich mit ihren grauen Bleidächern terrassenförmig an dem Berg emporzieht — von Feld und Wald, grün im bläulichen Herbstduft —

von dem Fluß, der sich ruhig durch die Ebene schlängelt, von dem Irischen Kanal, mit langsam darüber hinwandelnden Segeln und Masten, und von den Westmoreland-Hügeln, hinter welchen die Seen liegen. Mein Blick folgte einer Rauchsäule, welche fein durch den blauen Herbstäther zog — es war die Eisenbahn, die zu diesen Seen und nach Schottland ging; und ein Gefühl ergriff mich, ähnlich demjenigen, welches der Dichter schildert — „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

An diesen Herbstnachmittag gedachte ich, als ich, vier Jahre später, an demselben Schloß und unter demselben Thurme vorbeifuhr. Es war ein Herbstnachmittag, wie jener, aber voller, sonniger, nach einer Reihe schwerer und dunkler Tage; und so war auch meine Seele reifer und voller ergriffen von dem Glück, wieder frei zu sein. Von einer kurzen Wanderung durch die damals hart bedrängten englischen Weberdistricte hatte ich eine so traurige Empfindung, einen solchen Druck von Schwere und eisiger Kälte mitgenommen. Ich kann an die Bilder menschlichen Jammers, die ich dort gesehen, nicht ohne Pein zurückdenken; und sie vermischen sich in meiner Erinnerung mit dem Nebel, zäh und gelb, mit dem Regen und dem Winde, welcher scharf und schneidend vom benachbarten Meer heraufwehte und jene Tage zu den düstersten machte, die ich in England erlebt habe.

Aber hier, bei Lancaster, wo die Wege sich scheiden, kam die Sonne wieder. Sie vergoldete mit ihrem späten Lichte den Thurm, auf welchem ich schon einmal gestanden, und die Fläche von Grün und Blau, welche mir nicht mehr unbekannt war. Ein unbeschreiblich schönes Gefühl neuer Lebenslust erweckte dieser Abschiedsschimmer des Tages, welcher auf grünen Gräsern und Halmen sprühte, feucht

noch von großen Regentropfen, die zuweilen funkelnd wie Diamanten zu Boden fielen. So warm in den Farben, dabei so klar und verheißungsvoll wie an jenem Abend über dem Gestade und dem Gewässer der Morecambe-Bai, hatte ich die Sonne sehr lange nicht niedergehen sehen. Die Morecambe-Bai ist eine tiefe Einbucht, welche die Irische See in die Küsten von Lancaster und Westmoreland gebrochen. Ein breiter Sandgürtel, silberschimmernd gegen das dunklere Blau des Wassers, welches nun in den röthlichen Goldtinten des Abends wogte, umspannt diese Bai, und dicht am Rande derselben liegen die Schienen der Bahn. Es gibt nichts Erhabeneres für die Seele und das Auge als den Anblick des Meeres in solchen Momenten der Feier, — wenn über dem Meer ein anderes Meer von Licht und Farben, von Glut und Herrlichkeit ausgegossen scheint. Es hat etwas Märchenhaftes alsdann, von jenem Glanz und Zauber, welcher die Vorstellung des Menschen hinreißt und ihr in den großen purpurnen Wolken die Bilder von phantastischen Gebirgen und Palästen zeigt, als ob die verschollenen Inseln für einen Augenblick aus der Meerestiefe emporgetaucht seien. Jetzt steht die Sonne wie ein feuriger Ball auf dem schauernden Rande des Gewässers — jetzt fliegt ein Dunst über sie, wie wenn man eine blanke Scheibe anhaucht — ihre reine Schönheit wird getrübt, das Feuer löscht aus, das Roth geht in Grau über, Wolken steigen auf, das Meer ist kalt, der Zauber ist zu Ende, die Sonne ist fort. Es ist dunkel, und die Fahrt geht in ein unbekanntes Land. Denn Dämmerung und Nacht sind am Meer kaum unterschieden.

Solch eine Fahrt in ein dunkles, unbekanntes Land hat etwas ungemein Ahnungsvolles für die Seele. Man weiß nicht, wo sie enden und wohin sie uns führen wird.

Mitten in der Monotonie des Eisenbahngerassels bewahrt sie uns noch ein Stück von der alten guten Art, wo das Reisen an sich noch eine Wonne war, wo es das Gemüth noch und nicht blos das Auge beschäftigte. Kaum nun war der letzte Sonnenfunken verglommen, so blitzten schon aus den Bergschluchten die Abendlichter herauf, wie Märchenlichter aus Bergspalten. Bald war ein dumpfes Rollen und Rauschen zur Linken — das Meer; bald ein leises Flüstern und Wehen zur Rechten — der Wald, der zuweilen bis dicht an das weithin flache Ufer reicht, bald um schroffe Felsvorsprünge hoch hinauf klettert.

Endlich hielt der Zug, und wir waren in der Abtei, oder vielmehr erst an der Station, die von ihr den Namen hat — Furneß-Abtei. Aber beide sind Wand an Wand, und unter einem Dache. Welch ein wunderlich Stück Romantik ist das doch, daß man mit der Eisenbahn mitten in eine alte Abtei hineinfährt! Aber so ist es. Hier, wo die Maschine hält, umgeben von Hecken mit Herbstrosen und Ruinen mit Epheu, steht noch das alte Manor-Haus, in welchem einst vor 700 Jahren der Abt von Furneß residirt hat. Das Kloster und die Kirche sind zerfallen; aber in diesem Manor-Haus hat sich's die Gegenwart wieder wohnlich gemacht, und berühmt wie ehemals wegen der Heiligkeit seiner Mönche, ist heute dieses Thal wegen des Comforts seines Hotels und der malerischen Grandeur seiner Ruinen — „das Thal des tödlichen Nachtschattens", also genannt nach einer Pflanze, die hier vor alters reichlich blühte und noch zu sehen ist in dem zerbrochenen Siegel der alten Abtei.

Es war bis vor kurzer Zeit bei uns Mode, England für das Land der Prosa zu halten, und nur selten fiel es jemand ein, anders als in Geschäften dorthin zu reisen.

Und doch ist England nicht blos eins der schönsten, sondern auch eins der poetischsten Länder — reich an lieblichen Landschaften sowol wie an großartig wilden Moor- und Heidescenerien. Nirgends wieder auf so engem Raume sind so viele Gegensätze vereint, bietet die Reise eine solche Mannichfaltigkeit der Anblicke. Aus einer Stadt, welche schwarz ist vom Rauche der Fabriken, tritt man in eine andere von stillem, mittelalterlichem Aussehen mit Giebelhäusern und ehrwürdigem Dome. Das Meer, welches zwei Welten verbindet, brandet an seinen Küsten und versammelt in den geräumigen Häfen derselben die Flotten aller Nationen. Baroniale Hallen, von weiten Thierforsten umgeben, und herzogliche Schlösser, mit Epheu umwuchert, erheben sich in seinem Innern. An den Abhängen seiner Berge weidet die fette Heerde, und in der flachen Ebene bestellt der behäbige Farmer den fruchtbaren Ackergrund. Wie durch einen gutgepflegten Garten fährt man durch ganz England, und das Gefühl des Wohlergehens, welches überall herrscht, theilt sich dem Wanderer mit. Er nimmt theil an dem Segen, der lachenden Anmuth und Zufriedenheit, welche ringsum ausgebreitet sind, und findet in dem kleinsten Wirthshaus am Wege noch ein wie immer beschränktes Maß von jenem Comfort, welchen der Engländer zum Genusse des Lebens nothwendig erachtet, und selbst in jener verrufensten Klasse von Sterblichen, den Kellnern, etwas von dem steifen Anstand und gemessenen Würde, die in einer höhern Stufe des Lebens den „Gentleman“ charakterisiren.

Ein solcher Biedermann mit weißer Halsbinde und schwarzem Frack empfing mich beim Aussteigen, und nicht ohne einen innern Kampf gegen meine angeborene deutsche Ehrfurcht vor solchen Kleidungsstücken erlaubte ich dem-

selben, sich meiner Reiseeffecten zu bemächtigen, worauf ich ihm durch eine von späten Rosen und Verbenen umflüsterte offene Halle auf die steinerne Flur der alten Residenz der Aebte von Furneß folgte.

Wie durch einen Zauberschlag war ich hier mit einem mal in die Romantik des Mittelalters versetzt. Nicht in eine solche, wie wir sie zuweilen in Museen und Kunstkammern bewundern — nein, sie lebte wirklich rings um mich her und ich lebte mitten in ihr. Gestern noch im nebelig trüben Liverpool, heute noch in der Armuth des bedrängten Weberdistricts von Preston, und jetzt in der lieblichen Stille, in dem köstlichen Frieden des „Nachtschatten-Thales"! Welch ein Name schon! Aber nichts auch riß den Wanderer aus dieser seltenen Illusion. Ich stand in einer hohen Halle, welche mit gebräuntem Balkenwerk gedeckt war. Nach beiden Seiten öffneten sich Kreuzgänge mit jenen Spitzbögen und massiven Pfeilern, die mir so wohl bekannt waren aus der alten Klosterschule, in welcher ich meine Jugend verlebt habe. Alles, bis ins kleinste Detail, war streng im Stile jener lange vergangenen Zeit gehalten: die Fensterbögen, das Balkenschnitzwerk, die Treppengeländer und Fußböden, die Stühle, die Hausgeräthschaften, sogar die Lampen, Candelaber und Kronleuchter, welche, obwol sie mit Gas erleuchtet waren, doch sehr altmodig aussahen und aus Messing verfertigt waren. Ein großer schlanker Windhund war der zweite, der mich nach dem Mann in Frack und Binde gastlich begrüßte; er kam, als ich eintrat, von der Treppe dahergeschritten, legte seinen schönen Kopf traulich an meine Knie und sah mich mit seinen braunen Augen zärtlich an, ganz so, wie es in alten Zeiten Mode gewesen, wo die Hunde noch bei der solennen Bewillkommnung der Fremden in ritterlichen oder klöster-

lichen Aufenthalten nicht fehlen durften. Ein süßer Geruch von den Blumen des Herbstes, Levkoien und Reseden, wehte mir entgegen, draußen schon aus den Beeten der Veranda, innen in der Halle aus hohen Sträußen steigend und mit manchem andern Parfüm gemischt, zuletzt dem starken Geruch von Weihrauch nicht unähnlich, welcher denn der Vorstellung, als ob man in ein klösterliches Gebäude trete, neue Nahrung gab.

Nun aber ging zum Glück diese Illusion nicht weiter. Denn sogleich erschienen vor der „Culina“ — in der Sprache der modernen Wirthschaft „Küche“ genannt — einige allerliebste Mädchen, deren klösterliches Habit in schneeweißen saubern Küchenschürzen bestand, und aus dem „Refectorium“, alias „Speisesaal“, traten einige nicht minder liebenswürdige junge Damen, die aber die Klosterregel gar so weit gebrochen hatten, daß sie an den Armen junger Herren gingen und unter dem Portal, welches nach dem Garten führt, demnächst verschwanden. Eine von den allerliebsten Nonnen aus der Küche nahm einen Messingleuchter, mit vielen wunderlichen Schnörkeln und Fratzen verziert, und führte mich über allerlei Treppen und durch allerlei Gänge, welche mit schweren grünrothen Plüschteppichen bedeckt waren, in ein lauschiges Kämmerlein mit kleinen, bleigefaßten Spitzbogenfenstern, durch welche von außen wilder Wein hereinrankte. Die Bäume und die Wasserfälle rauschten, der Sternenhimmel glänzte; und nur einen Blick hinaus in dies Schimmern, Klingen und Flüstern — einen Athemzug that ich. Dann wandte ich mich wieder um. Aber meine kleine Nonne war indessen verschwunden.

So gut es ging suchte ich ihren Spuren zu folgen, denn es war nichts Leichtes, sich in diesem Labyrinth von

Ecken und Winkeln, von Treppen und Treppchen zurechtzufinden. Nicht sie, doch den Ausweg fand ich wieder und trat in den Garten, welcher an der Seite eines plätschernden Baches zu den Ruinen führt. Sie standen im Dunkel der Nacht ehrwürdig, ausgedehnt, ein wenig schauerlich da — als ob jeden Augenblick ein Geist aus ihnen heraustreten könne. Aber es blieb still. Nur zwei Bäche rauschten, der eine munter plätschernd, der andere etwas ferner, dumpf, geheimnißvoll, wie die unverständlich gewordene Stimme einer weiten Vergangenheit.

Auf dem Rasen, unter der Veranda und hinter der Klostermauer in dem Schattengange hoher, düsterer Kastanien ging es indessen viel lebhafter zu. Hier promenirten und kicherten viel lustige Pärchen. Da ward in dunkeln, abgelegenen Pfaden so viel gewandelt, — da rauschten über den Rasen so viele Frauengewänder — und da hinten, vor der Thür, leuchteten wieder die weißen Nonnenschürzen... Nun auf einmal trat der Mond über dem dunkeln Waldgebirg herauf, klar, licht, ganz silbern — ein wundervoller Contrast zu dem goldenen Kometen an seiner Seite, dem dunkelblauen Walde gegenüber. Das war ein Blick! Der Garten ganz in Licht gebadet, die Bäume, die Gebüsche tiefe, breite Schatten werfend und im Hintergrunde wie wirklich auferstandene Geister die hohen, offenen Bogen der Fenster und Portale, durch welche das Mondenlicht floß. Die Stimme der Natur mit all ihren süßen, gerngehörten Tönen redete hier unablässig mit dem Menschenherzen; und lange noch, bis zu einer späten Stunde saß ich da, um das Flüstern, Rauschen und Tropfen von Wind, Wasser und Laubwerk zu hören, welche diese Einsamkeit rings umweben.

Plötzlich war mir, als ob ich einen andern Klang

mitten in dieser bezaubernden Monotonie vernähme. Ich erhob mich und schritt den Ruinen noch einmal zu, welche jetzt silberweiß, von großen dicken Schattenmassen rings umgeben, unter dem Mondenhimmel dastanden. Wieder kam mir jenes bängliche Gefühl, als ob ein ungekanntes Etwas aus den Ruinen heraustreten müsse, und diesmal sollte ich mich nicht ganz geirrt haben. Es war zwar nur ein Lied, aber ein süßes Lied, und gesungen von einer weichen, jugendlichen Frauenstimme. Als ich hinlauschte, da war es das schottische Volkslied: „Corn-rigs are bonnie, oh“ — und hell und lieblich klang es mitten aus den schauerlichen Ruinen her zu mir:

Es war in einer Sommernacht,
Wenn's still im Korn und wonnig. oh!
Und bei des Mondscheins klarer Pracht
Stahl ich mich leis zu Annie, oh!
Die Zeit flog hin, wir merkten's kaum,
Bis daß der Strahl, der erste,
Des Tags uns weckte aus dem Traum
Im Feld, wol in der Gerste.

Langsam in jener dem schottischen Volkslied eigenthümlichen Weise war der Gesang verklungen; doch nur, um alsbald wieder aufgenommen zu werden, und zwar diesmal von einer kräftigen Männerstimme:

Ich hab' mit Freunden oft gezecht,
Und lustiglich getrunken,
Und bin dabei oft, recht und schlecht,
Auch untern Tisch gesunken:
Doch all die Lust beim Becherschall,
Die größte und die hehrste:
Die eine Nacht war werth sie all
Im Feld, wol in der Gerste!

Hierauf vereinigten sich die beiden Stimmen gar anmuthig zu dem Refrain:

Kornfeld und Gerstenfeld,
Und jedes Feld ist wonnig, oh!
Nie will vergessen ich die Nacht,
Die Nacht im Feld mit Annie, oh!

Noch war der Vers nicht zu Ende, als es in den Ruinen rauschte und eine Gestalt heraustrat, im leichten, lichten Gewande — eine Frauengestalt, schlank, fein, zierlich und schön, wie der Mond mir zeigte, der ihr Gesicht jetzt voll bestrahlte.

Sie sah mich nicht. Neckisch faßte sie ihre Kleider zusammen und rief nach dem Thurme gewandt: „Harry, jetzt lauf' ich weg!" Aber ehe sie ihre Drohung ausführen konnte, war „Harry" schon auf der untersten Stufe des Thurmes zum Vorschein gekommen, sprang herab, umfaßte sie, hielt sie fest und sagte fröhlich: „Nun versuch's, Jessie!" Worauf er sie herzhaft küßte.

Gern wäre ich in der Dunkelheit geblieben. Allein jetzt hatten sie mich bemerkt. „I beg your pardon", sagte ich, indem ich ihnen Platz machte; Jessie schien sehr bestürzt und rief: „Um Gottes willen", aber Harry beruhigte sie und mich mit einem „Never mind" und war sogar so liebenswürdig, mich um Feuer für sein Pfeifchen zu bitten, Meine brennende Cigarre mochte mich ihnen wol verrathen haben.

Dann traten wir zusammen unsern Rückzug an, und unterwegs erzählte mir Harry, daß sie ein junges Ehepaar seien und hier und an den Seen ihren „Honigmond" (bei welchem Worte Jessie kicherte) verleben wollten. Es

waren übrigens zwei bildhübsche junge Leute, und schienen sich sehr lieb zu haben. Im Manor-Haus war es schon ganz still geworden. Der einzige, der sich noch auf der Flur sehen ließ, war mein Freund, der Windhund, der den beiden jungen Eheleuten die Hand leckte und ihnen nachlief bis an die Thür ihres Zimmers, worauf er umkehrte und mir lange nachsah, als ich mich entfernte, um das meine zu suchen. Mondenschein und der Schatten des wilden Weins tändelten an der Wand, als ich die Thür öffnete; und welch ein heller, lieblicher Morgen, als ich am andern Tage erwachte! Alles schwamm in goldener Sonne, der Rasen funkelte, über den Bäumen lag der bunte Herbstschimmer, und hoch darüber, am warmblauen Himmel, stand noch die blasse Mondsichel. Vor mir, von Grün umwuchert, ernst und heilig auf dem smaragdgrünen Teppich des Rasens, standen die Ruinen der Abtei — wunderbar hehre Ruinen, so weit, so ausgedehnt, so überall zerfallen und doch überall noch so grandios. Hier zum ersten mal in dieser köstlichen Beleuchtung, heiter belebt durch den Hintergrund des blauen Himmels und den Vordergrund des grünen Rasens, übersah ich sie in ihrem deutlichen Zusammenhange. Die Phantasie ersetzt leicht die fehlenden Theile und bevölkert den stattlichen Bau mit Gestalten der vergangenen Zeit. Das Bächlein singt seinen Gesang dazu, und rauschend wie Orgelschall und Chorgesang stimmen die ewig bewegten Bäume und Gesträuche ein. Welch ein Lied, das ich hier oben vernahm! Wie brauste es zu mir herauf in der heiligen, sonnigen Morgenstille! Ich saß an meinem von wildem Wein umsponnenen Bogenfensterlein und blickte durch die bleigefaßten Scheiben. Nichts als dieses Lied des Baches und der Bäume — das Schwirren der Insekten — das Trillern der Lerche — der entfernte

Schall einer Axt aus dem Walde, das Dengeln einer Sense von den Wiesen — nun dazwischen ein dumpfes Gepolter und Rollen von fern, näher kommend, jetzt mit einer Dampfwolke voran in langer Reihe aus dem grünen Hügel hervorbrechend und vorübersausend: die Eisenbahn mit Kohlenwagen, welche mitten durch das Territorium und den ehemals geweihten Grund der Abtei läuft! — Jetzt alles wieder still — die neue Zeit ist vorübergejagt, die alte Zeit mit ihrer Sonne und ihren Träumen steigt wieder herauf und steht allein vor der andächtigen Seele.

Dies ist die Schwelle zu dem District der englischen Seen. Hier, wo ich jetzt sitze, hat damals der Abt von Furneß gesessen, und ihm folgten im Manor-Haus die edeln Herren von Preston. Halb mönchisch, halb ritterlich ist alles noch in diesem Hause — die bunten Glasfenster, die hochgedeckten Hallen, die stattlichen Kamine . . . . Ich aber schaue träumend in den Wald und den Himmel, und das Bächlein von unten murmelt und flüstert . . . .

Als ich später in das Frühstückszimmer trat, hatte ich das Vergnügen, all die jungen Liebes- und Ehepaare (denn in dem ersten Stadium derselben pflegt beides noch identisch zu sein), welche gestern im Mondenschein durch den Garten entwandelt waren, um kleine Tische versammelt zu sehen, an welchen sie sich's recht trefflich schmecken ließen. Auch „Harry und Jessie aus den Ruinen" fand ich wieder. Sie saßen an dem Tisch unter dem großen Gartenfenster, halb beschattet von dem zitternden Laub, halb besonnt von den schmalen Lichtstreifen, die sich durch die Blätter und Zweige hereinstahlen. Sie hatten ihren Tisch wohl bestellen lassen mit all den guten Dingen eines „substantiellen" englischen Frühstücks, und luden mich ein,

an demselben theilzunehmen. Nach beendigtem Mahle stopfte sich Harry sein kleines hölzernes Pfeifchen. Jessie setzte ihren großen Strohhut auf, nahm ein schöngebundenes Exemplar von Moore's „Liebesgeschichten der Engel" unter den Arm, und so entfernten sie sich mit heiterm Gruße, stiegen den Hügel hinter den Ruinen hinan und verschwanden unter dem Walde.

Zu mir aber gesellte sich mein Freund, der Windhund. Doch auch dieser verließ mich schnöde mitten auf dem Rasen vor der Abtei, als ich Miene machte, weiter zu gehen. Denn er war, in der Ruhe dieses Klosteraufenthaltes verwöhnt, kein Freund von beschwerlichen Gängen, streckte sich neben einer Bank unter ein Rosengebüsch nieder, dehnte sich behaglich in der warmen Herbstsonne und ließ mich allein fürbaß ziehen.

„Quaerite primum regnum Dei" — diese Worte, welche ich beim Heraustreten aus dem Speisesaal in einem alten Stein über der Treppe gelesen, hatten sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt, und dahin ging ich nun in die Ruinen, um „zuerst das Reich Gottes zu suchen". — O, wie still waren die Höfe! Wie predigte der rauschende Wind, der durch die Kreuzgänge flüsterte, die Nichtigkeit aller irdischen Dinge — aller ohne Ausnahme, der weltlichen wie der geistlichen, der Liebe wie der Entsagung, — der traulichen Gemächer verschwiegenen Glückes, der hohen Wölbungen voll inbrünstiger Andacht! Seht, hier hat einst ein herrliches Kloster gestanden mit stolzen Portalen, mit starken Pfeilern und hohen Thürmen. Es ward gegründet im Jahre 1127 unter der Patronage von Stephan, Earl von Montaigne und Boulogne, nachmals König von England, von Mönchen des Klosters Savigny in der Normandie, welche nach England gekommen waren unter der

Führung von Evan, ihrem ersten Abte. Sie blieben drei Jahre und drei Tage in Tulkett bei Preston, bevor sie sich niederließen im Nachtschattenthale und dieses Kloster gründeten, welches sie der Jungfrau Maria weihten. Hier in der tiefen Einsamkeit haben jahrhundertelang die Mönche gebetet. In ihrem Klostersiegel führten sie das Bildniß ihrer Heiligen. Da steht die Jungfrau Maria unter einem Thronhimmel mit Sternen — auf ihrem linken Arme trägt sie das Kind, um dessen Haupt ein Glorienschein gewoben ist, und in der Rechten hält sie eine Kugel, als Königin der Welt. Zu beiden Seiten ist ein Wappenschild mit den drei normannischen Leoparden, darüber steht ein Zweig des Nachtschattens, und darunter ein Mönch in voller Ordenstracht. Der fliegende Drache ward zu Ehren des zweiten Earls von Lancaster angenommen, des Verwandten der königlichen Plantagenets, und ringsum waren die Worte zu lesen: „Sigillum. commune. domus. beate. Marie. de. Furnesio." In welch entfernte Zeiten der Geschichte entführt dies Siegel die Seele des Beschauers! Und doch, mit allem, was es Heiliges, Rührendes und Ehrwürdiges für uns hat, ist es zerbrochen — zerbrochen wie die Mauern des Klosters selber, seitdem im 16. Jahrhundert König Heinrich VIII. von England den Glauben Roms verließ und alles Klostergut confiscirte. Seitdem ist die alte Herrlichkeit zu Staub geworden, und nur noch diese Ruinen sind da, um die melancholische Geschichte ihres Verfalls zu erzählen. Durch die schön gezackten Fenster zieht abwechselnd Regen und Sonnenschein — die hohen Pfeilerschäfte, aufrecht stehend auf dem Rasen, werfen ihren einsamen Schatten in öde Hallen und Mauern, Strebepfeiler und Spitzbögen sind zerstückt. Die kunstreiche Arbeit lange zu Asche gewordener Steinmetzen liegt nun gleichfalls

zersprungen im Grase herum; zwei Köpfe schauen vom Hauptportal hoch hernieder: die Köpfe von König Stephan und seiner Gemahlin, die sich, solange sie lebten, dieser Abtei freundlich erwiesen. Aber Königsgunst ist ebenso vergänglich wie alles andere. Auch Könige müssen zu Staub und Asche werden, und nur von den wenigsten behält die Nachwelt die Namen. Was sollen diese aufrecht stehenden Figuren mit abgeschlagenen Köpfen und gefalteten Händen, in denen sie ein Brevier halten? Was bedeuten diese steinernen Kreuzfahrer, welche platt auf dem Boden liegen? Was diese Grabsteine mit dem Krummstab auf geborstenen Platten, diese unleserlichen Inschriften, diese auseinandergefallenen Kreuze? Sie zeigen uns das Bestreben einer untergegangenen Zeit, ihr Gedächtniß auf eine kommende zu vererben; und sie zeigen uns, wie fruchtlos dies Bestreben ist, wenn ihre Namen in nichts anderes geschrieben sind als in Steinplatten. Die Natur selber verwischt diese Namen mit unerbittlichem Finger — sie säet ihre grüne Saat in alle Fugen und Risse, sie klettert auf die höchsten Thürme und läßt ihre grünen Sturmleitern flattern, sie bedeckt die Kirchhöfe mit ihren wuchernden Pflanzen, sie begräbt eine Generation nach der andern, aber ihr Lächeln und ihre Schönheit gehört allen.

Da drang ein greller Pfiff durch die Stille. Das Geisterreich versank, die Locomotive sauste vorüber. Es war der Zug, der nach den Seen ging. Auch die beiden, die oben am Walde in die „Liebesgeschichte der Engel" versunken gewesen, hatte er geweckt. Sie kamen hastig an mir vorbei und riefen mir ein schnelles Lebewohl zu, da sie mit diesem Zuge weiter reisen wollten an die Seen. Ein zweiter Pfiff, etwas später, sagte mir, daß Harry und

Jessie das Nachtschattenthal verlassen hatten. Dumpf noch eine Weile hallte das Rollen des forteilenden Zuges in den Ruinen wider; dann kehrte die vorige Stille zurück. Leise nur über mir nickte das Laub und der Epheu, gedämpft aus der Ferne rauschte das Wasser unter der alten, dichtumbuschten Brücke, und nichts mehr störte mich, zu sinnen und zu träumen.

2.

Die Seen von Westmoreland.

Der See von Windermere ist der umfangreichste und mannichfaltigste der Westmoreland-Seen. Er ist der „Diamant des Seenlandes", und „die Königin der Seen". Seine Länge von Amblesíde bis Newby-Bridge beträgt etwa elf englische Meilen, seine Breite im Durchschnitt eine englische Meile. Er ist tiefer als einer der andern Seen, und zahlreiche Eilande, üppig bewaldet, verleihen seiner Oberfläche den Anblick großer Abwechselung. Der vorherrschende Charakter seiner Landschaftsscenerie ist eine weiche anmuthige Schönheit. Er hat nichts von der wilden Erhabenheit der benachbarten Seen von Cumberland, die in dieser Beziehung schon denen von Schottland ähneln; und nur hier, bei Amblesíde, erheben sich die Uferberge zu einer beträchtlichen Höhe, während sie an den übrigen Theilen des Ufers sanft gewellte Hügel bilden, an deren weichen Linien das Auge gern hängt. Aber ein überraschender Blick ist es, wo der Weg, von Amblesíde kommend, sich auf den See öffnet. Im Vordergrund die bunte Staffage von Kutschen, Nachen und Dampfgondeln, mit Menschen, welche ein- und aussteigen; im Hintergrund die Berge, deren ungeahnte Pracht nun plötzlich auf-

steigt, und dazwischen der See — so selig still in der Abendsonne! Wir besteigen die Dampfgondel — „die Feenkönigin“ — welche in dem Augenblick abgeht, wo die andere, „die Feuerfliege“, ankommt. Das goldene Wasser wiegt uns und im Hintergrund stehen die Berge — einer über dem andern gegipfelt, in jenen weichen ätherischen Umrissen und Formationen, ganz mit den Farben und der Gestalt von lichtangehauchten Wolken, zuletzt entschwindend und von einem feinen Duft umflattert, gleichsam nach oben sich lösend, sodaß dem Auge beinahe die Unterscheidung zwischen Luft und Erde verloren geht. Alles verschwimmt in eine bläuliche Dämmerung, in welcher das Auge nur phantastische, aber sanfte Contouren erkennt, von denen es kaum noch weiß, sind es die der Berge oder die der Wolken. Aber um uns das Wasser glühte von der späten Nachmittagssonne, und in seiner dunkeln Tiefe spiegelten alle Farben der Wolkenberge, der Bergeswolken, des Himmels, welcher sich mit all seinem Blau, mit jedem seiner rosigen Wölkchen unter dem Wasser wölbte. Hier und da stand eins von den blühenden Eilanden im See — wie ein Blumentopf aus Porphyr mit dem dicken, goldgrünen Bouquet üppigen Niederholzes, welches einen ähnlichen Schimmer ringsum im Wasser verbreitete. Eine solche Traumstimmung bemächtigte sich der Seele — und dennoch wurde sie nicht müde, zu der Gegenwart des Lebens zurückzukehren, die hier so namenlos schön ist — zu den Wiesen, von Sonnenhauch umduftet, zu den Wäldern, die blau schienen von den Purpurschatten des Nachmittags, und zu den weißen Häusern am Gestade — den „villas“ und „cottages“, die, von glühendrothen Fuchsiabüschen umglänzt, Bilder des Friedens und heimatlichen Glückes gewähren, fast lieblicher noch in ihrer Wirklichkeit als jene Träume. O, in diesen blumenumdufteten, seeumrauschten Häusern wohnen,

unter den Bergen, auf den Wiesen — in gänzlicher Abgeschiedenheit hier sein Leben der Betrachtung, dem Blicke nach innen widmen zu dürfen! Und hier haben Dichter gewohnt, — Dichter, deren Namen das englische Volk mit Stolz und mit Liebe nennt. Hier, an diesen Seen und unter diesen Hügeln ist Wordsworth geboren worden; hier hat Southey gelebt und Coleridge gedichtet; hier ist die Heimat der Seeschule, so genannt nach den Seen, auf deren einem wir jetzt schaukeln und in deren damals von dem Reiseschwarme noch ungestörter Einsamkeit sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts erblühte. Reich von Erinnerungen an sie ist rings dieser Umkreis, und gefeit durch ihre Dichtung jeder Wald, jeder Berg, jeder Bach, jeder See. Es ist unmöglich, in diesen Bezirk zu treten, ohne ihrer zu gedenken oder an sie erinnert zu werden und ihren berühmten Freundeskreis, in welchem eine der interessantesten Persönlichkeiten de Quincey ist, der Opiumesser. Ja, etwas wie Opiat scheint selbst in der Luft und Schönheit dieses Seedistricts zu liegen; etwas Hinschmachtendes, wollüstig Einschläferndes, traumhaft Befangendes. Ein solcher Charakter ist auch der Seeschule eigen. Die meisten ihrer größern Gedichte haben die Formlosigkeit, zuweilen die Planlosigkeit von Träumen — von Träumen noch dazu eines unruhigen Schlafes, eines Opiumrausches (Coleridge ist an Opium gestorben); aber sie haben auch das kühn Phantastische derselben und ihre ganze Verachtung von irdischen Schranken, von Unmöglichkeiten, die nur im Raum und in der Zeit liegen. Man kann sie nicht eigentlich Spiritualisten nennen, da sie vielmehr von einer starken, wenn auch nicht ganz gesunden Sinnlichkeit sind; aber „ihr Reich liegt im Wolkenland und ihre Welt ist nur zu oft eine visionäre“, sagt Freiligrath von ihnen, unser eigener Dichter, welcher einige ihrer bedeutendsten Gedichte übersetzt und die-

jenigen von Coleridge (in der „Tauchnitz-Edition“) herausgegeben hat. Ich kann mir denken, wie diese düstern Phantasien, in ferne, unbekannte Länder und Meere verlegt, unsern Dichter anziehen mußten — er, der ja auch die Wunder der heißen Zone, die Mirage der Wüste nur träumte. Aber er träumte die Wirklichkeit, den Löwen in den Rücken der Giraffe gekrallt, den Tiger im Kampfe mit dem Weißen; während ihre Träume Phantasmagorien sind, die wie Wordsworth's Geisterschiff über der Wirklichkeit schweben. Es ist wahr, dies gänzliche Hinwegsetzen über das, was wir als feste Ordnung betrachten, macht zuweilen einen kindischen, aber öfter noch macht es einen gigantischen Eindruck, als ob die ganze Verzweiflung eines Genius an Schranken rüttele, die doch keine Gewalt umzureißen im Stande ist. Man wird sogleich eine gewisse Verwandtschaft mit der deutschen Sturm- und Drangperiode herausfühlen, nur mit dem Unterschiede, daß diese zur Erde strebte und sie wirklich festen Fußes erreichte, während jene, die Seeschule, nach dem Himmel strebte und in den Wolken stecken blieb. Aber dennoch sind sie es, welche die englische Dichtung von den Fesseln einer seit Dryden und Pope herkömmlichen Convenienz in Form und Inhalt befreit und die Erscheinung der großen Romantiker Byron und Scott vorbereitet haben.

Und dann sollten wir Deutsche nie vergessen, daß es unsere eigene Poesie und Philosophie war, an welche jene Dichter sich anlehnten, daß sie in Deutschland und unter dem Einfluß deutscher Lehre und Lehrer ihre Richtung ausbildeten, ihre Ideen schulten. Zwei ihrer Häupter, Wordsworth und Coleridge, waren es, welche im September 1798 nach Deutschland kamen, um deutsche Sprache, deutsche Dichtung, deutsche Philosophie und Theologie zu studiren, um den Sänger des Messias zu besuchen und sich von ihm sagen zu lassen, daß

„Bürger ein echter Dichter sei, welcher leben müsse, daß Schiller dagegen bald vergessen sein würde“. Nichtsdestoweniger erschien zwei Jahre darauf, 1800, Coleridge's Uebersetzung von Schiller. Und würde Goethe's Einführung in England durch Carlyle möglich gewesen sein, wenn nicht die Seeschule vorhergegangen wäre? Sie war es, die durch die Philosophie von Kant, Fichte und Schelling den Gährungsstoff der gegenwärtigen Bewegung in die zähe Theologie von England und Amerika warf, und ihr vor allem sind wir für jenen mächtigen Austausch von Ideen und Anregungen verbunden, welche jetzt — beide Ufer desselben befruchtend — „hin- und herströmt über den deutschen Ocean“. —

Inzwischen hatten wir Bowneß erreicht und unser Schifflein legte an. Bowneß liegt am linken Ufer des Sees, ungefähr in der Mitte seiner ganzen Ausdehnung. Es ist ein gar freundliches Oertchen — halb Dorf, halb Stadt, wie die meisten in diesem Bezirke. Hier liegt ein Häuflein Häuser an und auf einem Hügel beisammen, wie schweizer Chalets, dort stehen ein paar andere, mit Holzgitterwerk und allerlei Schlinggewächs am Wasser. Eigentliche Straßen gibt es nicht, und am Ende führt hier alles zum See hinunter oder vom See herauf.

Von Bowneß zieht sich ein anmuthiger Gebirgspfad zwischen Wald und Landhäusern zum Dörflein Windermere und einem stattlichen Wirthshaus mit breiter Terrasse hinan, von welcher man eines wahrhaft entzückenden Rundblicks über den See und seine Ufer genießt. Zugleich mündet daselbst, dicht unter der Terrasse, aber von Blumen und Bäumen ganz zugedeckt, die Eisenbahn von London, und in diesem abgeschiedenen Idyll von See und Hügel, wo man wie in einer andern Welt lebt, an jedem Nachmittage die Briefe, die Zeitungen, die Magazine und die Bücher frisch von der Stadt

zu haben, ist eine Bequemlichkeit, dergleichen auch nur in England möglich ist.

Am schönsten war es hier oben in den Vormittagsstunden, wenn das Frühstück vorüber. Draußen auf der sonnigen Terrasse saßen vielleicht noch einige Gentlemen und lasen die „Times“ oder lustwandelten unter der Veranda, eine Cigarre rauchend. Dann aber fuhr ein Wagen nach dem andern ab, das große Haus auf der Spitze des Hügels ward leer, die Terrasse still, und ich blieb allein mit der Sonne und den Lorberhecken. Ueber diese glänzenden Hecken, durch flüsternde Baumkronen, über die schimmernden Dächer des Dorfes und sanfte Hügel ging der Blick hinab zu dem träumenden See und dem duftschweren Purpurblau seiner waldreichen Ufer. Lieblich dann war's, den Weg hinabzuwandeln zur Seite des Hügels, unter den majestätisch gewölbten Kastanien. Es war so still wie an einem Feiertag, als ob die Natur hier ewig in einem Gottesdienste begriffen sei; nur selten, daß ein einzelnes Wägelchen daherkam, oder daß ein Hund anschlug, oder ein Glockenton durch die Luft irrte. So still war's, daß man das Beben und Flüstern eines jeden Blattes, das leise Seufzen des Windzuges und jegliche Stimme im Chore der Vögel unterscheiden konnte. Stille Häuser mit schattigen Gärten, in denen zu leben schon ein Glück sein müßte, lagen zur Seite — dunkle Baumgruppen wechselten ab mit grünen Wiesen und duftfeuchten Waldwegen, die tiefer ins Gebirge führten, und überall durch das sonnezitternde Laub hatte man Blicke auf ein Stück blauen Wassers oder blauen Himmels. Solch ein unsagbarer Frieden, solch eine Andacht war ringsum! Und mit einer Empfindung wie Heimweh füllt sich mein Herz, wenn ich jener Tage gedenke, so golden und schön, so sonnig und still! Damals und dort, an den englischen Seen, wenn ich

mich auf einen der moosigen Steine niedersetzte, unter den dichten Kastanien, in der balsamischen Frühe des Morgens, hatte ich ein Gefühl, als ob das Leben keine reinere Freude zu bieten habe als solch einen Augenblick seliger Trunkenheit und Versunkenheit in die Natur. Dann spricht der Geist in uns mit dem verwandten Geiste, der in der Blume blüht und im Zuge des Windes flüstert —, ja, er fühlt sich Eins mit ihm in reiner Harmonie, und die Seele beginnt mit jedem Blatte gleichsam, das sich regt, in seiner eigenen Sprache zu reden. Der trübe Flor, welchen der unlautere Beisatz des Tages über ihren Spiegel gehaucht, schwindet fort, und klar wieder einmal darin erscheint das sonnige Bild der Außenwelt mit all seinen Umrissen, seinen duftigen Farben und seinem geräuschlosen Leben.

Der untere Theil des Sees, von Bowneß ab bis Newby-Bridge, wo er sich in einem brausenden Wasserfall zu verlieren scheint, ist von einer mehr einfachen Schönheit, doch bleibt ihm der Charakter des Lieblichen. Es war in einer jener langen, von Farbe gesättigten Herbstabenddämmerungen, die auf die Stimmung einen so weichen und melancholischen Einfluß üben, als ich mir in Bowneß einen Kahn miethete, um den See nach dieser Richtung zu befahren. Die Berge des Hintergrundes verloren sich schon in das tiefe Lila des Abends und ließen dem Auge nur noch die schwachen Linien ihrer Contouren — alles andere schien in Dunst zu brauen — Schlucht, Anhöhe, Thal und Gipfel, ein graues, seltsames Nebelbild. Aber vor uns und um uns war Licht. Zur Rechten ging die Sonne hinter die hohen Gipfel, zuweilen aus einem Einschnitt der Bergkette noch einmal feurig aufflammend; zur Linken schimmerte der bunte Widerschein. Um den Wald hing der zwiefache Purpur des Herbstes und des Sonnenuntergangs — das Laub so kraus, so braun, so

golden, windbewegt — hier und da ein sanfter Wiesenhang mit weidenden Kühen, ein traulich stilles Haus am Saume des Waldes oder des Wassers — nun blitzte die Sonne noch einmal auf, nun rollte sie zuletzt hinter eine Hügelwand und das Wasser dunkelte in tiefes Stahlgrau ab — immer dunkler und stiller, bis wir ganz allein waren auf dem weiten Wasser, schwarz von den Schatten der Berge, und nichts gehört ward als die Ruderschläge meines Kahnführers. Nur einmal noch zog ein Schiff vorbei — die „Feenkönigin", mit Musik, welche weich und traumhaft in der Abendstille über dem See verklang. Dann ward die Einsamkeit der Nacht und des Wassers nicht mehr unterbrochen, und schon war der Himmel golden von jenen großen Sternen, schon hatten die Berge jene Farben tiefen, dunkeln Blaues angenommen, welche der Nachtlandschaft etwas so unaussprechlich Feierliches geben, als unser Nachen am Rande des Sees anlegte. Wir hatten noch eine kurze Strecke unter Bäumen zurückzulegen, indessen uns das Brausen eines großen Wassers immer näher zu kommen schien, ehe wir das Wirthshaus zum „Weißen Schwan" erreicht hatten, in welchem Madame White gastlich waltet. An diese Dame hatte ich eine Empfehlungskarte mitgebracht von einem Freunde des Hauses aus Preston, und ich muß sagen, daß ich niemals herzlicher bewillkommt und wirthlicher verpflegt worden bin als im Weißen Schwan von Newby-Bridge. Denn kaum daß ich meine Karte abgegeben hatte, als auch schon Madame White, eine stattliche Vierzigerin mit einem ganzen Morgenroth auf Wang' und Nase, in das kleine Stübchen trat, in welchem ich meinen Ranzen abgelegt hatte. Ihr folgten, rund gezählt, ein halb Dutzend allerliebster Mädchen, die sie mir sämmtlich als ihre Töchter präsentirte, und die, nachdem sie mir gar zutraulich, eine nach der andern und in absteigender

Linie, die Hand geschüttelt hatten, jede einzeln entsandt wurden, um mir's bequem zu machen im Weißen Schwan von Newby-Bridge. Die eine ging ab mit dem Befehle, mir Bett und Schlafkammer in Stand zu setzen, die andere sollte für Thee und Abendbrot sorgen, die dritte meinen Rudersmann abfertigen, die vierte Stiefelknecht und Pantoffeln holen, die fünfte — aber was weiß ich? In meinem Leben war noch nicht so für meine Bequemlichkeit gesorgt worden, und das halbe Dutzend hatte alle Hände und Händchen voll zu thun, während Dame White sich in einem Lehnstuhl zu meiner Seite niederließ, um ein Gespräch mit mir über ihren Freund zu halten. Der Lehnstuhl, in welchem Madame White sich niedergelassen hatte, war das kolossalste Möbel, welches ich in dieser Gattung je gesehen, und dabei so alt, daß man sich selber um hundert Jahr älter vorkommen mußte, wenn man darin saß. Das ganze Stübchen war solch ein Wunder von altmodischer Bequemlichkeit mit Lotterbett und Stühlen, welche braun waren und geschnitzte Wolfsköpfe in den Lehnen hatten. Die Lampe auf dem Tische war so groß und so schwer wie ein kleiner Leuchtthurm. Die niedrigen Wände waren geschmückt mit Bildern von Landschlössern, Jagdhunden, Wettrennen, adelichen Herren und Damen des vorigen Jahrhunderts in langen Perrüken. Ueber dem Spiegel, welcher eine ovale Form und die Eigenschaft hatte, jedem Menschen, der hineinsah, ein Gesicht zu machen als ob er an Zahnweh leide, hing ein Fisch, gar kunstreich aus Holz geschnitzt und fein säuberlich bemalt und lackirt. Kurz, ich war hier in einem jener guten altenglischen „country-inns“, welche uns einige von den Romanschriftstellern des letzten Jahrhunderts auf eine so unübertreffliche Weise beschrieben. Mir fehlte nichts als mein Freund, der Squire Western aus „Tom Jones“, um mit ihm eine Pfeife zu rauchen und einen

Krug, mag sein auch zwei zu leren. Gedacht an ihn habe ich an diesem Abend genug, ebenso an seine Tochter, die liebliche Sophie, obgleich dies letztere ein wenig ungerecht gegen Dame White sein mochte.

Das Zeichen des Hauses war ein Schwan, welcher in einem sehr schönen Exemplare von angestrichenem Holze hoch über der Thür saß. An einer andern Stelle des Hauses hing eine blaue Traube, wahrscheinlich als Gegendemonstration und zur bessern Belehrung derjenigen Wandersleute, welche mit einem Schwan unwillkürlich die Vorstellung des Elements verbinden, auf welchem dieser poetische Vogel lebt.

Der Weiße Schwan von Newby-Bridge liegt ganz einsam in diesem Thale, und nichts war zu hören außer dem Brausen des Wasserfalls gegenüber. Erst auf der andern Seite der Brücke, die hier gleich über das Wasser führt, war eine Schmiede, vor welcher ein paar Burschen standen und schottische Lieder sangen, und etwas weiterhin war ein „mansion", d. h. der Landsitz eines Herrn von der Gentry mit Park und hoher Mauer. Das war alles, und sonst nur Berge, Wälder, Wasser und der prächtige Sternenhimmel in dieser Einsamkeit.

Um zehn Uhr ward es still im Weißen Schwan, und ich befand mich allein in meiner Kammer, gerade über dem Wasserfall. Es war so lauschig darin. Wieder hätte ich mir einbilden können, ich sei im Wirthshaus von Upton, — und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn die Thür plötzlich aufgerissen worden und der irische Gentleman mit einem Knüppel in der Hand hereingestürzt wäre, um seine Frau zu suchen. — Allein nichts dergleichen. Dann waren so viele räthselhafte Winkel und Ecken in diesem Zimmer, Schränke in die Wand gemauert, Holzbänke an den Boden

genagelt, Waschtische von unabsehlicher Länge. Und dann war das Bett da, ein so kolossales, ungeheueres Bett, wie ich seither in England, diesem Wunderland für Betten, noch keins gesehen hatte, — ein kleines Wohnhaus mit Dach, Wänden und Säulen — was sag' ich? — mit vier gewaltigen Pfosten wie Grenzpfähle, eine Art von kleinem deutschen Fürstenthum. In dieses Bett stieg man vermittels einer transportabeln teppichbelegten Treppe. Es hatte vollkommen die quadratische Form. Länge und Breite ließen sich daher nicht voneinander unterscheiden, die Begriffe von oben und unten nur errathen; so dachte ich mir das „Bett von Ware", welches das englische Normalbett zu Shakspeare's Zeiten gewesen zu sein scheint und von welchem Sir Tobias in „Was ihr wollt" spricht: „Es maß zwölf Fuß im Geviert und zwölf Männer und zwölf Frauen konnten darin schlafen." Wunderliche Dinge kann man in einem solchen Bette träumen! Und dazu rauschte der Wasserfall, welcher die Einsamkeit der Nacht mit einem starken, fast donnerartigen Brausen erfüllte. Ich hatte kurz zuvor ein Lied von Tennyson singen hören. Nun schien der Wasserfall sich der Worte des Laureaten bemächtigt zu haben, und unaufhörlich sauste er sie mir ins Ohr: „For men may come and men may go, but I go on for ever!"

Endlich wurde es Morgen und zu früher Stunde schon lebendig, namentlich vor dem Stall. Pferde und Kutschen wurden herausgebracht und gewaschen, der biedere „ostler" erschien auf dem Schauplatz und Dame White mit ihren schönen Töchtern begann aufs neue in Küche und Hofraum zu wirthschaften. Hier war es auch, wo ich die Bekanntschaft des Herrn White machte, nämlich auf der Brücke dem Hause gegenüber, wo er mit zwei großen, wildaussehenden

Rüden stand und eine neue Peitsche „einklappte“, wie er sich ausdrückte. Herr White war so freundlich, mich auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen. Da er mich wol für keinen sonderlichen „Sportsman“ halten mochte, so verwies er mich namentlich auf die Fische, welche in dem Flusse gefangen würden, und empfahl mir als Lockspeise eine gewisse Gattung von Würmern, die ich an einer bestimmten Stelle des Ufers, weiter oben, finden könnte. Hierauf wandte er sich wieder zu seinen Rüden und fuhr fort, die neue Peitsche „einzuklappen“, während ich am Rande des Gewässers, unter den leise sich rührenden Bäumen hinaufwanderte, den frischen Duft des Morgens mit vollem Behagen in mich saugend. Dieses war so recht ein englisches Landschaftsbild: dort das kleine Wirthshaus mit dem weißen Schwan und der blauen Traube, den kleinen von Weinlaub umsponnenen Fenstern und der gastlichen Rauchsäule, welche aus dem umfangreichen Kamin ruhig aufstieg, die Knechte mit den Pferden und Wagen vor dem Stalle, die Mädchen mit Kübeln an den Brunnen, jetzt eine Kutsche mit Vieren heranrollend, stillhaltend und den Platz vor dem Hause mit allerlei bunten Gestalten erfüllend, unter welchen natürlich das Roth des „coaching gentleman“ sich wieder besonders hervorthat — hier das stille Mansionhaus, wie ein verwunschenes Schloß im Grün versteckt, mit hoher Mauer, von Bäumen und Gebüschen überwachsen, ohne irgendein Zeichen des Lebens — dann die Schmiede, der Wasserfall, die reinlich stillen Wege zwischen Wiesen, auf denen Kühe weiden und ein Kind steht, das sie hütet — und rings, in fast greifbarer Nähe, die bewaldeten Berge, welche malerisch das kleine Thal von Newby-Bridge umschließen.

Es war neun Uhr morgens, als ich nach einem excellenten Frühstück die verschiedenen Hände von Dame White

und ihren Töchtern zum Abschied schüttelte, um mich wieder auf das Dampfschiff zu begeben, welches mich über den ganzen See nach Ambleside zurücktragen sollte. Es war ein Tag ohne Sonne — ein melancholischer Himmel, ein duftverschleierter See. Die Luft war weich und voll des süßesten Herbstaroms; aber eine so tiefe Wehmuth lag über dem Wasserspiegel ausgebreitet, und jeder Baum an seinem Rande ließ sein gefiedertes Laub wie in Trauer niederhängen. Kein Licht war da als das eigene des bunt schattirten Grüns, welches Wald und Wiese zeigten — jener wunderbare Farbenreichthum des Herbstwaldes, mit Buchen, welche zuerst grün und zuerst gelb werden, mit Eichen, die nur langsam, wie starke Naturen, den Tribut des Daseins zahlen und mit Fichten und Pinien, dieser Nadelholzgattung, welche in den südlichern Gegenden Europas und dem ihnen durch die triebkräftige Milde seines Klimas verwandten England etwa unsere Kiefern ersetzt. — Auch die Inseln im Wasser — meine Blumenbouquets in Porphyrvasen — schimmerten nun, frei von Licht und Schatten, in der ganzen Pracht ihres eigenen Hellgelbs und Dunkelgrüns. Alles, was den Rand des Sees schmückte, der Wald, jede Wiese, jedes grünumsponnene Haus, jedes gartenumkränzte Dörflein, bespiegelte sich, als wie trunken von der ihm eingeborenen Schönheit, traumhaft in der Tiefe des Wassers. Und diese Spiegelung war beinah noch schöner als die Wirklichkeit selber; denn das Wasser war von einer so wunderbaren Klarheit, daß Felsen und Wiesengrün darin funkelten fast mit dem eigenthümlichen Glanze von farbigen Edelsteinen. Den Aspect des Sees schließend standen die Schatten der Berge, gleich dunkeln gigantischen Bildern; wie gestern, bei klarem Himmel, die Wolken von den Bergen, so heute in der That bei verdecktem Himmel waren Wolken und Berge kaum von ihrem Widerscheine im

Wasser zu unterscheiden. Ein solcher Duft umfing uns von Wolken und Nebel und feuchtem Waldes- und Wasserhauch — es war wie ein Traum! Da trieb ein Nachen vorbei mit zwei Damen in weißen Gewändern und runden Hüten — die eine führte das Ruder in beiden Händen, die andere lag zurückgelehnt in die rothen Kissen und träumte. Dann kam ein Boot mit Segeln; andere schaukelten am Gestade. So gedämpft war alles, das Licht, der Schatten, jeder Ton in der Luft, jedes Plätschern der Welle, der Schlag des eigenen Herzens. Eine solche Harmonie war auch in diesem sonnelosen Tage, daß die Seele unbemerkt in dieselbe Stimmung überging. Dies war ein Tag, um Gräber zu besuchen und Feste der Erinnerung zu feiern!

Und solch einem Act der Pietät war auch dieser Tag geweiht, denn ich wollte die Wohnstätten der Poeten besuchen, diejenigen, welche sie innehatten, solange sie lebten, und diejenigen, welche sie nun innehaben, seit sie aus dem Leben geschieden, ihre Gräber. Die Kutsche, welche in dieses eigentlichste Land der Poeten fährt, erwartet die vom See Kommenden in Ambleside. Hier, wo jetzt die greise Dichterin Miß Martineau wohnt, öffnet sich ein anmuthiges Hügelland, durch welches der Weg sanft aufwärts führt. Hinter mir auf dem Kutschensitz der Außenseite saßen zwei junge englische Damen mit ihren ebenso jugendlichen Männern. Eine von den Damen hatte ein angenehmes, edles Gesicht, bleich und mit zwei Augen, so melancholisch wie dieser Tag. Wasserfälle rauschten — gedämpft — hier und da zu beiden Seiten des Weges hernieder. Das Rauschen von Wasser begleitet uns immerfort in diesem Lande der Seen: bald schallt es aus der Höhe, bald schallt es aus der Tiefe, und nicht lange, so begann auch der Kutscher von Wordsworth und Coleridge zu sprechen. Das ist kein Wunder. Jedermann hier spricht von ihnen.

Hier nun, wo der Berg bis an den Weg vorspringt, wo der Park, halb Wald, halb Garten, sich zur alten Burg emporzieht, wo die Wasserfälle rauschen und dort durch die verschleierten Bäume unter dem schwermüthigen Himmel ein neuer See sichtbar wird: hier ist wol auch ein Land für die Dichter! Es ist von einer so ahnungsreichen Schönheit, es liegt so viel Seele, so viel Stimmung darin. Denn, um es zu wiederholen, das Wasser ist die Seele der Landschaft. Wie sagt unser Goethe?

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Darum fühlt unsere Seele eine Art Wahlverwandtschaft zu dieser Seele der Landschaft, und mit einer stillen Sehnsucht folgt sie wol stundenlang den anmuthigen Windungen eines Stromes oder versenkt sich zu seliger Träumerei in das sympathische Dunkel eines bergumfriedeten Sees.

Der Park mit dem castellartigen Wohnsitz darin, dicht an unserm Wege, ist derjenige der alten Normannenfamilie le Fleming; der See, den wir durch die Bäume schimmern sehen, ist Rydal Water. Rydal Water oder Rydal-Mere ist ein so liebliches Stück Wasser, als nur eins im Seedistrict gefunden wird; so klein zwar, daß man alle Ufer übersehen kann, aber ebendeswegen um so lieblicher. Wie ein kleiner Schmuck für sich liegt es in dem reichen Schatzkasten dieser gesegneten Lande. Und auf dem Berge über dem See und dem Park, Rydal Mount genannt, steht noch das Haus,

in welchem William Wordsworth gewohnt. — Gleich nach diesem Seechen kommt der etwas, aber nicht viel, umfangreichere von Grasmere; und in einem kleinen, hüttenartigen Hause am äußersten Rande desselben lebte Coleridge und nach ihm de Quincey. Traumhaft genug für den Opiumesser! Hohes Schilf wächst am Rande des Wassers. Schwäne rudern auf seiner schlaftrunkenen Fläche. Dämmerige Hügel lassen ihr verschwimmendes Abbild hineingleiten. Alles schlummert, alles träumt an diesem See von Grasmere.

Auch in dem Hof und Garten des Hotels, vor welchem die Kutsche hält, war es nicht lebendiger. Ich saß — ich weiß nicht wie lange — dicht am Seerande, wo die späten Herbstrosen dufteten. Es war so still hier! Man hörte die Käfer schwirren und jeden Vogel in der Luft singen. Berge und Waldwiesen schließen das regungslose Wasser ein — eine rothe Gondel trieb darüber hin mit einem jungen Paare darin, und drei Schwäne, wie im Volksliede, schwammen langsam hinterher.

Endlich, am späten Nachmittag, erhob ich mich von dem See. Auf Hügelpfaden, die sich vielfach zwischen hohen Hecken an den Hängen dahinziehen, hier sich scheinbar verlierend, dort wieder auftauchend, bin ich durch Wiesen gewandert, an stillen Landhäusern vorbei. Ich sah keinen Menschen, ich hörte nur dann und wann einen Wagen. Tief unten, wo der See zu Ende und die Hügel sich ein wenig öffnen, liegt Grasmere, das Dorf: vornan die Kirche, eine solche, deren bescheiden-frommes Aeußere das Herz nicht nur zur Andacht, sondern auch zur Demuth mahnt, — und hinter dieser Kirche ist der Kirchhof mit dem Poetengrabe. Wenn die Todten jeden Tritt fühlten, den man auf ihre Hügel thut! Ich habe eine Erinnerung aus meinen Kinderjahren, daß man es uns strenge verboten, wenn wir auf den Gottes-

acker gingen, auf die Gräber zu treten. Seit der Zeit ist mir's unmöglich, meinen Fuß auf ein Grab zu setzen, und thut mir allemal weh, wenn ich von einem andern es sehe. — Doch ruht von den Poeten nur einer hier in Grasmere: William Wordsworth. Hartley Coleridge, der neben ihm schläft, ist nicht der Dichter, welcher Samuel Taylor Coleridge hieß, sondern der geniale, aber leider etwas zerfahrene Sohn desselben. Er selber, der Dichter, starb auf Highgate-Hill, in London, und im Hause des Dr. Gillman, dem er sich anvertraute, damit dieser ihn von der Gewohnheit des tödlichen Opiums befreie. Dort, über dem Lärm und Rauch der tosenden Weltstadt, in der reinern Luft des Vorstadthügels, ruht er in seinem Grabe. Southey, welcher nicht weit von diesem See, in der Nähe von Keswick gelebt, liegt auch dort auf dem Kirchhof seines Dorfes bestattet. An Wordsworth's Grabe erhebt sich eine sehr einfache eiserne Tafel. In diesem einen Grabe zusammen ruhen der Dichter und sein Weib, und auf dieser Tafel ist nichts zu lesen als die Worte: „William Wordsworth, 1850. — Mary Wordsworth, 1859." — Aber wie viel sagen diese Worte — wie viel von jener Treue, die ein ganzes Leben umschließt, und von jener Liebe, die an ein Wiederfinden nach dem Tode glaubt! Wie freundlich von dieser gemeinsamen Gruft lenken sie unsern Blick in das Jenseits! und dann — Pyramiden und Urnen, an denen selbst dieser kleine Dorfkirchhof so reich ist, mögen für andere sein; der Dichter und sein Weib haben nichts als diese einfache Tafel, aber ihre unsterblichen Namen darauf. Und untenhin rauscht der Wiesenbach dem See zu — denselben See, den der Dichter im Leben so gern gegrüßt und besungen, — ein Vöglein trillert in der Abendluft, und leis über dem Grabe zittert die Pinie. O — so in seiner

eigenen Erde zu schlafen wie dieser Poet, umgeben von allem, was die Herrlichkeit des Lebens gewesen, von seinen Bergen, seinen Wäldern, eingesungen von dem Chore der bekannten Bäume, des vertrauten Bachs, der heimatlichen Vögel! Nun denn: wenn Todte zu beneiden sind, William Wordsworth ist es! Nichts stört die Einsamkeit dieses Ortes, als die Verehrung seines Volkes, wenn dann und wann ein Wandersmann kommt, um am Grabe des Sängers zu rasten. Nichts ist da als das graue Kirchlein, das Haus des Todtengräbers, die Pinie, der einsame Vogel, der über dem Kirchhof seinen Dämmerungsgesang singt, der Bach, der, leise plätschernd, die Mauer des Kirchhofs küßt, leise rauschend „für immer, für immer, für immer". Hier auf dem Grabe des Dichters war es, wo ich die Engländerin mit den melancholischen Augen noch einmal wiedersah; zum letzten mal, denn sie blieb, als ich ging. Sie war mit ihrer Gesellschaft eingetreten, als ich den Kirchhof verlassen wollte. Nach einer Weile, als ich mich vom Weg aus umblickte, sah ich sie noch auf dem Grabe sitzen — mit ihren lichten Gewändern in der einbrechenden Dämmerung einem Genius stiller Ergebung nicht unähnlich.

Der Tag ging grau in den Abend hinüber, und die Nacht lag weich und schwer und dunkel wie Sammet auf den Hügeln, als ich nach langer Wanderung den See wieder erreichte.

3.

Die Seen von Cumberland.

Das war wieder ein Morgen von glorioser Pracht, jener Morgen, wo ich Abschied nahm von meinem lieben See von Windermere! Die Landschaft, das Wasser, die Hügel strahlten in einer wahrhaft goldenen Herbstherrlichkeit. In der heißen Mittagssonne fuhr ich ab, in einem kleinen Wägelchen, mit einem Pferd, spindeldürr, aber gewaltig zum Laufen und Steigen, und einem gar bescheidenen Männlein in grünem Friesrock, das als Kutscher fungirte. Denn der Stolz von rothen Röcken und Kutschen mit Vieren hatte hier ein Ende, wo es auf steinigten schmalen Pfaden in die Gebirge und zu den Seen von Cumberland geht.

Es war einer der wärmsten Tage in diesem Jahre und auf dieser Höhe. Alles war blau von Duft und Schimmer. Gleich vom Hotel ab stieg der Weg fast ununterbrochen; und ebenso ununterbrochen als der Weg mußte ich selber steigen. Denn das Männlein im Friesrock hatte viel mehr Erbarmen mit seinem Pferd als mit seinem Passagier, und den größten Theil des beschwerlichen Weges wandelten alle drei, Kutscher, Pferd und Reisender,

friedlich nebeneinander. Wir ließen unter uns Windermere, den See, das Dorf, zuletzt die Berge, die mir dort so hoch geschienen, und hatten aus der immer kahler werdenden Höhe einen wundervollen Blick hinab, wo alles zuletzt in einer Art transparenten Blaues hinschwand, in welches nur noch zuweilen die weißen Schillerstreifen des Sees gewoben schienen. Endlich deckte sich ein heißer Duft auch darüber, und kühler wehte es uns von oben an: hier, auf ödem Gebirgskamme hatten wir die Grenze von Cumberland erreicht.

Diese Grafschaft ist, mit Northumberland, die nördlichste in England. Sie stößt auf die Grenze von Schottland und hat in ihrem Aussehen viel Aehnlichkeit mit demselben. Dieser wildere Charakter von Cumberland trat uns sogleich in den hohen, nackten Steinfelsen entgegen, die, nur schwach von dem Grün der Heide oder des Mooses überflogen, ihren kolossalen Schatten auf die breite Sonnenfläche der gegenüberliegenden Felswände warfen. Auch an irländische Scenerie und Einsamkeit ward ich mehrfach erinnert, und etwas Fremdartiges für die Seele, etwas Erstarrendes mitten in dieser ungewöhnlichen Herbstsonnenglut hatte der fast unvermittelte Wechsel aus den wald- und wiesenduftigen Seeufern zu der ungeheuern Monotonie dieser baum- und strauchlosen Hochebenen.

Hier, auf diesen Plateaux, welche an einigen Stellen mit ihren schroffen, kaum ersteigbaren Felswänden natürlichen Festungen gleichen, hat sich lange ein Rest der ersten Ansiedler Englands, der sognannten Kymrus oder Kumrier, und bis auf unsere Zeit ihr Name in demjenigen der Grafschaft, Cumberland, erhalten, nachdem ihre celtische Ursprache, ja diese Völkerschaft selber in der englischen untergegangen ist. Die Briten von Strath-Clyd und Ryed

und Cumbria schmolzen allmählich in die umgebende Völkerschaft dahin und hörten mit dem Verlust ihrer Sprache auf, als eine eigene Rasse erkennbar zu sein. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sich dieser Proceß erst in einer verhältnißmäßig neuern Zeit vollendete. — Im Bischofthum Glasgow, welches den größten Theil des alten cumbrischen Königreichs umfaßt, ist die „barbarische" Sprache der Briten jenem Dialekt des sächsischen Englisch, welchen man das „Niederland-Schottisch" nennt, etwa um das 13. Jahrhundert gewichen; in einigen entlegenern Districten soll sich die Sprache bis zur Reformation hingehalten haben, dann und durch das Kirchenregiment der protestantischen Geistlichkeit gänzlich zerstört worden sein. Aber das breite „u", welches der Reisende an den Ufern der Seen von Cumberland vernimmt, erinnert ihn an die dunkle Klangfarbe der alten Celtensprache, welche noch heute von den Bewohnern des Fürstenthums Wales gesprochen wird, ebenso wie einige britische Traditionen in Cumberland auf jenes eigentliche Land der Cambrier, auf Wales, hindeuten. Das Schloß Pendragon, indem es den fabelhaften Uther, den Vater Arthur's, in sein Gedächtniß zurückruft, beschwört mit einem mal die ganze Merlinspoesie vor seinem Blick herauf. „König Arthur's Rundtafel", eine von den zahlreichen druidischen Ueberresten in diesen abgeschlossenen Berggegenden, dem letzten Asyle jener düstern Form des Heidenthums, läßt mit einem mal, schon durch seinen Namen, den ritterlichen König und seine tapfern sagenhaften Genossen mit allen Erinnerungen an Ginevra und den heiligen Graal vor unsern Augen erstehen. Einige von den Gebirgen welche dieser Landschaft einen zugleich so düstern und so erhabenen Ausdruck verleihen, haben die ihnen von der ursprünglichen Bevölkerung gegebenen Bezeichnungen bewahrt; und der „Skid-

daw“ und „Helvellyn“ erheben sich nun als die gewaltigen Grabdenkmale eines ganzen Geschlechts, welches dahingegangen.

Lange war uns kein Mensch, kein Wagen begegnet, und wie in einem ausgestorbenen und von allen lebenden Wesen verlassenen Lande waren wir unter der schweigend brennenden Sonne gewandert, immer steigend und steigend, bis wir ein Gitter erreichten, welches den Weg abschloß, mit einer Hütte dahinter, aus welcher auf unser Rufen ein altes Weib trat, um uns die schlagbaumartige Versperrung zu öffnen. Vor der Thür dieser Hütte pflegt jedes Fahrzeug zu halten, welches vorbeikommt; denn, wie eine kleine Tafel über derselben sagt, „dies ist das höchste bewohnte Haus in England“. Die alte Frau brachte dem Pferde Wasser und dem Manne Bier, und diese, unbekümmert um den fast märchenhaften Eindruck, den die Einsamkeit der Scene machte, ließen es sich beide sehr gut schmecken. Grau und in Sonne gebadet stand gegenüber das steinige Gebirge, im schwarzblauen Nachmittagsduft, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Leben. Nur das Rieseln einer Quelle dicht bei dem Hause war zu vernehmen, und ein paar Hühner liefen gackernd auf dem dürftigen Rasen in der Schlucht herum. Außer der alten Frau schien niemand in dem Hause zu sein, und wenn sie mit ihrem Gesichte, welches so düster und runzelvoll war wie die Felsen gegenüber, vor der Thür erschien, so mußte ich unwillkürlich an das Märchen von der bösen Fee und den verlaufenen Kindern denken. Allein mein Mann, der Kutscher, ließ sich von solchen Vorstellungen nicht anfechten, und nachdem er sein Bier und meins dazu getrunken hatte, schirrte er sein Pferdlein wieder auf, und vorwärts ging's in dem nun schwächer werdenden Glanz der Sonne, welche bereits ihren Nachmittagsstand über den Bergen

hatte. Ganze Bergschluchten voll blauer Schatten thaten sich vor uns auf, während in der reinern Aetherhöhe die Felsspitzen allerlei phantastische Umrisse anzunehmen schienen. „Dies ist die Kirche", sagte der Mann, welchem die beiden Gläser Bier den Mund geöffnet hatten, „dies ist der Riese", — „dies ist das Kreuz" — ich glaubte dem Manne alles aufs Wort, sah aber nichts von alledem, schon deswegen nicht, weil ich mich an der Lehne des Wägelchens festhalten mußte, um nicht herunterzufallen. Denn wie wir vorhin zuweilen auf beängstigende Weise gestiegen waren, so flogen wir jetzt in noch beängstigenderer Weise bergab, zuweilen so schmal am Abhang hin oder so scharf um vorspringende Felskanten biegend, daß ein Kopfüberstürzen fast die einzige Möglichkeit des Weiterkommens schien. Allein der Mann redete mir zu, mich festzuhalten, keine Angst zu haben und das Pferd laufen zu lassen; und da ich diese drei Vorschriften, soviel an mir lag, erfüllte, so ging denn in der That auch alles gut.

Uebrigens fing nun auch die Gegend an, etwas lebendiger zu werden nach der langen Monotonie, durch die wir bis hierher gekommen. An den Abhängen der zwar immer noch kahlen Gebirgswände kletterten Schafe, diese bescheidenen Thiere, zu deren Erhaltung die Fruchtbarkeit von Steinen auszureichen scheint, und überall rannen und rauschten Wasserfälle aus dem Granit und schlängelten sich, die Stille mit ihrer lieblichen Musik erfüllend, in langen Silberstreifen glänzend aus der Höhe herab oder brausten in breiten Cascaden über Steinblöcke und Felsgeröll.

Viehzucht ist das einzige, was den Bewohnern dieser unwirschen Gegend, welche mich an die „ungastfreien Höhen" der Horazischen Ode gemahnten, übrigbleibt. Man sieht ihre grauen Steinhütten zerstreut hier und da unter einem

geschützten Abhang umherliegen, in diesem blendenden Sonnenlicht kaum zu unterscheiden von den Felsen, an welchen sie hängen. Steinwälle grenzen die einzelnen Bergparcellen ab, und wo der Weg am Rande dahinläuft, sind Gatterthore aufgerichtet, um welche ganze Scharen von Kindern aus den benachbarten Hütten lagern, die, sobald ein Wagen naht, sich erheben, um zu öffnen und ihren „Hä' penny" dafür als Zollgeld erwarten. Aber sie betteln nicht, wie ihre Verwandten in Wales, noch weniger verweigern sie Nichtzahlenden den Durchgang, wie diejenigen in Schottland, wo sich diese Art von zwangsweiser Steuererhebung noch als ein Rest des „black-mail" aus den alten Clanzeiten erhalten hat. Nein, diese Kinder der cumberlandischen Gebirge sind zwar sehr schmuzige, barfuß laufende und zerlumpt angezogene, aber dabei doch sehr bescheidene und artige Kinder. Eins von ihnen, ein Mädchen von 10 Jahren mit sehr hübschen dunkelblauen Augen, sprang hinten auf das Bret und jagte mit uns über Stock und Stein, ließ sich von mir die Haare, die Stirn, die Wangen streicheln und sah mich dabei immer so verschämt lächelnd an, als ob sie mehr verlange. Ich küßte sie zuletzt auf den Mund. Sie aber fuhr fort zu lächeln, und sprang endlich nach einer halben Stunde vom Wagen. Leider erfuhr ich von meinem Kutscher erst als es zu spät war, um ihren bescheidenen Wunsch zu erfüllen, daß es ihr nicht um einen Kuß, sondern um einen „Hä' penny" zu thun gewesen sei, woran ich in der That bei einem so hübschen Kinde gar nicht gedacht hatte.

Allmählich wird der Charakter der Landschaft, je tiefer der Weg sich senkt, um so sanfter; Bäume erscheinen wieder, zuerst nur Fichten und anderes Nadelholz, dann mischt sich Laubholz hinein, der Fuß der Berge bewaldet sich und der

freundliche Abendsonnenschein beleuchtete sanfte Rasenflächen und liebliche Waldpartien, zwischen denen rothe Dächer und etwas weiter ein neues Wasser heraufglänzten. Es war das Dörflein Patterdale, welches sich fast bis zum Rande des Sees Ulleswater, eines der berühmtesten von Cumberland, hinabzieht. Welch ein freundlicher Wechsel, diese anmuthige Landschaft, in der die Biene von Rose zu Rose schwärmt und der Vogel sein Abendlied in heiterer Luft und wolkenloser Höhe singt, zu der steinigen Einöde, die ich eben durchflogen hatte! Hier nun ward auch der See in seiner vollen Abendglorie sichtbar. Die Ufer der andern Seite bildeten Felsen, kühngegipfelt, von Wind und Wetter zerrissen, und nur um den Fuß, wo er sich in den See stemmt, von grünen Wald- und Rasenstreifen gesäumt. Aber auf unserer Seite umschlossen Waldberge, zu einer dunkeln Schlucht vertieft, das in der Abendsonne flimmernde Wasser. Und hier, auf einem großen dichten Rasen, der wie ein Teppich am Rande des Sees ausgebreitet ist, liegt das Wirthshaus. Nichts Reizenderes ist zu denken als dies Wirthshaus, wie es mit seinen Blumenbeeten und seinem Rasen dicht unter der Waldschlucht und dicht an dem See liegt; wie es mit seinen hellen Fenstern hier in die kühle Blätternacht und dort auf das spiegelklare Wasser sieht. Es ist so ruhig hier — noch eine andere Ruhe als dort oben in Windermere. Es ist mehr die Ruhe eines wachen, in sich geschlossenen Glückes; frei von jedem wehmüthigen Zusatz, ein frisches, fröhliches Anschauen der Gegenwart. Ich mußte — ohne zu wissen warum, hier im fernen Cumberland viel an Berthold Auerbach denken und dachte, es müsse hier, unter den dunkeln Bäumen, so ruhig sein wie in seinem Schwarzwald. Aber nun erschien, während ich auf dem Rasen wandelte, ganz voll von all

dem Duft und alle der kühlen Frische des Abends, plötzlich an einem der Fenster, welches bis auf den grünen Boden reichte, eine weibliche Gestalt, die, sobald sie meiner ansichtig wurde, ein lautes Gelächter erschallen ließ und dann wieder vom Fenster verschwand. Dieses Gelächter beleidigte mich sehr und brachte mich fast ganz aus der wunderbaren Abendstimmung. Was mag ich denn nur so Lächerliches an mir haben? dachte ich, indem ich zum See schritt, um meine Figur in der klaren Oberfläche prüfend zu bespiegeln. Ich entdeckte nichts, soviel ich mich auch drehte und wandte; bis ich auf einmal an dem Fenster die Dame wieder entdeckte, diesmal aber mit einem Herrn an ihrer Seite, die sich alle Mühe gaben, sich durch unaufhörliches Schwenken ihrer beiden Taschentücher kenntlich zu machen, und, als dies nicht zu helfen schien, mit ihren beiden frischen Stimmen anhuben zu singen:

Kornfeld und Gerstenfeld
Und jedes Feld ist wonnig, oh!
Nie will vergessen ich die Nacht,
Die Nacht im Korn mit Annie, oh!

Nun erkannte ich sie wieder, die beiden Geister aus der Abtei von Furneß, die mir hier, am See von Ulleswater, noch einmal zu liebenswürdigen Neckegeistern werden sollten. Sofort eilte ich den Rasen hinauf, stieg durchs Fenster zu ihnen und fand zu meiner Freude, daß Harry und Jessie sich, obgleich nun schon über acht Tage verheirathet, doch immer noch sehr lieb hatten. Wir hatten an diesem Abend wol keine Ruinen und keinen Mondenschein mehr wie damals; aber wir hatten einen guten Thee und ein ausgezeichnetes Stück Roastbeef, um uns dafür zu trösten. Auch fand ich an diesem Abend, daß der Ehestand

keine eifrigern Fürsprecherinnen hat als diese jungen Geschöpfe, welche noch auf der Hochzeitsreise begriffen sind. Später freilich, wenn das Leben sein Alltagsgesicht hat, und keine Berge, keine Seen und keine Flitterwochen mehr da sind, dann pflegen sie etwas ruhiger über diesen Punkt zu denken und zu sprechen. Aber nur mit Recht; denn „wahres Glück schweigt". — Am Nachmittage darauf, kurz vor meinem Abschiede, tauschten wir, Harry und ich, unsere Karten aus, in der Hoffnung, uns, wo nicht in diesem District, so doch in diesem Leben noch einmal wiederzusehen, und noch lange, als ich das Dampfschifflein bestiegen hatte, welches sich langsam vom Ufer entfernte, sah ich beide an dem Fenster stehen, wie sie mir mit weißen Tüchern Lebewohl winkten.

Dieser See von Cumberland ist weniger mannichfaltig als die Seen von Westmoreland, und in Form und Substanz seiner Ufer im ganzen eigentlich düsterer und grotesker. Es sind nackte Felsen, die sich Gipfel über Gipfel aufthürmen. Aber in dieser Stunde, wo der Glanz der Sonne ihre Ränder gleichsam zu mattem Gold abschliff, nahmen selbst sie das wolkenhaft Weiche an, als ob eine Reihe hinter der andern stände, und eine Dämmerung sanften, sich immer erweiternden Blaues umschloß die bis zuletzt helle Wasserscheibe des Sees. — Nach einer Stunde hatten wir das Ende desselben bei Pouley-Bridge erreicht, wo wieder einmal ein rother Rock, eine Kutsche und Viere warteten. Dieses war meine letzte Kutschenfahrt im Lande der Seen, durch nachtbedeckte Wiesen, Feldmark und stille Dörfer bis nach dem Städtlein Penrith, welches die hereinjagende Kutsche gar lustiglich mit flackernden Gaslichtern und fröhlichem Straßenlärm empfing. Von dem Städtlein selbst, obgleich es recht hübsch sein soll, konnte

ich trotz der Gaslichter nicht viel sehen; desto mehr dagegen von der Rauch- und Trinkstube des „Royal George", wie mein Hotel hieß. In besagter Stube ging es nämlich sehr hoch her wegen eines Viehmarktes, welcher an diesem Tage in Penrith abgehalten worden war. Da saß der behäbige Farmer in der ledernen Hose, da saß der schlaue Viehhändler aus dem schottischen Niederland, und da saß auch der ehrenwerthe Wirth des „Königlichen Georg", alle drei mit großen Hüten auf, mit langen Thonpfeifen im Mund und mit silbernen Kannen und Rumfläschlein vor sich, denen sie fleißig zusprachen. Neben sich unter dem Stuhle hatte ein jeglicher sein „spittoon", sein Spucknäpfchen, in welches sie ihre thönernen Pfeifen alle zehn Minuten einmal ausklopften, und vor sich, mitten auf dem Tische, eine zinnerne Büchse mit schwarzem Taback, „shag" genannt, aus welcher sie dieselben ebenso oft wieder füllten. Sie tranken und rauchten mit sehr ernsthaften Gesichtern und führten dabei sehr ernsthafte Gespräche über den Preis von Ochsen und andern nützlichen Thieren. An hübschen kichernden Mädchen war kein Mangel; aber wie der Engel mit dem flammenden Schwerte hatte sich die dicke Wirthin mit der rothen Nase auf die Schwelle der Küche postirt und ließ keins recht zum Vorschein kommen. Auf dem Sofa in der Gaststube räkelte sich ein „commerzieller Mann", wie hierzulande der „Commis voyageur" genannt wird; sodaß mir, nach aller Erinnerung an Seesrauschen und Mondennächte, als letzter Rest nichts blieb als das Bett, welches mich demnächst denn auch unter seinen rothseidenen Himmel mit dito nur etwas abgeblaßten Flügeln traulich aufnahm.

Als am andern Morgen die Sonne aufging, befand ich mich schon auf dem Wege. Aber noch ein letzter Abschiedsblick der Romantik sollte mir vergönnt sein, bevor

das Land der Seen sich mir gänzlich geschlossen hätte. Da stand ein stattliches Schloß, still unter dem jungfräulichen Morgenduft der Bäume, auf weitem, thaufrischen Rasen, sein mächtiges Zinnen- und Zackenwerk klar abzeichnend auf dem immer stärker glühenden Golde des anbrechenden Tages. Das ist der Stammsitz der Musgraves, und der Name des Schlosses ist Edenhall. Wer denkt nicht an eine der schönsten Balladen Uhlands, wenn er diesen Namen hört — „das Glück von Edenhall"? Nun, mich ergriff es wie ein starkes Heimaterinnern, wie ein voller Klang aus der Jugendzeit, als ich diesen Schauplatz eines meiner Lieblingsgedichte vor mir sah, und unwillkürlich bewegten sich meine Lippen:

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festdrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nur her mit dem Glücke von Edenhall!"

Die Sage, wie sie am Orte selbst erzählt wird, lautet: Der Schenk von Edenhall kam einst, in alten Zeiten, an den dem Schlosse benachbarten Brunnen des heiligen Cuthbert, als eben eine Schar von Feen den Ringelreihen im Grase tanzte. Erschreckt flohen die luftigen Wesen, aber sie ließen ihr Trinkglas zurück. Eine kam hierauf zurück, um es zu holen; aber als sie sah, daß es sich in den Händen des Schenken befand, da flog sie traurig fort und sang:

If that glass should break or fall
Farwell the luck of Edenhall.

Oder wie Uhland es hat:

Kommt dies Glas zu Fall,
Fahrwohl dann, o Glück von Edenhall.

Die Musgraves sind eins der ältesten Geschlechter von England; sie leiten ihren Stammbaum von einem der Waffengefährten Wilhelm's des Eroberers ab. Wacker in Krieg und Frieden haben sie sich während der langen Zeit gehalten, sind Sheriffs ihrer Grafschaft und Mitglieder des Parlaments gewesen; geben uns aber zugleich ein Beispiel jener Familien, die, älter als das älteste Haus des englischen Adels, dennoch nur zur Gentry gehören. Einer ihrer Vorfahren, Thomas de Musgrave, in Eduard's III. Zeit, commandirte in der siegreichen Schlacht von Durham und nahm David Bruce, den jungen König der Schotten, gefangen. Später in den bürgerlichen Kriegen standen die Musgraves treu zu dem königlichen Banner der Stuarts, deren erster sie zu Baronets gemacht hatte. Der zweite Baronet, Sir Philip, schlug sich bei Marston Moor und unter der heroischen Gräfin von Derby für König Karl I., und bei Worcester für dessen Sohn, den nachmaligen Karl II.; ein anderer Musgrave, von der Seitenlinie, Sir Edward, verkaufte seine Besitzungen, um ein Regiment für dieselbe Sache zu werben. Die tapfern Royalisten unterlagen und König Karl fiel auf dem Schaffot, aber in der Schlacht von Worcester war Sir Edward wieder da, um noch einmal, zusammen mit seinem Vetter, für den Thron zu kämpfen. Hier war es, wo Karl II. das Pferd unter dem Leibe erschossen ward und Sir Edward ihm das seine gab. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht floh Sir Edward nach Schottland, wo er bei dem edeln Herzog von Gordon Schutz zu finden hoffte; aber sein Asyl ward entdeckt und der Herzog erhielt eine Botschaft von Cromwell: — „daß, wenn er nicht sogleich Ned Musgrave, diesen Erzrebellen, ausliefere, er, Cromwell, einen Trupp Reiter senden und des Herzogs Schloß stürmen lassen wolle". Dem un-

glücklichen Royalisten blieb keine Wahl, als aufs neue zu flüchten: er begab sich übers Meer nach der Insel Man und dort starb er noch vor der Restauration, welche seine und seines Vetters Familien wieder in ihre Güter einsetzte. Doch ein Patent, welches die Musgraves, diese treuen Cavaliere, zu Baronen machte, ward niemals ausgeführt; sie waren und sind bis auf den heutigen Tag schlichte Baronets. Aber stolz auf ihre Familientradionen von mehr als 800 Jahren — ein Alter, mit dem sich keins von den titeltragenden Häusern Englands auch nur entfernt messen kann — sitzen sie noch dort oben in ihrem Stammschloß Edenhall, unter den Bergen von Cumberland; und dort, mit andern Reliquien, wird auch der durch Sang und Sage berühmte Pokal, „the luck of Edenhall", als ein Palladium der Familie bewahrt. Er steckt in einem ledernen Behälter, welcher mit Rollen von Weinblättern verziert ist und auf dem Deckel die Buchstaben J. H. C. hat. Der Pokal selber ist von grünem Glase mit Laubwerk und Emaille von verschiedenen Farben verziert; er ist tief, eng, faßt etwa ein englisches Pint und scheint, dem Stil seiner Ornamente nach, aus dem 15. Jahrhundert zu stammen.

In der Ballade unsers Uhland springt das Glas bei einem Gelage, und sogleich springt auch das Gewölbe, die Flamme dringt aus dem Riß, — die Gäste zerstieben, der Feind stürmt ein und erschlägt den jungen Lord, der in der Hand noch „das zersprungene Glück von Edenhall" hält. Am Morgen irrt der Schenk allein und sucht die Scherben des Pokales.

„Die Steinwand" — spricht er — „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,

In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

So, mit einem Gedanken an den deutschen Dichter, damals nicht ahnend, wie bald er uns entrissen werden sollte, beschloß ich meine Herbsttage an den englischen Seen.

Zehn Jahre sind seitdem verflossen, und wie ein Traum, wenn ich rückwärts schaue, stehen diese in allen Duft und Zauber der Romantik getauchten Tage vor meinem Auge. Doch ganz besonders traumhaft erscheint mir eine Stimmung, ein Empfinden, welches mich lebhaft überkam, als ich die vergilbten Blätter von den englischen Seen wieder las: — jenes zwischen ungestilltem Wandertrieb und mächtigem Heimverlangen getheilte Empfinden, welches den Deutschen in der Fremde damals ganz beherrschte, wie es in dem schönen Liede von Justinus Kerner einen so treffenden Ausdruck gefunden:

Und Liebe die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimat das ferneste Land.

Mit diesen Versen — Gott weiß es — haben wir uns oft getröstet, wenn es uns da draußen, Hunderte von Meilen weit, nicht wohl werden wollte, wenn uns das bittere Weh nach der Heimat ergriff, die wir doch verlassen hatten in Unmuth und Unbefriedigung . . .

Das ist nun alles vorüber. Nicht mehr im „fernesten Land" brauchen wir unsere Heimat zu suchen; wir haben sie gefunden und werden sie nicht mehr verlieren, Dank euch, ihr treuen Todten, deren Lied uns freundlich begleitet, ein letztes unsichtbares Band zwischen den Herzen in der Fremde und im Vaterhaus. Was uns da draußen fehlte,

war Deutschland; aber Deutschland war es auch, das uns zurückgerufen! Seine Neugeburt in Kampf und Sieg hat demjenigen, der einsam lange draußen weilte, seine Stelle wieder angewiesen, wo er sich heimisch fühlen und nützlich machen kann für das große Ganze. Nicht mehr „hinaus in die Ferne“, sondern heimwärts drängt jeder Wunsch und jeder Gedanke; mit dem Vollgefühl des Glückes und der Liebe umfassen wir diesen theuern Boden des Vaterlandes, an dessen Schwelle jetzt der Heimgekehrte voll inbrünstigen Dankes seinen Wanderstab niederlegt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.